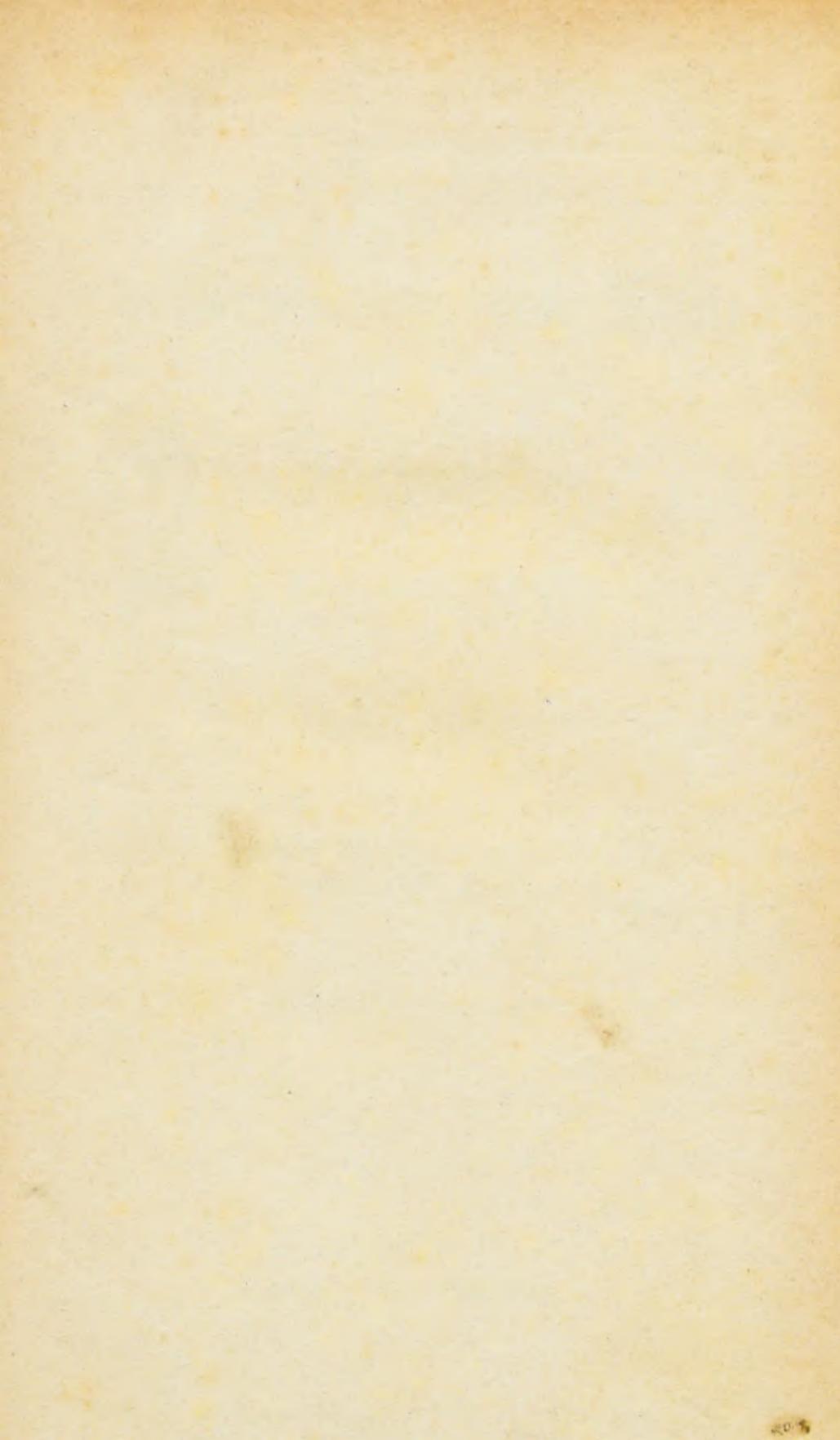




30670, I, G. f.





*Reise*

in

den Regentschaften Tunis

und

Tripolis

von

Heinrich Freiherrn von Malhan.



Zweiter Band.

Nebst einem Anhang,  
enthaltend consularische Actenstücke und Lese der  
Stämme Tunisiens.

Mit Titelkupfer und Karte.

Leipzig.

Dyck'sche Buchhandlung.

1870.

Preis des vollständigen Werkes in drei untrennbaren  
Bänden 4 Thlr.

Im Verlage der **Dyk'schen** Buchhandlung in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Von und an Herder.** Ungedruckte Briefe aus Herders Nachlaß. Herausgegeben von H. Düntzer und F. G. von Herder. In 3 (untrennbaren) Bänden gr. 8. geh. 6 Thl.

Inhalt: Bd. I. Herders Briefwechsel mit Gleim und Fr. Nicolai. Bd. II. Herders Briefwechsel mit Hartknoch, Sehne und Eichhorn, Briefe an Gruben, Herders Gattin, J. Müller, nebst Briefen von F. L. W. Meyer und A. von Einsiedel. Bd. III. Herders Briefwechsel mit Knebel, Karl von Dalberg, Joh. Fr. Hugo von Dalberg, einzelne Briefe an Herder, ungedruckte Gedichte und Uebersetzungen Herders, hedegetische Abendvorträge Herders; aus Briefen von Herders Gattin an J. G. Müller, Herders Antwort an den Convent der Petersgemeinde zu Petersburg.

**Hooker, J. D., „Himalayan Journals“.** Tagebuch auf einer Reise in Begleitung, dem Himalaya in Sikkim und Nepal, dem Khasiagebirge (A. d. Englischen. Mit vielen Illustrationen. gr. 8. geh. 2 Thlr. 27 N)

**Hue** (früherer apostol. Missionar in China), **das chinesische Reich.** Deutsche Ausgabe. 2 Thle. Nebst einer Karte. gr. 8. geh. 1 Thlr. 12 N

**Humboldt, Alexander v.,** Reisen in den Aequinoctialländern von Amerika. Deutschlands Jugend bearbeitet von C. Göhring. Mit zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt und Steindruck. 8. Eleg. geb. 1 Thl.

**Hygini fabulae** ed B. Bunte. gr. 8. geh. 1 Thlr. 3 N

**Hyginus Philosophus.** De imaginibus coeli (d. i. das 3. Buch des Ptolemaeus von Astronomicum des C. Jul. Hyginus). Nach einer Pariser von ihm im Druck erschienenen völlig verschiedenen Handschrift zum ersten Male herausgegeben von Dr. L. W. Hasper. 8. geh. 6 N

**Inscriptionis Rossettanae hieroglyphicae decretum sacerdotale.** Accuratissime recognovit, latine vertit, versione graeca contulit atque commentatus est, glossario instruxit M. A. Uhlemann, Philos. Doctor, Societatis Litt. Orient. Germ. Sod. 4. geh. 4 T

**Jacobs, Fr.,** Jugendschriften. Erstes Bändchen: Alwin und Theodor. Lesebuch für Kinder. Neu herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet von R. G. Jacobs. Mit 3 Kupfern. Neue wohlfeile Ausgabe. 8. geh. 10 N  
Drittes Bändchen: Kleine Erzählungen des alten Pfarrers von Mainz. Ein Buch zur Unterhaltung der Jugend. Mit 3 Kupfern. Neue wohlfeile Ausgabe. 8. geh. 10 N

— Personalien. Zweite wohlfeile Ausgabe. 8. geh. 1 Thlr. 7½ N

**Johstade, die.** Ein komisches Heldengedicht in 3 Theilen (von Dr. C. Johstade). Mit Holzschnitten. 8. geh. 6 Ngr.; geb. 7 N

**Junker, P. J.,** königl. Professor u. Dr. der Philos., **Untersuchungen über die ägyptischen Sothisperioden,** chronologische Tafeln derselben in Verbindung mit den Jahren der gebräuchlichsten Aeren und ägyptischen julianische Kalender verschiedener Zeiten der Sothisperiode gr. 8. geh. 16 N

— **Beiträge zur Chronologie und Geschichte im Alterthume, namentlich israelitisch-ägyptischen Beziehungen.** Auf Grundlage des Flavius Josephus mit besonderer Berücksichtigung der hebräischen Urkunden. Die Entdeckung Lybiens durch die Phöniker. Historische Abhandlung. gr. 8. geh. 15 N

**Knötel, A.,** Cheops der Pyramidenbauer und seine Nachfolger. Nochmals gründliche und allseitige Erörterung der Fragen, was es mit dem Falle der Hirten in Egypten, dem Pyramidenbau, der Glaubwürdigkeit Manetho's u. s. w. für eine Bewandniß habe. gr. 8. geh. 27 N

— **System der ägyptischen Chronologie** übersichtlich entwickelt und abgeschlossen hingestellt, nebst e. kurzen Abriss der ältesten ägyptischen Geschichte, wie sich dieselbe nach den Ergebnissen der Zeitrechnung gestaltet. gr. 8. geh. 24 N

— **de pastoribus qui Hyc-sos vocantur deque regibus pyramidum auctoritate Commentatio historico-chronologica.** gr. 8. geh. 10 N

**Koch, M.,** die Alpen-Etrusker. gr. 8. geh. 15 N





Lith. u. Druck v. F. M. Strassberger Leipzig

Muçtafa Chasnadâr,  
Erster Minister des Bey von Tunis.

Reise

in

den Regentschaften Tunis

und

Tripolis

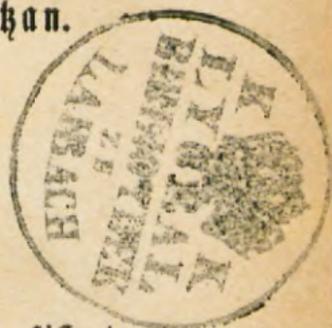
von

Heinrich Freiherrn von Malhan.

~~~~~  
Zweiter Band.

Nebst einem Anhang,  
enthaltend consularische Actenstücke und Liste der  
Stämme Tunisiens.

~~~~~  
Mit Titelkupfer und Karte.



—————  
Leipzig.

Dyck'sche Buchhandlung.

1870.

Das Recht der Uebersetzung bleibt vorbehalten.

# Inhalt.

	Seite
<b>Neuntes Capitel. Von Tunis nach Odnâ (Uthina).</b> Aufbruch von Tunis zu einer längeren Reise im Innern. — Meine kleine Karavane — Bedâwy. — Brâbym, der Verehrer des schönen Geschlechts. — Mein Koch und sein musikalischer Sohn. — Hâdsch Hâmed, der Maulthier-treiber. — Familienscene. — Abreise von Tunis. — Das Schloß Mohammediya. — Die Wasserleitung von Karthago. — Die Ruinen von Uthina. — Die großen Wasserbehälter. — Citadelle. — Aquäduct von Uthina. — Historisches über Uthina. . . . .	1
<b>Zehntes Capitel. Dschuqar (Zuccara).</b> Reise von Odnâ nach Dschuqar. — Abermals der Aquäduct von Karthago. — Hanschyr Bâb Châlid. — Hanschyr Sîmyndscha. — Sarbuân. — Der östliche Ausgangspunkt der karthagischen Wasserleitung. — Ruinen des Tempels der Flußgottheiten. — Hanschyr el Dagba, das antike Thuburbo majus. — Das Heiligthum der Bint Sa'ydân. — 'Ayn Dschuqar, das antike Zuccara. — Der westliche Ausgangspunkt der karthagischen Wasserleitung. — Ruinen eines Nymphæum. — Sagen über die berühmte Heilige Bint Sa'ydân. . .	33
<b>Elfte Capitel. Dayruân.</b> Weg von Dschuqar nach Dayruân. — Landschaftlicher Character und Pflanzenwuchs. — Angaben des Ptolemäos über diese Gegend. — Verwirrung und Deutung der alten Topographie. — Ruinen von Dagr el ahmar. — Dschelula. — Erster Anblick der heiligen Stadt Dayruân. — Unnahbarkeit derselben. — Mein Lager vor der Stadt. — Seltamer Besuch. — Der deutschredende alte Renegat. — Besuch von Seiten des Dâhid. — Einzug in Dayruân in seltamer Verkleidung. — Absteigequartier im Regierungshause. — Hindernisse und Schwierigkeiten einer Besichtigung der Stadt. — Die Kniffe des Dâhid. — Ausgang in der Stadt. — Die Moscheen. —	

Der Kinnbart des Propheten. — Antike Reste. — Der Basar. — Handelsartikel. — Abreise von Dayruân. — Untersuchungen über die Lage von Auguston oder Vicus Augusti. — Geschichtliches über Dayruân. . . . . 48

**Dreizehntes Capitel. El Dschem (Tysdrus).** Stämme der Dschelâss und der Sfawâssa. — Verständniß der Topographie des Ptolemäos in dieser Gegend. — Ein Lager der Dschelâss. — Ruinen von Terentum? — Versuchter Raubanfall von Seiten der Sfawâssa. — Schrecken, den wir einem Lager einflößten. — Ein muskliebendes Kameel. — Ankunft in El Dschem. — Erster Anblick des Colosseums. — Messungen seiner Dimensionen. — Seine Architectur. — Fagade. — Unterirdischer Gang. — Sagen über denselben. — Die Kahyna, die Prophetin der Berber. — Berichte der alten Autoren über Tysdrus. . . . . 84

**Vierzehntes Capitel. 'Ayn baydhâ, Dschilma.** Rückkehr zum Lager der Sfawâssa. — Einförmige Ebene. — Die Wohnungen der Nomaden. — Die antiken Magalia oder Magalia. — 'Ayn baydhâ. — Das antike Aquae Regiae. Vergleich der alten Stationentafeln. — Pflanzenwuchs der Steppenlandschaft. — Eine wasserreichere Gegend. — Niederlassung des Dschelâsstammes. — Der Stamm der Farâschysch. — Räubereien desselben. — Hâdsch Hâmeds Gefangenschaft unter ihnen. — Bedenken in Bezug auf ihr Verhalten. — Ankunft in Dschilma. — Das antike Kilma oder oppidum Chilmanense. — Hâmeds Auslösung mit den Farâschysch . . . . . 106

**Fünfzehntes Capitel. Dasqa (Capfa).** Gefährlichkeit der Gegend zwischen Dschilma und Dasqa. — Zuwachs zu meiner Escorte. — Verlassenheit der Landschaft. — Ihr steppenartiger Charakter. — Erster Anblick der Palmen-Dase von Dasqa. — Das antike Capfa. — Untersuchungen über seinen Namen. — Bericht des Salust über dessen Einnahme durch Marius. — Das moderne Dasqa. — Antike Reste und Inschriften. — Citadelle. — Bäder. — Moscheen. — Bewohner. . . . . 125

**Sechzehntes Capitel. Die Däsen des Beled-el-Dscharyb.** Das Dattelland der tunisischen Sahara. — Seltsamkeit

des Namens. — Gränzen des Besed = el = Dscharyd. — Schwierigkeit, meine Diener zum Aufbruch von Dafqa zu bewegen. — Die Lustbarkeiten der Dafenstädte. — Felsige Wüstengegend. — Die Dase von Homma. — Zauberhafte Landschaft. — Die Dase von Eufar. — Ruinen von Thufussus. — Die Dase von Tadschur. — Ruinen von Thiges. — Die Dasengruppe von Nefta. — Das antike Nepta. — Rückkehr nach Dafqa . . . . . 141

**Siebenzehntes Capitel. Feryâna.** Ruinen von Ssmâ el hamrà. — Ein zärtlicher antiker Gatte. — Untersuchungen über die Lage von Gemellae und Gremellae. — Das moderne Feryâna. — Die Grabkapelle des heiligen Ssayydy Telyl. — Seltzame Sage über diesen. — Madynat el qadyma. — Raff el 'Ayn. — Untersuchungen über die Lage von Thelepte. — Ein römisches Balneum. — Der „schwarze Stein“. . . . . 158

**Achtzehntes Capitel. Ssobaytala oder Ssbaytla (Sufetula).** Menge der Ruinenstädte in dieser Gegend. — Hausch el Chayma. — Hanschyr eff Sâla. — Ruinen römischer Villen und Bauernhäuser. — Ankunft in Dagrâyn. — Lager der Farâschysch. — Ruinen von Dagrâyn. — Inschriftliche Bestätigung der Dertlichkeit. — Grabdenkmal des Secundus. — Reise von Dagrâyn nach Ssbaytla. — Das antike Sufetula. — Ruinen dreier Tempel. — Triumphbogen. — Forum. — Byzantinische Citadelle. — Wichtigkeit von Sufetula unter den Byzantinern. — Einnahme durch die Araber. . . . . 170

**Neunzehntes Capitel. Ssabyba. Thala.** Ein geldsüchtiger Heiliger. — Reise von Ssbaytla nach Ssabyba. — Das antike Sufes. — Untersuchungen über den phönicischen Namen. — Römische Reste in Ssabyba. — Reise von Ssabyba nach Thala. — Hanschyr el Baqr. — Das Thala des Jugurtha und das Thala des Tacfarinas. — Sallust's Schilderung von der Einnahme Thala's. — Ruinen in Thala. — Römische Nekropole. — Ausflug von Thala nach Haydra. — Gefährlichkeit dieser Gegend. — Besuch der Ruinen von ad Mederam. — Abenteuer des jungen Kochs mit arabischen Räubern. — Rückkehr nach Thala. — Eintritt in's Gebiet des Madschirstammes. —

Die große Ebene Ssrâ Bartân. — Hanschyr el Madyna.  
— Das antike Abba oder Dbba. . . . . 192

**Zwanzigstes Capitel. Saufür (Assurac), Mâdir oder Mochtar (Lucca Terebenthina).** Die Ruinen von Saufür. — Nekropole. — Festungsfundamente. — Andere Trümmer. — Ritt von Saufür nach Mochtar. — Ruinen von Mochtar. — Das antike Lucca Terebenthina. — Abweichende Ansichten. — Inschriften. — Mausoleen. — Grab des heiligen Ssayydy 'Alyy ben 'Amr. — Wunderliche Geschichte dieses Heiligen. — Ausflug nach Hammâm. — Schwieriger Weg. — Bedeutende römische Ruinen. — Ungewisse Identification. — Vielsache Reste aus der christlichen Periode. . . . . 220

**Einundzwanzigstes Capitel. 'Ayn Furna. Das Schlachtfeld von Zama.** Atmosphärische Störung meiner Reise. — Fortsetzung derselben nach Maghrâna. — Untersuchungen über diesen Namen. — Seltsame Reste aus urältester Zeit. — Phöniciſche Ruinen. — Römische Trümmer. — Reise von Maghrâna nach 'Ayn Furna. — Größe der Ruinen daselbst. — Citadelle. — Seltsamer Aberglaube eines Schatzgräbers. — Absteher von 'Ayn Furna nach der Ebene von Dschâma. — Das Schlachtfeld von Zama. — Untersuchungen über dessen Lage. — Berichte über die Schlacht bei den alten Autoren. — Bordsch Massudi. — Römische Ruinen. — Untersuchungen über die Lage von Musti. . . . . 239

**Zweiundzwanzigstes Capitel. Doff oder Keff (Sicca Veneria).** Die Wasserscheide bei Bordsch Massudy. — Der Fluß Mossul, vielleicht der Nuthul der Alten. — Unrichtigkeiten der meisten Karten in Bezug auf diese Gegend und namentlich den Lauf der Flüſſe. — Reise von Bordsch Massudy nach Doff. — Das antike Sicca Veneria — Antiker Name. — Inschriften. — Römische Reste. — Citadelle. — Nekropole. — Der moderne jüdische Friedhof. — Das Dagr el Khula. — Seltsame Sage. — Ich muß den Arzt spielen. — Mysteriöse Krankheiten. — Ausbruch nach Ssayydy 'Abd er Rabby. — Das antike Musti. — Inschriften. — Ruinen. — Edscha, das antike Agbia. — Hanschyr Duqa, das antike Lucca. — Bedeutende Reste

aus dem Alterthum. — Triumphbogen, Tempel. — Theater.  
— Grabmausoleum. — Fundort der berühmten Inschrift  
von Duga. . . . . 258

**Dreißundzwanzigstes Capitel. Ruinenstädte am Bagrada.**

Toborssog, das antike Tubursicum Bure. — Triumphbogen  
aus byzantinischer Zeit. — Ruinen in Tunga. — Bedeutende  
Trümmer. — Das antike Thignica. — Tempel. — Cita-  
delle. — Reise in nördlicher Richtung von Tunga. — Der  
Bagrada. — Einsame Gegend. — Fruchtbare Landschaft.  
— Eine der Kornkammern Roms. — Die kleine Stadt  
Badscha. — Das antike Baga. — Verrath der Bürger  
von Baga gegen Marius. — Zahlreiche antike Reste. —  
Stadtmauern. — Christliche Kirche, jetzt Moschee. — Rück-  
reise nach Tunis. — Teburba, das antike Tuburbo minus.  
— Eine Bogenreihe der karthagischen Wasserleitung. —  
Abermals in Tunis. . . . . 286

**Vierundzwanzigstes Capitel. Küstenfahrt von Tunis nach**

**Hammâmât.** Plan einer Seereise mit Berührung der  
Küstenpunkte zwischen Tunis und Tripolis. — Die Ba-  
hariya. — Der kleine Cutter. — Capitän Baolo. — Der  
kleine Ort Rhades. — Das antike Marula Prates. —  
Hammâm Durbos. — Esaydy Daid. — Das antike  
Nissua oder Missua. — Fabelhafte Geschichte von der See-  
schlange. — Das Cap Bon. — Dâlibiya, das antike Gly-  
pea Aspis. — Geschichte des Negers Bomba. — Römische  
Citadelle in Dâlibiya. — Das arabische Fort. — Ich spiele  
den Arzt bei der Garnison. — Der „schwedische Consul“.  
— Küstenfahrt nach Nâbel. — Das antike Neapolis. —  
Ein lustiges Völkchen. — Geschichte des alten Algerers.  
— Ankunft in Hammâmât. — Untersuchungen über das  
Alterthum dieser Stadt. . . . . 300

**Fünfundzwanzigstes Capitel. Küstenfahrt von Hammâmât**

**nach der tripolitanischen Gränze.** Abfahrt von Ham-  
mamât. — Sussa. — Basar und moslimische Kaufleute.  
— Hanschyr Maqluba. — Alterthümer. — Das antike Ha-  
drumetum. — Mistyr oder Monastyr. — Das antike Nus-  
pina. — Das mittelalterliche Kloster. — Ausflug nach  
Hanschyr Lamda. — Das antike Leptis parva. — Wahr-

scheinliche Lage desselben. — Fruchtloses Auffuchen anderer Alterthümer. — Grausamkeiten der tunisischen Beamten und Soldaten. — Mahadiya. — Die mittelalterliche arabische Stadt. — Die Inseln Dargenna. — Alterthümer. — Siffageß. — Die Europäer und ihr Viertel. — Das antike Taphrura. — Fahrt nach Dabiff. — Herrliche Kü- stenlandschaft. — Dabiff und sein Chalyfa. — Vegetation. — Die berühmte Potosstaude. — Die strafbaren Unter- thanen. — Erpressungssystem. — Die Hundeeßer. — Römisches Abenteuer einer Engländerin. — Bevölkerung. — Alterthümer. — Das antike Tacape. — Seefahrt über Dscherba nach Tripolis. . . . .	341
--	-----

## Anhang I.

Tabellarische Uebersicht über die Bevölkerung Tunisiens, die wichtigsten Städte, Regierungsdistricte, Nomadenstämme, ungefähre Einwohnerzahl nebst den Namen der Gou- verneure im Jahre 1868. . . . .	413
--	-----

## Anhang II.

Consularisches Aktenstück über die unbestraft und ununter- sucht gebliebene Ermordung von 17 Israëlitern in der Stadt Tunis im Laufe des Jahres 1868 als Beweisstück zu Band I. Seite 69 . . . . .	427
---	-----

## Anhang III.

Zu Colonia Scillitana (Qacrâyn S. 181). Das längere Ge- dicht in Hexametern S. 433. — Das kürzere Gedicht in Distichen S. 435. — Grabinschrift in terentianischen Versen am Mochtar oder Mâder (S. 228). . . . .	436
---	-----



## Zehntes Capitel.

### Von Tunis nach Oudna (Uthina).

Ausbruch von Tunis zu einer längeren Reise im Innern. — Meine kleine Karavane. — Bedâwy. — Brâhym, der Verehrer des schönen Geschlechts. — Mein Koch und sein musikalischer Sohn. — Hâdsch Hâmed, der Maulthiertreiber. — Samisienscene. — Abreise von Tunis. — Das Schloß Mohammediya. — Die Wasserleitung von Karthago. — Die Ruinen von Uthina. — Die großen Wasserbehälter. — Citadelle. — Aquäduct von Uthina. — Historisches über Uthina.

Am Morgen des sechsten März war meine kleine Karavane, welche die Rundreise durch die tunisischen Provinzen antreten sollte, bereits vor Tagesanbruch sattelfertig. Bedâwy, mein Factotum, hatte sie in dem zierlichen, von Säulencaden eingerahmten maurischen Hof des Hotel Mezis aufgestellt und hielt Musterung, welcher ich von oben zuschaute. Sie war nicht groß diese kleine Karavane, ja sie war sogar nur sehr klein, sie bestand nämlich nur aus sechs berittenen und zwei zu Fuße gehenden oder vielmehr laufenden Personen.

Die erste dieser Personen war natürlich Bedâwy selbst. Dieses Individuum, ein höchst kostbares Exemplar von einem Vollblutkabylen, aber durch langjährigen Aufenthalt in der Hauptstadt civilisirt, das heißt was man hier civilisirt nennt, und mancher, wenn auch nicht aller Vorurtheile entledigt, machte, was sein Aeußeres betraf, einen keineswegs imposanten Eindruck. Bedâwy war klein, spindeldürr, mit ruinenhaft eingefallenen Wangen, hatte eine grünlich gelbe Gesichtsfarbe, deren eigenthümlicher Ton wohl schwerlich von der Natur,

sondern wahrscheinlich vom langjährigen Genuß des Haschisch, seines Lieblingsgefährten müßiger Stunden, herstammte, einen spärlichen grauwerdenden Bart und eine übermäßig lange Habichtsnase, über der ein ominöses Augenpaar seine Strahlen nach allen Himmelsgegenden zu gleicher Zeit entsendete, denn der Tausendkünstler schielte, wie es mir oft vorkommen wollte, auf allen beiden Augen, ein Kunststück, was nur er zu Wege zu bringen wußte.

Bedâwy war für mich eine höchst kostbare Errungenschaft. Ehrlich war er einem Rummy (Christ) gegenüber natürlich nicht. Dazu erwies er sich als ein viel zu guter Moslim. Wer hätte auch je diese hyperboräische Eigenschaft, die Ehrlichkeit, in Tunis gesucht, geschweige denn gefunden? Aber er besaß einen sehr schätzenswerthen Vorzug. Er bewährte sich nämlich so frei von Vorurtheilen, Aberglauben und veralteten Begriffen, wie er es in seiner Eigenschaft als Moslim nur immer sein konnte, was allerdings nicht übertrieben viel heißen will. Er hielt nichts für unmöglich, er wurde nie ein Hemmschuh für meine Reisepläne. Wie der Graeculus des Juvenal, so hätte er es für möglich gehalten, stehenden Fußes in den Mond zu steigen. Ich mochte jedweden, noch so bizarren Wunsch hegen, schnell ging Bedâwy darauf ein.

„Vater“, so pflegte er zu mir zu sagen, denn Bedâwy nannte mich Vater, obgleich er viel älter war, als ich, „befiehst Du, daß wir auf jenen unzugänglichen Bergesgipfel oder auf jene halbverfallene Ruinenmauer steigen? Es ist zwar noch Niemand oben gewesen, aber uns wird es, glaube ich, doch wohl gelingen.“

Durch dieses Geschick, sich zu Allem bereitwillig zu finden und wohlanzustellen, wurde mir Bedâwy höchst werthvoll. Dieser Juwel von einem Kabylen ritt ein Maulthier, welches er zärtlich liebte. Oft hatte ich ihm ein Pferd angetragen,

aber er schlug es stets mit den Worten aus: „Habyba ist besser, als alle Pferde auf der Welt.“ Das Maulthier hieß nämlich Habyba, das heißt „meine Geliebte“, es wurde aber gewöhnlich noch zärtlicher, mit der Verkleinerungsform und angefügtem Fürwort Hobaybath, d. h. „mein Liebchen“ benannt. Habyba war ein sehr mageres Thier, denn Bedäwy schien strenge Diät für sein „Liebchen“ am Zuträglichsten zu finden. Die Art und Weise wie es geschoren war, brachte diese Magerkeit zur vollen Geltung. Es besaß nämlich kein linienlanges Haar an seinem ganzen Körper. Besonders komisch war der Schweif anzusehen, der wahrhaftigste Rattenschwanz. Aber wenn auch von der Natur nicht eben begünstigt und durch allzugroße Pflege seiner Haut und Haare entstellt, so zeigte sich „mein Liebchen“ desto mehr durch Kunst geschmückt. Es trug eine Stirnzierde von Silber, hatte rothseidne Ohrverzierungen, einen schönen gestickten Sattel und Zügel von dem feinsten Leder. Zum Dank für seinen zärtlichen Herrn leistete es denn auch die besten Dienste, war im Stande, wochenlang täglich vierzehn Stunden zu gehen, und, kostbarste aller Eigenschaften, es fraß äußerst wenig und begehrte nur selten zu trinken.

Das Pferd, welches Bedäwy ausgeschlagen, ein Schimmelhengst, welchen ich anfänglich für mich selbst bestimmt hatte, wurde nun von meinem sogenannten Dragoman geritten. Dragoman oder arabisch Turdschemân heißt eigentlich Dolmetscher und deßhalb, das heißt nach der Etymologie *lucens a non lucendo* trug auch der Reiter des Schimmels diesen Titel. Dieser, ein gewisser Ibrahim (gewöhnlich Brahym) ben el Fekay, das heißt Brahym, Sohn des Obsthändlers, sprach kein Wort von irgend einer Schriftsprache, sondern nur einen Dialect, nämlich tunisisches Arabisch. Aber er bildete sich ein, mit dem Titel Dragoman plötzlich auf mystische Weise Sprachkenntnisse aller Art überkommen zu

haben. Oft, wenn ich mich im Arabischen etwas langsam ausdrückte, pflegte er zu mir zu sagen: „Sprich doch englisch, Meister!“ Wenn ich aber auf seinen Wunsch einging, so bat er mich, doch lieber kein Französisch zu sprechen, das verstehe er nicht mehr, habe es aber einst geläufig gekonnt, als er noch beim französischen Consul Léon Roches in Diensten stand. Dieses war beiläufig gesagt, gar nicht der Fall gewesen. Aber Léon Roches, der langjährige Bewohner und Kenner des Orients, der halbe Araber, hat in Tunis einen so universellen Ruf hinterlassen, daß sein Name oft für den Inbegriff allen Europäerthums gebraucht wird, denn lange ist kein Europäer so vielfach mit Arabern bekannt geworden, wie Léon Roches. Dieß hat unter Andern auch eine für jenen Herrn keineswegs schmeichelhafte Folge. Alle Bagabunden von Tunis nämlich, welche mit Europäern in Berührung gewesen sind, und wieder zu treten wünschen, pflegen, wenn sie nach ihrem früheren Herrn gefragt werden, ganz einfach zu behaupten, im Dienste von Léon Roches gestanden zu haben; das will aber sagen, sie waren im Dienste irgend eines Europäers, der sich eine zeitlang in Tunis aufhielt, da sie jedoch dessen Namen vergessen haben oder nicht aussprechen können, und sie sich von allen europäischen Namen nur auf den von Léon Roches besinnen, so muß dieser als universeller Sündenbock gelten und die Verantwortung tragen, sich in seinen Dienern das schrecklichste Lumpengesindel herangebildet zu haben, denn oft sind es sehr traurige Subjecte, welche die Ehre beanspruchen, einmal im Dienst des Universalmenschen gestanden zu haben.

Brahym, ben el Fekah, war nun zwar keines der schlechtesten Subjecte, welche jemals Stiefeln gepuht haben, denn darauf und auf Serviren bei Tische beschränkte sich die Beschäftigung dieses Sprachgelehrten. Seine Hauptfehler bildeten seine Faulheit und Eitelkeit, sein Hauptmangel der, daß er

nicht reiten konnte und deßhalb sehr oft vom Pferde fiel. Außerdem hatte er noch einen Defect, der zwar absolut genommen keiner ist, aber wie alles Schöne und ursprünglich Lobenswerthe, wenn es übertrieben wird, unausstehlich werden kann, so wurde auch dieser Characterzug für ihn und Andere beschwerlich. Er konnte nämlich keine Schürze unbeachtet vorübergehen lassen, fing bei jeder Gelegenheit in Berührung mit der schönern Hälfte der Menschheit Feuer und Flammen und war überhaupt so galanter Natur, wie er es in seiner Eigenschaft als phlegmatischer Tuniser nur immer sein konnte. Er ließ eine oder mehrere Gattinnen in Tunis zurück und sollte sich auf der Reise noch mehrmals verheirathen. Diesem Ueberfluß von Gattinnen stand ein gänzlicher Mangel an Mitteln, dieselben zu ernähren, zur Seite, so daß Brahyim gewiß manches arme Bettelweib, welches barfuß mit halbnackten Kindern in Tunis oder in den Provincialstädten herumläuft und die Reisenden belästigt, auf dem Gewissen hat; denn wie so mancher arabische Vagabund, der sich eben so schnell verheirathet, als er die Gattin zu vergessen pflegt, so hatte auch Brahyim den Grundsatz, „ander Städtel ander Mädal“, mit ehelichen Formen in Verbindung gebracht und in Praxis gesetzt. Zur Darstellung dieser Rolle eines Don Juan war der Sohn des Obsthändlers von der Mutter Natur nicht eben stiefmütterlich ausgestattet worden. Er hatte eine echt arabische Habichtsnase, sehr große schwarze Augen und im Ganzen ein wirklich schönes Gesicht. Auch jene orientalische Hauptschönheit, die Feistigkeit, hatte er sich durch sein faules Leben zu eigen gemacht und namentlich dadurch, daß er, wie die Araber zu sagen pflegen „an nichts dachte“. „Willst du feist werden, so mußt du nicht denken“, das ist ein arabisches Sprichwort, in welchem gewiß ein Fünkchen Wahrheit liegt.

Die dritte Persönlichkeit meiner kleinen Karavane war

mein Koch und die vierte dessen Sohn. Beide ritten bescheidene kleine Maulthiere, nicht so edle und zärtlich gepflegte Thiere, wie Habyba war, aber vortrefflich gute Dienste leistend. Der Koch hieß Mosche und war folglich ein Israelite, denn als Araber würde er bei gleichem Namen Musa geheißt haben. Da er jedoch auch im Dienste von Léon Roches, oder vielmehr von irgend einem beliebigen Franzosen gestanden hatte, so liebte er es, seinen Namen ins Französische zu übersetzen und nannte sich „Moïse“, was ihm ungleich wohlklingender vorkam. Sein Sohn hatte seinen ursprünglichen Namen sehr frei übersetzt und aus Saul, wie er eigentlich hieß, „Henri“ gemacht, was jedoch, da weder er noch sein Erzeuger die Nasalbuchstaben aussprechen konnte, immer wie „Ary“ herauskam. Mosche war ein Mann in den Vierzigen von sehr unbedeutendem Außern, aber wohlerfahren in seiner Kunst und in dem, was er kochte, keineswegs an Koscherkeit sich bindend, besonders, da er selbst die Gerichte, welche er seinem unkoscheren Herrn vorsetzte, nie kostete. Er beobachtete aber streng die arabischen Speisegesetze und das war nöthig, da sonst Niemand außer ich selbst, etwas zu essen gehabt hätte. Die arabischen Speisegesetze sind nämlich ungleich einfacher, als die jüdischen. Ueber letztere könnte man ein Buch schreiben, so complicirt sind sie. Erstere lassen sich in wenig Worten ausdrücken. Das Thier muß im Namen Gottes des milden Rahman, wie Sprenger die Worte er Rahmân, er Rahym übersetzt, durch Durchschneidung der Kehle geschlachtet werden. Verboten ist eigentlich nur Schweinefleisch und alles geschossene Wildpret.

Saul war ein sehr langer, schwächtiger Jüngling, der seinem Vater kochen half, aber nebenbei noch eine Menge anderer Künste cultivirte. Er sang, spielte Violine und Guitarre, führte Solotänze auf, kurz er war würdig, in einem arabischen Café chantant aufzutreten und hatte, glaube ich,

auch zwei Jahre lang dieses Geschäft in Algerien betrieben. Die Tuniser Israeliten beschränken sich nämlich in ihren Beschäftigungen keineswegs auf bloße Speculationsgeschäfte, wie die meisten ihrer Stammesgenossen in Deutschland, sondern sie sind kleine Universalgenie's, die alles Mögliche können und alles Mögliche betreiben, von den edlen Künsten bis zu den anrühligsten Gewerben; nur mit Ackerbau beschäftigen sie sich auch hier nie und zwar, wie mir ein Rabbiner aus Tunis einmal sagte, deßhalb, weil der Israelite kein anderes Land, als den heiligen Boden Kanaans, bebauen darf.

Der fünfte Reiter war ein Araber, Namens Hãdsh Ahmed ben Amr (gewöhnlich Hãmed genannt), der Besitzer und Bewacher von drei Lastthieren, starken Mauleseln, welche mein Gepäck, Zelt und Cantine trugen. Diese Thiere hatte ich nur gemiethet, während die andern mein Eigenthum waren, und zwar deßhalb, weil ich wußte, daß der Eigenthümer und seine zwei Söhne, höchst zuverlässige Menschen, deren Geschäft das Zeltausschlagen und die Einrichtung des Nachtlagers bilden sollte, in diesem Falle selbst mitkommen würden, und ich so der Last, persönlich noch mehr Diener befehligen zu müssen, enthoben würde. Denn diese Leute betrachteten sich nicht als meine, sondern als die Diener der Lastthiere, denen sie zwar nur schlechte Kost und viel Prügel zu geben pflegten, auf welche sie aber doch, als ihre Ernährer, viel Werth setzten.

Die beiden jungen Leute, stramme Burschen, hoch in den Zwanzigen, machten fast die ganze Reise zu Fuß mit. Nie habe ich sie über Ermüdung, Hitze oder Kälte, Feuchtigkeit, Regen oder den trockenen Wüstenwind klagen hören und dabei lebten sie so frugal, wie es einem Menschen nur möglich ist, aßen nichts, als arabisches Brod, tranken nur selten Kaffee und sonst nur Wasser, was sie sehr zu schätzen wußten. Denn das einzige Bedürfniß, welches sie lebhaft zu fühlen schienen,

war die Befriedigung ihres Durstes und im Einschlürfen von ganz ungeheuren Wassermassen leisteten sie wirklich Ungewöhnliches.

Ebenso genügsam wie sie zeigte sich ihr Vater, und noch genügsamer die Lastthiere. Diese drei schwerbeladenen Thiere wurden eigentlich niemals gefüttert oder zur Tränke geführt. Lagerten wir im Freien, so ließ man sie sich an dem ersten besten dürftigen Gras oder, in Ermanglung dessen, an Lentisken, Arbutus, Disteln oder anderm Strauchwerk sättigen und in den Pfützen, welche etwa vorhanden waren, trinken. Uebernachteten wir aber in einer Stadt, so bekamen sie im buchstäblichen Sinn des Wortes gar nichts zu fressen. An ihnen war es dann, am folgenden Morgen, im Gehen an dem Strauchwerk der Hecken und Zäune, wenn es solche gab, ihren Hunger zu stillen. Aufhalten durften sie sich aber dabei nicht, sonst regnete es schreckliche Prügel, von welchen alle drei blutige Wunden und noch mehr Narben am Leibe trugen. Dennoch, so abgehärtet werden bei so rauher Behandlung und diesem Mangel an Fürsorge nicht selten solche Thiere, waren sie so kräftig, als genossen sie die beste Pflege, wurden nie krank und versagten niemals den Dienst.

Mancher Leser möchte mich vielleicht hier der Thierquälerei beschuldigen, weil ich diesem Treiben keinen Einhalt that und nicht selbst für bessere Pflege der Thiere sorgte oder ihre humanere Behandlung verlangte. Ich muß gestehen, daß ich dergleichen oft schon früher versucht hatte und auch diesesmal versuchte, aber immer umsonst. Der Araber läßt sich in solchen Dingen nichts einreden, nichts befehlen. Die einzige Folge meiner Verwendung für die armen Maulesel war eine lächerliche, die nämlich, daß die Leute sich einbildeten, ich wolle ihre Thiere mit dem bösen Blick behexen oder gar vielleicht vergiften.

Hädsch Hâmed war ein Araber aus dem Innern von

Tunisien, ein ächter Wüstensohn, mager, aber muskelkräftig, mit Gliedern, welche aus Erz gegossen schienen. Schon seit vielen Jahren lebte er in einem Dorfe unweit von Tunis, aber eine ruhende Lebensweise war seine Sache nicht. Wie fast allen Arabern, so steckte auch ihm die Wanderlust in den Gliedern. Dreimal in seinem Leben war er in Mekka gewesen und hatte auch seitdem jede Gelegenheit zu Geschäftsreisen, welche sich ihm darbot, gierig ergriffen, bei welchen aber eigentlich für ihn immer das Reisen selbst der Hauptzweck gewesen war.

Er pflegte oft zu mir zu sagen: „Der Mensch muß stets rollen, wie der Kiesel im Bach. Nichts in der Natur ruht. Bewegung ist Leben, Ruhe ist stinkende Fäulniß. Der Mensch wird bei der Ruhe fett, versinkt in Gedankenlosigkeit, verfällt auf alle möglichen Laster, ergiebt sich dem Wein, den Lüsten und kann kein guter Moslim bleiben. Sieh einmal die feisten Kaufleute im Basar von Tunis an! Sind es nicht gemästete Schweine, die nur an ihren Bauch denken? Wie können diese Leute die Religion unsres Propheten erfüllen, welche eine Religion der Wüstenbewohner, der Zeltlagerer, der Wanderer und Krieger ist? Sollte an sie jemals der Ruf zum heiligen Kriege ergehen, welcher jedem Moslim Pflicht ist, so wirst du sie sehen, wie die Monasiqyn in Madyna, von denen der Dorân spricht, sich furchtsam zurückziehen, mit ihren Gütern die Flucht ergreifen, um wo anders in Sicherheit ihres feisten Bauches zu pflegen. Aber glaubst Du, daß solche Weichlinge in's Paradies kommen? Mit nichten! Für sie wird sein das heiße Wasser, der brennende Durst, die stinkende Fäulniß und das ewige Feuer, welches unser gelobter Prophet allen denen androht, die lau im Glauben und in seiner Vertheidigung sind.“

Man sieht aus dieser Anrede, welche etwas an eine Predigt anklingt, daß Hâdsch Hâmed im Dorân nicht unbe-

wandert war. Diese seine verhältnißmäßige Kenntniß des heiligen Buches, sein dreimal verdienter Titel als Mekkapilger, der Ruf seines tadellosen Lebens, dazu sein imposantes Aeußere, zu dessen Ehrwürdigkeit ein langer weißer Bart nicht wenig beitrug, machten, daß der Greis von allen Moslims, mit welchen wir in Berührung traten, trotz seiner bescheidenen Stellung, mit dem höchsten Respect behandelt wurde. Ich habe überhaupt diese gute Eigenschaft bei allen Arabern gefunden, daß sie nur demjenigen Ehrerbietung bezeigen, welcher sie verdient. Hohe Personen werden zwar immer mit allem äußeren Schein der Ehrfurcht behandelt, aber man sieht denn doch auf den ersten Blick, daß dieses nur eine Sache der Etiquette ist. So bildete denn Hadsch Hamed eine sehr gute Errungenschaft für meine kleine Karavane. Mir war er von allen Mitgliedern derselben bei Weitem der liebste, weil er der ehrlichste, aufrichtigste und männlichste war.

Als letzten Gliedes in der Karavane muß ich noch meiner selbst und meines Pferdes Erwähnung thun. Dieses Thier, weit weniger werthvoll, als der von Brahm gerittene Schimmelhengst, war mir so lieb geworden, daß ich es keinem andern Reiter anvertrauen mochte. Es war nämlich mein Pflegling, ich möchte sagen in einem gewissen Sinn, meine Schöpfung. Denn ich hatte den armen Hengst, in halbverhungertem Zustande und auch sonst in jeder Weise vernachlässigt und ungepflegt, sowie durch übertriebene Arbeit hinfällig geworden, vor einem Jahre auf einem Colonistenhofe in der Nähe von Algier gefunden. Das arme Thier hatte mein Mitleid erregt und da es jung und von ganz guter Rasse, auch ohne körperliche Fehler war, so verzweifelte ich nicht, es durch Pflege wiederherzustellen. Ich kaufte es für einen Spottpreis, so billig, daß ich die Summe nicht anzugeben wage aus Furcht, für einen Aufschneider zu gelten. Ich unterzog es nun der sorgsamsten Pflege, und hatte am Ende eines halben Jahres

die Freude zu sehen, daß der Hengst ein blühend schönes Thier geworden war. Ich hätte oft den zehnfachen Preis seines Ankaufs für ihn bekommen können, aber er war mir weder feil, noch lieb ich ihn gern einem Andern. Dennoch kamen Umstände vor, in welchen ich dieses aus Höflichkeit zu thun genöthigt war und da machte ich eine höchst merkwürdige Erfahrung. Dasselbe Pferd, welches, wenn ich es ritt, das sanfteste von der Welt war, geberdete sich unter einem andern Reiter wild, ja es zeigte Bösartigkeiten, welche mir an ihm ganz unbekannt waren, so daß mich selten Jemand, welcher es einmal geritten, darum anging, es ihm ein zweitesmal zu leihen. Wenn ich sentimental sein wollte, so würde ich aus dem eben Gesagten den Schluß ziehen, daß auch ein Pferd das Gefühl der Dankbarkeit kenne. So begnüge ich mich jedoch mit der Constatirung der Thatsache. Jedenfalls, wenn auch Dankbarkeit nicht das Wort ist, so besaß doch Mobârek (der Gesegnete), denn diesen Namen gab ich ihm, eine große Anhänglichkeit an seinen Herrn. Bei meinem Nahen hob er das Haupt, wieherte und streckte den Hals hin, als wollte er sich streicheln lassen. Er war mir so lieb wie ein Gefährte und jedenfalls schätzbarer, als irgend ein andres Mitglied meiner kleinen Karavane.

In einem so schlechtregierten Staate wie Tunis, wo die Polizei nur deswegen vorhanden zu sein scheint, um die ehrlichen Leute zu quälen, nicht aber, um das Land von Räubern und Dieben frei zu halten, herrscht natürlich die größte Unsicherheit. Deshalb erschien auch nichts nothwendiger, als wohlbewaffnet die Reise zu unternehmen. Jeder von uns, die unkriegeriſchen Israeliten allein ausgenommen, führte eine Büchse oder Flinte, Bedawy eine unendlich lange, arabische, einläufige Noçhla, sehr kostbar mit Silber verziert, mit Perlmutter eingelegt und mit Arabesken kunstvoll geschmückt, aber wahrscheinlich höchst unbrauchbar. Ebenso war Brahym mit

einem altmodischen Feuersteingewehr versehen. Beide konnte ich durch keine Vorstellungen dazu bestimmen, von mir brauchbare europäische Gewehre anzunehmen, denn die Feuersteinschlösser pflegten sehr oft den Dienst zu versagen. Wie alle Araber so hegten auch sie die größten Vorurtheile gegen Percussionschlösser, sie hielten sie offenbar für etwas Ketzerisches, wie ich das überall unter Moslims gefunden habe. Dagegen fand ich da, wo ich das größte Vorurtheil erwartet hätte, nämlich bei Hadsch Hamed und seinen beiden Söhnen, die vernünftigste Nachgiebigkeit. Alle drei nahmen von mir, Anfangs als Darleihen, später als Geschenk, Doppelbüchsen an, mit welchen sie sehr gut umzugehen lernten. Außerdem führten wir jeder noch Revolver oder Pistolen und Brahyrn sogar ein Schwert, eine kabyllische Flissa.

Diese kleine Karavane machte nun höchst stattlich ihren Auszug aus Tunis. Wir sahen so kriegerisch aus, daß alle Maulaffen feil haltenden Bewohner uns in stummer Bewunderung anglozten. Nur die beiden Kinder Israels nahmen sich nicht kriegerisch aus. Sie schienen eher zu einer fahrenden Seiltänzerbande zu gehören. Denn statt der Waffen, vor deren bloßer Berührung sie zurückzuschrecken pflegten, hatten sie Sauls Musikinstrumente umgeschwallt, der Vater die Violine, Saul selbst die Guitarre. Einige Tamburinen hingen am Sattelknopf.

Vor dem Thore erwartete uns eine Familienscene. Ein noch junges, aber jämmerlich aussehendes Bettelweib mit einem dreiviertels nackten Säugling warf sich vor meinem Pferd auf den Boden nieder, dadurch meinen Fortgang hemmend. Als ich sie nach ihrem Begehr fragte, kam sie mit einer kläglichen Geschichte heraus. Sie behauptete, eine von Brahyrn's, meines Dragomans, Gattinnen zu sein und, obgleich Brahyrn die Sache ihr ins Gesicht leugnete und behauptete, die Person sei ihm völlig fremd, so glaubte ich ihr

natürlich doch und bestand darauf, daß der Dragoman ihr Geld zurückließe, um sich und ihr Kind während seiner Abwesenheit zu ernähren. Brahyrn schien es höchst komisch zu finden, daß man ihm zumuthete, seine Gattinnen zu ernähren. In diesem Falle besaß er aber noch einen andern Grund zur Weigerung. Er hatte zwar erst vor einigen Tagen seinen Monatslohn von mir im Voraus erhalten, aber bereits nicht nur diesen ausgegeben, sondern auch noch Schulden gemacht, und zwar Alles zu dem Zweck, um die Morgengabe für seine letzte, erst vor drei Wochen geheirathete Lebensgefährtin zu bestreiten, welche er in etwas besseren Umständen als die ältere Gattin, das vor uns stehende Bettelweib, und wer weiß wie viele andere noch in Tunis zurückließ. So war er zwar ein glücklicher, noch im Honigmond stehender, aber völlig taschenleerer junger Ehemann. Jedoch ich blieb fest in meinem Verlangen, daß auch die ältere Gattin wenigstens einstweilen versorgt werden solle. Nach langem Hin- und Herreden mußte ich schließlich selbst die Taschen öffnen, sagte jedoch dem Polygam, daß ich es von seinem Lohn abziehen werde. Möglicherweise war ja die ganze Sache nur eine Comödie, die Brahyrn mit irgend einer Intriguantin verabredet hatte, und in diesem Falle sollte er wenigstens nicht Grund haben, mich als angeführt anzusehen.

Nachdem wir die innere Stadt Tunis durch das Thor „Bâb Sfyhqa“ und die äußere durch das „Bâb bû Qâdu“ verlassen hatten, führte unser Weg an der Palaststadt des Bardo vorbei, dann direct südlich längs dem großen, halbausgetrockneten Salzwassersee, dem zweiten und wasserarmsten der beiden Seen, zwischen welche Tunis mitten hineingepfercht erscheint. Ein zweistündiger Ritt führte uns über ein meist fruchtbares, aber ungepflegtes Weideland nach dem modernen prachtvollen Palast, welchen Ahmed Bey hier erbauet hatte, und in dem auch dieser Fürst, welcher zur Zeit meiner ersten

Reise regierte, fast immer wohnte. Es wäre jedoch unnütz, dieses Werk eines Augenblicks beschreiben zu wollen, ebenso unnütz, wie die Beschreibung eines Kartenhauses, denn einem solchen gleich war es auf die Laune eines Fürsten entstanden und ist es jetzt durch die Laune eines andern Fürsten dem vollkommensten Verfall geweiht. Als eine Ruine, mit zerfallenen Kuppeln, eingestürzten Wänden und Dächern, im Innern durch die Raubsucht der Beamten nicht nur aller Möbel, sondern selbst des Getäfels, der Tapeten, der Fensterrahmen beraubt, sollte ich es im Jahre 1868 zwar wiedersehen, aber nicht wiedererkennen. Bei meiner ersten Reise strahlte aber noch Alles in niegel-nagel-neuem Pomp. Millionen waren auf den Bau dieses Kartenhauses verwendet worden und dieser Ausgabe entsprach, wenn auch nicht die Solidität, doch jedenfalls die äußere Ausschmückung. In einem Seitengebäude dieses Prunkpalastes nahmen wir den Mittagsimbiß, hielten dann in einem kleinen Kaffeehause unsern Kyf (Mittagsruhe), d. h. wir rauchten und schlürften Mokka, während das sämmtliche Offizierspersonal, welches die den Palast bewachenden Truppen, eine äußerst zerlumpte Schaar, befehligte, sich um uns versammelte. Diese Krieger sahen meist keineswegs militärisch aus. Die der französischen nachgeahmte Uniform saß abscheulich, ja hing bei einzelnen würdelos zerlumpt um ihren Körper herum. Nur das Haupt zeigte sich auf orientalische Weise bedeckt und die Füße, wenn auch mit europäischen Schuhen bekleidet, hatten sich in denselben allerhand orientalische Freiheiten genommen. Den meisten Orientalen ist es unausstehlich, anschließende Beschuhung zu tragen. Da nämlich die Sitte gebietet, dieselbe bei so vielen Gelegenheiten auszuziehen, so herrscht natürlich das Bestreben, leicht abwerfbare Schuhe zu haben. Das sind nun die den europäischen nachgeahmten, welche das tunisische Militär trägt, ursprünglich gar nicht, aber sie werden es dadurch, daß man

das Fersenleder herunter tritt und aus den Schuhen Schlappen macht, was bequem sein mag, aber jedenfalls höchst unmilitärisch aussieht. Einzelne höhere Offiziere tragen Ueberstiehe und Stiefeln darunter, welche letztere dann, der Etiquette gegenüber, als Strümpfe gelten und nie ausgezogen werden.

Diese beschlappede Gesellschaft hockte nun auf hölzernen Bänken um uns herum und erging sich in allen möglichen Conjecturen, was wir wohl mit unserm bewaffneten Zug beabsichtigen könnten. Die Wahrheit, daß ich Alterthümer in den Provinzen ansehen wollte, glaubte natürlich Niemand. Ein Archäologe gilt bei denjenigen Moslims, welchen dieser Begriff überhaupt erklärt werden kann (denn die Mehrzahl ist über einen so erotischen Begriff gar keines Verständnisses fähig), für entschieden verrückt, ebenso wie ein Geolog und Mineralog. Einen Botaniker begreifen sie schon eher, weil sie ihn für einen kräutersammelnden Wunderdoctor halten, ebenso einen Zoologen, der für einen Jagdfreund gilt, aber wer mit Steinen zu thun hat, die nicht Edelsteine sind, der wird unfehlbar als ein Narr angesehen. Da sie nun unter Steinen gleichfalls Alterthümer verstehen, welche „schlechtweg „alte Steine“ genannt werden, so kommt es, daß der Alterthumsfreund mit dem Mineralogen in eine und dieselbe Kategorie verwiesen wird.

Zuweilen hat dieses für den Betreffenden noch gute Folgen, nämlich die, daß er als Verrückter ein Gegenstand der Ehrerbietung wird. Man erzählte mir in Tunis von einem jungen deutschen Mineralogen, welcher einen wissenschaftlichen Ausflug nach dem Sarhuân-Gebirge machte. Eines Tages hatte er sich im Sammeleifer von seinen Begleitern entfernt und wandelte, einen Sack, halbgefüllt mit bereits gesammelten Mineralien, auf der Schulter tragend, im Gebirge umher. Ein Trupp Beduinen sah ihn von fern und beobachtete erstaunt sein seltsames Gebahren. Oft nämlich bückte er sich,

zog einen kleinen Hammer aus der Tasche und schlug ein Steinfragment ab, welches er in seinen Sack steckte. Die Beduinen riethen lange hin und her, was das zu bedeuten haben könne. Endlich kamen sie überein, der Fremde müsse ein Geheimniß besitzen, Edelsteine, Gold oder Silber zu entdecken, und fülle mit solchen Kostbarkeiten seinen Sack. Auf ihn stürzen und ihm mit dem Tode drohen, wenn er nicht seinen Sack herausgebe, war für die Beduinen das Werk eines Augenblicks. Sie wurden übrigens verblüfft, als sie sahen, wie der räthselhafte Mann seinen Sack gar nicht vertheidigte und ihn ganz gutwillig, ohne eine Miene des Widerstandes, auslieferte. Der Sack war schwer. Gewiß enthielt er große Kostbarkeiten. Welch ein glücklicher Fang für die Beduinen! Sie öffneten ihn, aber wer beschreibt ihre Enttäuschung, als sie nur werthlose Steine erblickten. Sie leerten ihn aus und entdeckten immer nichts, als Steine. Eine Zeit lang konnten sie sich von ihrer Enttäuschung und ihrem Erstaunen gar nicht erholen. Bald aber ging eine auffallende Veränderung mit ihnen vor. Sie nahmen ehrfurchtsvolle Mienen an und mürmelten, auf den Fremden zeigend, „Hadsâ mabul“ (das ist ein Berrückter) „Hadsâ Marâbut“ (das ist ein Heiliger). Dann gingen sie voll Ehrerbietung auf den jungen Deutschen zu, küßten den Saum seines Gewandes, baten um seinen Segen und entfernten sich zuletzt mit allen Zeichen der größten Ehrfurcht. Von dem Tage an fand der Mineralog, so lange er noch im Sarhuân-Gebirge weilte, täglich in seinem Zelte Geschenke an Epwaaren, Gaben seiner Verehrer, der Beduinen; denn ein Heiliger kann natürlich nicht für sich selbst sorgen, folglich müssen ihn die Gläubigen ernähren.

Da die tunisischen Offiziere nun vernahmen, daß auch ich ein Freund und Aufsucher von „Steinen“ und zwar von „alten Steinen“ (Ruinen) sei, so waren sie Anfangs geneigt, auch mir Geistesabwesenheit und Heiligkeit zuzuschreiben. In

dieser Meinung wurden sie jedoch durch den Ausspruch eines alten Schlaufopfs irre gemacht. Dieser Schlaufopf war ein alter Unterlieutenant, welcher zugleich den Stiefelputzer des Obersten vorstellte und dieser nützlichen Beschäftigung seine Erhebung zum Offizier verdankt hatte, eine Würde, die ihn jedoch nach hiesigen Standesbegriffen durchaus nicht hinderte, auch fürderhin seine zarte Sorgfalt den oberflächlichen Stiefeln zu widmen. Dieser stiefelwischende Lieutenant war ein rechter Typus eines alltäglichen, abgedroschene Sophismen wiederkäuenden, von dummen alten Traditionen und hundertjährigen Vorurtheilen erfüllten, arabischen Dorfrafels. Eine solche besonders schlau sein sollende Tradition gab er denn jetzt auch zum Besten, um dadurch über ruinenbesuchende Europäer im Allgemeinen und mich im Besonderen unter seinen Landsleuten Licht zu verbreiten.

„Ich kenne“, so sprach das Drafel, „den wahren Grund, warum dieser Rummy (Christ) im Land herum reist und warum er „alte Steine“ aufsucht. Mit seinem Geist ist es dabei ganz gut bestellt, denn er verfolgt eine höchst verständige Absicht. Ihr habt vielleicht davon gehört, daß dieses Land einst den Rumm (Christen) gehörte, ehe es von dem hochgelobten Ssayhydy 'Dqba ben Râsi', einem der Freunde unseres Herrn Mohammed, auf welchem der Friede sei, erobert wurde. Diejenigen Christen, welche sich damals nicht zu unserm heiligen Glauben bekehren wollten, wurden vertrieben und wanderten nach den Ländern ihrer Glaubensgenossen jenseits des Meeres aus. Ihre Vertreibung erfolgte jedoch so schnell und ihre Flucht war so plötzlich, daß sie in vielen Fällen nicht Zeit hatten, ihre Schätze mit sich zu nehmen. Damit diese Schätze jedoch nicht in die Hände der wahren Gläubigen fallen sollten, vergruben sie dieselben vor ihrer Abreise. Manche mochten sie auch wohl schon vor dem Heranrücken von Ssayhydy 'Dqba's Schaaren, die Gefahr voraussehend, verscharrt haben.

Begreiflicher Weise merkten sie sich wohl Ort und Stelle, wo sie ihre Kostbarkeiten dem Erdboden anvertraut hatten. Viele von ihnen mochten die Hoffnung hegen, daß der Sieg des Islams nur ein vorübergehender und daß es ihnen selbst noch einmal gestattet sein würde, in ihre frühere Heimath zurückzukehren. Diese Hoffnung wurde betrogen und sie gingen zur ewigen Höllestrafe, welche aller Ungläubigen wartet, ohne ihre Geburtsstätte und ihre Schätze wiedergesehen zu haben. Damit letztere jedoch für ihre Familie nicht ewig verloren sein sollten, so hinterließen sie mündlich und schriftlich genaue Anweisungen, wo ihre Nachkommen die fraglichen Reichthümer finden könnten. Es sind zwar schon über tausend Jahre vergangen, seit diese Schätze vergraben wurden, aber die Kenntniß derselben wird von denjenigen Christenfamilien, welche von den früheren Bewohnern dieses Landes abstammen, treulich bewahrt und von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, wie wir ja Aehnliches bei uns Moslims sehen, denn die Nachkommen der vor bald vierhundert Jahren aus Granada vertriebenen andalusischen Mauren besitzen auch noch Traditionen über ihr in der ahnherrlichen Heimath ihnen zustehendes Eigenthum. Mancher weiß, in welchem Garten Granada's ein Geldsack verscharrt ist, Mancher bewahrt noch heute den Schlüssel zu einem Haus oder unterirdischen Gewölbe seines Vorfahren.

„Da wir leider in einer so traurigen Zeit, hoffentlich jedoch nur einer Zeit des Ueberganges leben, in welcher die Waffen des Islams so vielfach von den siegreichen christlichen zurückgedrängt wurden und ganze große Länder, wie Algerien, aus den Händen der Gläubigen in die der Ungläubigen übergingen, so haben freilich die Nachkommen der andalusischen Mauren wenig Aussicht, ihre Ansprüche in Bälde zur Geltung zu bringen. Grade das Gegentheil findet aber mit den Nachkommen der einstigen afrikanischen Christen statt. Nach Algerien sind schon viele zurückgekehrt, haben die Güter ihrer Vorfahren

wieder übernommen, und ein alter Spahi (arabischer Reiter) aus Constantine erzählte mir Wunderdinge von den Schätzen und Kostbarkeiten aller Art, welche diese Numm unter den alten Ruinen ihrer ahnherrlichen Häuser gefunden haben. Unser Land ist nun, Allah sei gelobt, zwar bis jetzt noch nicht von den Kindern des Teufels besetzt worden, aber wir können es uns nicht verhehlen, daß unser Herr, der Bey, dem Gott langes Leben schenken möge, gegen alle Europäer eine auffallende Gefälligkeit und Nachgiebigkeit zeigt. Was in früheren Jahrhunderten kein Herrscher erlaubte, das gestattet er, daß nämlich Christen in den alten Ruinenstätten Nachgrabungen veranstalten. Es sind ihrer schon viele hier gewesen und auch heute sehen wir einen unter uns. Alle diese Europäer kommen in derselben Absicht, alle sind Nachkommen jener alten Numm, wissen das Geheimniß, wo die ahnherrlichen Schätze vergraben sind, und kommen hierher, um sie zu heben, während sie unsrer Regierung gegenüber eine lächerliche Vorliebe für alle „alten Steine“ im Allgemeinen heucheln, deren Kenntniß sie zu einer sogenannten Wissenschaft, welche sie „Kunde des Alten“ nennen, gemacht haben.“

So weit der alte Lieutenant. Manchem meiner Leser werden seine Ansichten bizarr vorkommen, ich hatte aber Aehnliches schon so oft wiederholen hören, daß sie mich nicht im Geringsten überraschten. Das Seltsamste und natürlich Unrichtige bei diesen Ansichten ist der Glaube, daß viele Europäer Nachkommen der alten christlichen Bewohner Afrika's seien. Bekanntlich traten zur Zeit der Eroberung Nordafrika's alle christlichen Völkerschaften, welche dieses Land bewohnten, mit Ausnahme eines verschwindend kleinen Theiles, der die Auswanderung vorzog, zum Islam über. Nordafrika wurde so vollkommen islamisirt, wie kein anderes Land arabischer Machtgebiete, und die jetzigen Mauren, Kabylen, ja selbst viele sogenannten Araber sind in Wirklichkeit selbst die Nachkommen

jener einstigen Christen, denn die Abkömmlinge wirklicher Araber machen nur eine sehr geringe Minorität aus. So hätte ich also dem alten Lieutenant erwidern können, daß nach größter Wahrscheinlichkeit er selbst mehr Anspruch darauf habe, ein Enkel von denen zu sein, welche die „alten Steine“ erbauten und vermeintlich die Schätze vergruben. Aber ich zog es vor, seine unermüdliche Suada nicht herauszufordern, da er mir wahrscheinlich doch nur Abgedroschenes, hundertmal Gehörtes wiederholt hätte, denn die Leute seines Schlages, deren man überall in Nordafrika findet, kannte ich nachgerade auswendig.

Endlich mußten wir aufbrechen, obgleich unsre heutige Reise nur eine kurze und der noch zurückzulegende Rest derselben ein sehr kurzer sein sollte. Aber mir lag daran, einige Stunden vor Sonnenuntergang in Oudna anzukommen, um dessen weitem Ruinengefilde die gehörige Aufmerksamkeit widmen zu können. Wie der Weg von Tunis nach Mohammediya, so führte auch dieser zweite Theil unserer heutigen Tagesreise beinahe immer parallel mit der freilich zum größten Theile unterirdischen, aber hier im Thale des U'd Milyân deutlich zu Tage tretenden, großen karthagischen Wasserleitung, deren majestätische schöngewölbte Bogen, von welchen einige eine Höhe von hundertzwanzig Fuß erreichten, jetzt plötzlich aus der sanftgewellten Ebene auftauchten und eine höchst malerische Zierde der Gegend bildeten.

Diese Wasserleitung, seit der Zerstörung Karthago's eine Ruine, ist in jüngster Zeit durch eine französische Gesellschaft wieder nutzbar gemacht worden und führt jetzt (1868) wieder, wie in den Tagen des römischen Karthago's, das köstliche Quellwasser des Dschebel Sarhuân aus einer Entfernung von zwölf geographischen Meilen dem karthagischen Golfufer zu, freilich nicht mehr, um das stolze Karthago, sondern um seine unwürdige Nachfolgerin, die Mamlukenstadt Tunis, mit Wasser

zu versorgen. Der in der Ebene gelegene Theil konnte fast gar nicht wieder benutzt werden, dagegen hat man hier recht schwache, kaum ein achtel Zoll dicke Eisenröhren gelegt, welche nur wenig Haltbarkeit versprechen. Diese ganze Restauration ist überhaupt eines jener Schwindelgeschäfte, wie sie in mohammedanischen Staaten so häufig vorkommen, in welchen bestochene Minister und Beamte und bestechende Speculanten die Regierung auf die schamloseste Weise betrügen. Der verstorbene Bey, Mohammed Pascha, hat für dieses wahrscheinlich in einem Jahr schon wieder einer gründlichen Restauration bedürftige Werk französischer Ingenieure nicht weniger als sieben Millionen Franken an die Compagnie bezahlt. Mohammeds edle Absicht, dem zwar an Cisternenwasser reichen, aber an Quellen armen Tunis in diesem restaurirten Aquäduct ein köstliches Geschenk zu hinterlassen, wird so vielleicht schon in kürzester Zeit vereitelt sein, da das elende französische Restaurationswerk keine Dauer verspricht. Es ist zwar in allen Ländern unpraktisch, so zu bauen, daß schon in drei Jahren restaurirt werden muß (die Compagnie hat ihr Werk nur auf drei Jahre garantirt), aber in islamitischen Ländern ist dieses deßhalb doppelt verwerflich, weil der Regierung und dem Volk eine solche vis inertiae innewohnt, daß Restaurationen von Bauwerken nur höchst ungern unternommen werden und selten vorkommende Dinge sind. Man läßt oft lieber ein Haus verfallen, als daß man es ausbessert, müßte man auch im Zelte ein Obdach suchen. Ein wohlunterrichteter europäischer Bewohner von Tunis versicherte mir, die wirklichen Ausgaben der Gesellschaft hätten kaum den vierten Theil der dem humanen, aber unpraktischen verstorbenen Herrscher abgeschwindelten Summe betragen. Und da sage man noch, daß der Orient nicht das Eldorado europäischer Schwindler ist!

Welch einen traurigen Contrast bildet dieses elende moderne Flickwerk gegen die ursprüngliche großartige, zugleich

künstlerisch vollendete und im höchsten Grade praktische hydraulische Baute! Einige Archäologen, wie Davis und Sir Grenville Temple, halten diesen Aquäduct für altkarthagischen, d. h. punischen Ursprungs. Ich bin jedoch der Ansicht Ritters (Erdkunde, Band I.), daß er erst unter dem Kaiser Septimius Severus erbaut wurde. Er zeigt deutlich die größte Aehnlichkeit mit den Wasserleitungen in der römischen Campagna. Allem Anschein nach wurde er schon im Alterthume einmal restaurirt. Außer den massiven steinernen Bogenpfeilern findet man nämlich auch viele, deren Material aus Luftziegeln besteht, welche jedoch höchst wahrscheinlich eine Bekleidung von Steinplatten besaßen. In einem Lande, welches die Vandalen eroberten, ist man nicht in Verlegenheit, nach der Ursache der Zerstörung zu suchen. Vielleicht waren es die Byzantiner, welche jene Restauration durch Luftziegel vornahmen, wie dieselben so viele öffentliche Gebäude Algeriens in ähnlicher oberflächlicher Weise nach der vandalischen Zerstörung wiederherstellten.

Die nach meiner Ansicht römischen Pfeiler sind in Zwischenräumen von vierzehn, die andern, möglicherweise byzantinischen, in Intervallen von nahezu sechzehn Fuß aufgestellt. Auch dieser Umstand deutet auf eine Rücksicht, welche wir bei allen byzantinischen Bauten in diesem Lande im höchsten Grade angewendet finden, das heißt auf Kostenersparniß.

Die Wasserrinne, welche auf diesen Pfeilern ruhte, war so geräumig, daß ein mäßig großer Mensch darin aufrecht stehen konnte, wie Shaw (Travels in Barbary Bd. I.) selbst erprobt haben will und was in der That auch sehr leicht thunlich ist, namentlich an einer Stelle, wo die Leitung aus dem Gebirge hervortritt und zur Seite eine Oeffnung darbietet, so daß ich oft selbst versucht war, Shaw's Probe zu wiederholen. Die Bogen wechseln in dieser Flussebene des Ued Milyân zwischen siebenzig und hundertzwanzig Fuß Höhe,

je nach der Bodenbeschaffenheit. Aber diese prächtige Arcaden- und Pfeilerreihe bildet nur einen sehr geringen Theil des ganzen Aquäducts. In der gebirgigen Gegend erhebt sich die Wasserrinne oft wenig, oft gar nicht über den Boden, meistens jedoch ist die Leitung unterirdisch. Letzterer Theil des Aquäducts ist beinahe vollkommen erhalten und nur der kleinere in der Ebene gelegene zum Theil zerstört, so daß die französische Restaurirungs-Compagnie drei Vierteltheile der alten Wasserleitung bei der Wiederherstellung ohne Kosten benutzen konnte.

Wir kamen nun an den kleinen Fluß Milyân, dessen arabischer Name, welchen ich vom Zeitwort *lana* ableite, der „sanfte, weiche Fluß“ bedeuten möchte, eine vollkommen entsprechende Benennung. Im Alterthum führte er den Namen *Catada*, welcher gewiß phönicischen Ursprungs und, wenn er vom Verbum  $\gamma\tau\pi$  abzuleiten ist, der „sich schlängelnde, biegende Fluß“, heißen dürfte.

An dieser Stelle überschritt der Aquäduct den Fluß auf einer noch in ihren Fundamenten deutlich nachweisbaren Brücke, von der bei meiner ersten Reise in Tunisien noch ansehnliche Ruinen vorhanden waren und ein höchst malerisches Schauspiel gewährten. Bei meinem letzten Besuch im Jahre 1868 sollte ich jedoch diese antiken Baureste beinahe gänzlich hinweggeräumt und ihre Stelle durch die moderne Brücke der französischen Compagnie eingenommen finden. Dieses elende moderne Machwerk, an welchem ich keineswegs die vermeintliche „*noble simplicité*“ entdeckte, welches Prädicat B. Guérin mit ächt französischer Parteilichkeit der Bauart seiner Landsleute beilegt, besitzt allerdings einen Vortheil, den nämlich, zugleich Aquäduct und Passage für Wagen und Fußgänger zu sein, und dieses rühmt auch besagter Schriftsteller als einen Vorzug vor dem Werke des Alterthums. Aber wenn auch die Alten nicht so ökonomisch, wie die Modernen, bauten und

nicht immer zwei Fliegen mit einem Schlag treffen wollten, so hatten sie doch an dieser Stelle, während sie eine Brücke für den Aquäduct besaßen, keineswegs den andern Zweck vernachlässigt, auch eine solche für Menschen und Wagen zu bauen. Ich konnte vielmehr im Flußbette deutliche Spuren von einer doppelten Brücke entdecken, die eine mit höchstrebenden massiven Quaderpfeilern, die andere auf gleicher Höhe wie die Uferflächen mit den gewöhnlichen durch sehr festen Mörtel verbundenen, kleineren, unregelmäßigen Bausteinen errichtet. Der Grund, warum man beide Brücken nicht durch eine einzige ersetzt hatte, muß wohl in ihrer verschiedenen Entstehungszeit gesucht werden.

Auch waren beide Werke von sehr verschiedenartigem Interesse; der Aquäduct besaß die höchste weltstädtische Wichtigkeit und gewissermaßen eine officiële Bedeutung, da er die Hauptstadt der Proconsularis mit dem Nöthigsten, d. h. mit Wasser, versorgte. Die Brücke für Menschen und Wagen dagegen war von sehr untergeordneter Bedeutung, da sie allem Anschein nach nur für die Bewohner von Athina einen Zweck besaß und auch für diese war sie eigentlich den größten Theil des Jahres über ganz überflüssig, da der Catada an vielen Stellen sehr leicht zu durchfahren und zu durchreiten ist und sein Wasser selbst dem Fußgänger kaum über die Knöchel gehen dürfte. Nur für die seltenen Fälle der fast ganz ausnahmsweisen Anschwellungen des Flusses erschien eine solche Brücke wünschenswerth und Athina mochte wohl erst dann, als die Stadt zu höherer colonialer Bedeutung gelangt war, ein Bedürfniß nach derselben empfunden haben. Wann dieser Zeitpunkt eintrat, wissen wir nicht, aber allem Anschein nach war er nicht derselbe, wie derjenige der Erbauung des Aquäduct's, sonst würde man vielleicht auch hier, wie an dem großen Viaduct von Constantine, den Aquäduct mit der eigentlichen Brücke vereinigt haben.

Von dieser Brücke hatten wir noch etwa dreiviertel Stunden bis zu den Ruinen von Uthina zu gehen. Dieselben sind höchst ansehnlich und über einen Flächenraum von einer viertel Quadratmeile zerstreut. Derjenige Punkt derselben, welcher schon von Weitem die Blicke des Besuchers am Vorzüglichsten fesselt, ist eine imposante Ruinenmasse auf dem höchsten der vier oder fünf Hügel des Trümmersfeldes gelegen. Indem ich hierhin zuerst meine Schritte lenkte, kam ich an das trockene Bett eines kleinen Gießbaches, welcher nur zur Zeit der stärksten Regengüsse Wasser führen dürfte, denn vor meiner Anwesenheit hier hatte es beinahe vierzehn Tage unaufhörlich geregnet und dennoch fand ich das Flußbett trocken. Trotz dieser fast beständigen Trockenheit desselben hatten dennoch die Römer eine Brücke darüber gebaut und von dieser steht noch der eine, das Flußbett selbst überwölbende Bogen in hehrer Majestät aufrecht. An ihn gränzt ein anderer, der nicht mehr über dem Flußbett liegt und gleichfalls fast noch ganz erhalten ist. Wir haben es hier offenbar mehr mit einer Prachtbaute, als einem bloßen Nützlichkeitswerk, zu thun. Wahrscheinlich, ja beinahe gewiß lag dieser von den hochgewölbten Bogen getragene Viaduct schon mitten in der Stadt; er bildete einen kunstvollen Verbindungsweg zwischen einzelnen Theilen derselben und sollte den Bürgern die geringe Mühe des Hinabsteigens in das Flußbett ersparen; seine Existenz kann uns als ein deutliches Anzeichen von der Wohlhabenheit dieser Colonia gelten.

Bald nach diesem Viaduct gerieth ich auf die Spur einer Wasserleitung, nicht jedoch eines von Pfeilern und Bogen getragenen, erhabenen Aquäducts (Uthina besaß auch einen solchen), sondern einer gewölbten, nur wenige Fuß über den Boden emporragenden Baute. Sie zog sich von dem genannten Hügel, den wir den Citadellenhügel nennen wollen, in südlicher Richtung bis in das Thal des erwähnten Gieß-

bachs. Ihr Zweck war offenbar der, den hier gelegenen Stadttheil mit dem vom Hügel kommenden Wasser zu versehen, denn wie wir bald sehen werden, bildete dieser Hügel den Ausgangspunkt des Aquäducts von Uthina und den Samelpunct aller Wasser, welche dieser der Stadt zuführte.

Unweit von der Stelle, wo ich zuerst auf die Spuren dieser Wasserleitung stieß, bemerkte ich deutlich die Fundamente eines Peristyls; von vielen Säulen waren noch die Piedestale vorhanden, von einer sah ich den zur Seite liegenden Schaft, von einer andern ein Capital. Die Form dieses Peristyls ist nicht eine solche, wie ich sie bei einem Tempel voraussetze, ihre Säulen waren auch nicht von kostbarem Material, sondern von dem gewöhnlichen tertiären Kalkstein, was gleichfalls nicht auf eine Prachtbaute schließen läßt. Höchst wahrscheinlich dünkt es mir, daß diese Säulen dem Chalcidicum einer Basilika angehörten und daß wir hier, wie ich auch aus andern Anzeichen zu schließen versucht bin, das Forum der Colonia zu suchen hätten. Diese anderen Anzeichen bestehen in den Resten eines tempelartigen Gebäudes, und in einem öffentlichen Brunnen von großen außerordentlich massiven Quadersteinen eingefast, Werke, wie man sie gleichfalls auf einem Forum suchen muß.

Der Wasserleitung folgend kam ich nach einander an zwei kleine, gewölbte, zellenartige Kammern, welche offenbar mit der hydraulischen Baute in Verbindung standen und wahrscheinlich die Bestimmung hatten, als Piscinae oder vielleicht als kleine mit Fontänen verbundene castella aquaria zu dienen, um größere Wassermengen für einen vorausgesehenen Nothfall bereit zu halten. Eigentliche Piscinae limariae waren sie nicht, da jede Abtheilung in Kammern, wie wir sie bei solchen Kunstwerken finden, fehlt, indem auch eine solche Vorrichtung hier wohl nicht nöthig sein mochte, da das Wasser

schon in den auf den Hügeln gelegenen Piscinae limariae gereinigt worden war, ehe es hierher gelangte.

Am Fuße des Citadellenhügels angelangt, bemerkte ich dort, außer der noch immer deutlich nachweisbaren Wasserleitung, auch die Fundamente zweier andrer Bauten, eines großen viereckigen Gebäudes, dessen Mauern sogar noch leidlich erhalten waren, und einer Säulenhalle, welche offenbar entweder zu einem Tempel oder wieder zu einer Basilika gehörte. Fast möchte ich hier die erstere Bedeutung festhalten, da die Säulen, deren Piedestale noch standen und von deren Schäften Reste zu erblicken waren, eine gewisse architektonische Pracht verriethen. Das andere Gebäude scheint mir viel neueren Ursprungs und stammt offenbar aus der spätrömischen, möglicherweise aus der byzantinischen Zeit. Seine Bauart ist roh, sein Material besteht aus grobbehauenen kleineren Steinen, mit dichtem Mörtel zusammengefügt. Die ganze Form desselben scheint derjenigen einer christlichen Kirche zu entsprechen und wenn ich mich recht erinnere, so war es auch hier, wo jene Grabinschrift eines Bischofs von Athina, welche B. Guérin citirt und die übrigens sonst gar keine Bedeutung hat, gefunden wurde.

Endlich hatte ich den Kamm des Hügels erklommen, auf welchem die Hauptmasse der Ruinen in imposanter Majestät thront. Sie ruht auf einer künstlichen Terrasse von kolossalen Quadersteinen gebildet, zu welcher einige sechs kniehohe Stufen empor führen. Auf dieser steht das Citadellengebäude, von dem sich noch einzelne Mauern und Wände erhalten haben. Westlich sah ich die Reste einer thurmartigen Baute, von der noch die prachtvolle Eingangspforte mit ihrem aus massiven Spitzsteinen gebildeten Bogen steht, und nördlich an diese stoßend ein jetzt eingefallenes gewölbtes Gemach. Das Wichtigste unter diesen Baumassen war jedoch ohne Zweifel der östlich etwas tiefer gelegene anscheinende Saal, zu dem man

auf einigen nun von Schutt bedeckten Stufen herniedersteigt. Dieser Saal bietet eine Länge von nahezu hundert und eine Breite von etwa 40 Fuß. Seine Wände sind bis zu einer Höhe von 10 Fuß von höchst massiven Quadersteinen, sehr kunstvoll und mit architektonischer Pracht aufgeführt, umgeben. Der obere Theil dieser Mauereinfassung bildet ein einfaches Karnieß. Auf diesen massiven Steinen ruht das noch trefflich erhaltene Gewölbe, dessen Bauart jedoch nicht aus mörzellofen *saxa quadrata* wie der Haupttheil des Saales gebildet wurde, sondern aus der mit Mörtel verbundenen Anhäufung kleiner Steine, welche die Römer *Caementicia structura incerta* (um sie von der *antiqua* zu unterscheiden) nannten. Wenn uns die verschiedenen Kanäle, welche zu und aus diesem großen Saale führten, der eine von oben kommend, der ihn mit dem Aquäduct in Verbindung setzte, der andere nach unten führend, welcher als unterirdischer Gang sich bis zum nördlichen Ende des Hügels hinzieht, noch nicht hinlänglich über die Bestimmung dieses Baues aufklären würden, so dürfte jene Verschiedenheit des Baumaterials des unteren Theils und des Deckgewölbes uns einen hülfreichen Fingerzeig geben. Der Saal war offenbar ein großer Wasserbehälter, eine Art von *Piscina limaria*, in welcher man verschiedene Kammern angebracht hatte, in denen sich das durch den daran dicht anstoßenden Aquäduct hergeleitete Wasser von seinen erdigen Bestandtheilen vollkommen reinigte. So geklärt, floß es dann durch den jetzt noch zum Theil zugänglichen, sehr weiten, unterirdischen Gang in einen andern, noch größeren Wasserbehälter, eine Art von *Castellum aquarium*, welches sich am nördlichen Abhang des Citadellenhügels, mit einziger Ausnahme des Daches, in seiner Vollständigkeit erhalten hat.

Nach diesem wandte ich nun zunächst meine Schritte und erblickte ein sehr großes viereckiges Gebäude von dem Umfang

und der Höhe einer mittleren Kirche und mit einer solchen auch eine äußerliche, täuschende Aehnlichkeit zeigend. Einige Archäologen, unter andern auch Davis, haben sie wirklich für eine solche erkennen wollen. Was besonders diesen Irrthum begünstigen kann, ist der Umstand, daß die Zwischenwände, welche die einzelnen Abtheilungen von einander trennten, eingestürzt sind, so daß die Baute nun die Form eines einheitlichen viereckigen Saales zeigt. Dennoch ist auch hier der ursprüngliche Zweck, welcher der eines Wasserbehälters war, deutlich durch den von oben aus der Piscina hineingeleiteten und den nach unten sich hinauserstreckenden Kanal dargethan. Letzterer Kanal führte zu einem dritten bereits in einem kleinen Thal gelegenen Wasserbehälter, etwa 40' lang und 20' breit, welcher jedoch bei Weitem weniger gut erhalten ist, als die beiden soeben erwähnten. Alle diese Wasserbehälter mit Ausnahme des letzteren lagen mitten in der Citadellenstadt auf dem Haupthügel von Athina. An diesen Hügel gränzte auch der Aquäduct an, von dem noch einige 12 Pfeiler, aus massiven saxa quadrata gebildet, aufrecht stehen. Er führte das Wasser von einem höchstens eine halbe Meile weit entfernten Berge hierher und versah die Citadelle selbst, sowie die ganze Stadt mit Wasser, welche übrigens außerdem auch noch eigentliche Cisternen, d. h. Regenwasserbehälter besaß, von deren einigen ich deutliche Spuren entdeckte.

Die übrigen antiken Reste sind unbedeutend. Sie bestehen hauptsächlich aus den sehr undeutlichen Resten eines Theaters auf einem zweiten Hügel gelegen, aus den Trümmern eines andern Fort, auf einer dritten Anhöhe, aus den nur an der Form des Bodens und schwachen Fundamentresten zu erkennenden Spuren eines Amphitheaters und den etwas deutlicheren Ruinen einer Art großen Hauses, möglicherweise eines Palastes. Gegen Osten befindet sich ein unterirdisches Gewölbe mit mehreren Gängen, in welche man

hinabsteigen kann, so wohl erhalten zeigen sie sich. Ihre Bestimmung scheint mir gleichfalls einen hydraulischen Zweck gehabt zu haben. Möglicherweise gehörten sie einer andern *Piscina limaria* an, welche nur dann benutzt wurde, wenn die oberen in der Citadelle gelegenen angefüllt waren.

So bieten sich die Reste einer antiken Stadt dar, welche man allgemein für das antike Uthina hält. Die Lage von Uthina wird zwar von Ptolemäos in einer ganz auffallenden Entfernung vom Meere (über einen Breitengrad) angegeben. Dennoch kann kaum ein Zweifel sein, daß er wirklich das heutige Odna meine, denn er verlegt seine Mündung des Katada oder Catada (Uëd Milhân) wenn auch zu weit nördlich von der Stadt, so doch in die genaue Längsrichtung, welche sie in Wirklichkeit zu derselben einnimmt. Der Name Odna, dessen große Ähnlichkeit mit dem Uthina des Ptolemäos und dem Uthina colonia des Plinius (V, 4.) Niemand leugnen wird, wäre an und für sich wohl nicht ein genügender Beweis für die Identität beider Orte, würde dieselbe nicht noch außerdem durch die Peutingersche Tafel bestätigt, welche, zwar einem komischen Schreibfehler zufolge, den Namen Uthica nennt, aber doch offenbar Uthina meint, da ihre Entfernungsangaben durchaus nur auf Odna und nicht auf Utica passen, welches die Tafel übrigens außerdem auch auf seiner richtigen Stelle angiebt. Diese Entfernungsangaben sind: östlich 17 Milliarier von Marula, westlich 30 Milliarier von Thuburbo majus. Die Lage dieser beiden Orte ist außer Zweifel, ersterer in Hammâm el Anf, letzterer von B. Guérin in Hanschyr el Daqba identificirt worden. Die directe Entfernung von Hammâm el Anf nach Odna beträgt zwar nur  $2\frac{1}{2}$  geographische (deutsche) Meilen, also circa 13 Milliarier, die von Hanschyr el Daqba nur  $4\frac{11}{16}$  Meilen, also etwa 25 Milliarier, aber die Abweichungen von 4 und 5 Milliarier von der graden Linie entsprechen ganz der mitt-

leren Abweichung der Römerstraßen, von der Schnurgradheit, welche wir fast überall auf zwischen  $\frac{1}{5}$  und  $\frac{1}{4}$  variirend gefunden haben.

Fast möchte ich versucht sein in Odnä auch das Adin des Polybius (erster pun. Krieg 30) zu erblicken, welches die Römer im ersten punischen Kriege einnahmen und in dessen Nähe Regulus den Kampf mit der fabelhaften Riesenschlange bestanden haben soll. Die meisten Ausleger des Polybius halten zwar Adin für die Accusativform von Adis, welches mit Rhadis identisch sein soll. Gesenius aber, welcher den Namen von אֲדִי (lieblich) ableitet, nimmt Adin als Nominativ an. Wenn dem so ist, hätten wir mit dem Namen, wie ihn Polybius giebt, in der heutigen Form Odnä eine noch größere Annäherung, als mit der Benennung, die uns Ptolemäus und die Andern überliefert haben. Derselbe Gesenius leitet freilich auch Uthina vom Phöniciſchen ab, nämlich von אֲוִינָא locus ubi pecus procumbit. „Ein Ort, wo das Vieh lagert“, erweist sich allerdings als eine sehr passende Benennung für das wasserreiche, offene Thal von Odnä.

Dieser seiner fruchtbaren Lage verdankte auch gewiß Uthina den hohen Blüthezustand, in welchem es zur Zeit des Plinius gestanden haben muß, da er es als eine der wenigen Colonien nennt, die in der Proconsularis existirten.

Geschichtliche Wichtigkeit scheint der Ort niemals beſeſſen zu haben, denn außer den genannten Erwähnungen bei den alten Geographen erfahren wir nur, daß es in der christlichen Periode ein Bisthum war (Episcopatus Uthinensis vel Utinensis), aber das kann seinen Ruhm schwerlich vermehrt haben, da es diese Eigenschaft mit einigen vierhundert Dörfern Afrikas theilte. Schon zu Tertullians Zeit beſaß es einen Bischof, welchen dieser schismatische Kirchenvater als „Nec Scantiniam timens“ erwähnt; im Jahre 255 erschien sein Bischof Felix auf dem von Cyprian berufenen Concil,

Lampadius 314 auf dem Concil von Arles, Isaac 411 auf dem zu Karthago und endlich wird noch ein Bischof Felicissimus im Jahre 525 erwähnt, und zwar zu gleicher Zeit als Episcopus plebis Sedelensis qui Utinensis, was Morcelli auf den Gedanken bringt, Uthina sei zu Geiserichs Zeit zerstört worden und der Bischof habe in dem jetzt spurlos verschwundenen nahen Städtchen Sedola gewohnt.

---

## Elftes Capitel.

### Dschuqar (Zuccara).

Reise von Odnä nach Dschuqar. — Uebermals der Aquäduct von Karthago. — Hanschyr Bâb Châlid. — Hanschyr Ssimyndscha. — Sarhuân. — Der östliche Ausgangspunkt der karthagischen Wasserleitung. — Ruinen des Tempels der Flußgottheiten. — Hanschyr el Qaçba, das antike Thuburbo majus. — Das Heiligthum der Bint Sfa'ydan. — 'Ayn Dschuqar, das antike Zuccara. — Der westliche Ausgangspunkt der karthagischen Wasserleitung. — Ruinen eines Nymphaeum. — Sagen über die berühmte heilige Bint Sfa'ydan.

Schon um 5 Uhr Morgens, noch in voller Dunkelheit, war das Zelt abgebrochen, die Lastthiere beladen, die Pferde gesattelt und, der aufgehenden Sonne entgegenreitend, verließen wir die Ruinen des antiken Uthina. Das Terrain zeigte sich während der ersten Stunde unsres sechs Meilen langen heutigen Weges noch eben und führte uns wieder dem antiken Catada entlang bis zu den oben schon erwähnten Ruinen einer Brücke desselben, wo ehemals auch der Aquäduct den Fluß überschritt. Hier sind die Bogen vielleicht die großartigsten, jedenfalls die Pfeiler die höchsten im ganzen Laufe der Wasserleitung, was seine Erklärung in der Vertiefung des Catadathales findet. Nach anderthalb Stunden von der Brücke gelangten wir nach Hanschyr bu Hadscheba, wo sich römische Trümmer von unbedeutendem Umfang, und ohne irgend welche architektonische Pracht oder Großartigkeit befinden.

Der Aquäduct, dem entlang unser Weg führte, welcher in der Ebene die volle Pracht seiner majestätischen Bogen uns zur Seite entfaltet hatte, fing nun, da wir in eine gebirgige Landschaft eindrangten, allmählig an, niedriger und

immer niedriger zu werden. Die Bogen, welche sich immer weniger über den Boden erhoben, verschwanden zuletzt ganz, doch war die Richtung des unterirdischen Laufes der Wasserleitung an den in regelmäßigen Zwischenräumen angebrachten Luftlöchern deutlich zu verfolgen.

Gegen 10 Uhr hielten wir einen Augenblick bei einem andern Trümmerhaufen, Namens Hanschyr bâb Châlid. Hanschyr (ich denke statt تنشير dem Verbalnomen der zweiten Form des arabischen Verbums نشر Naschara) heißt „das Zerstreute“, und gilt in der ganzen Regentschaft Tunis als die allgemeine Bezeichnung für alle Ruinenstädte. Der Name bâb Châlid d. h. das ewige (uralte) Thor, wurde diesem Trümmerhaufen wegen des einzigen hier zu sehenden unverkehrten Bauwerks, eines kleinen Triumphbogens, beigelegt. Außer diesem kleinen Bogen von etwa 12 Fuß Weite steht hier kein einziges unterscheidbares Gebäude.

Dieser Ruinenhaufe ist bis jetzt noch nicht identificirt worden. Ich glaube jedoch, wir würden schwerlich irren, wenn wir hierher das Onellana der Peutingerischen Tafel verlegen, welches zwischen Uthina und Thuburbo majus in der Mitte (von jedem 15 Milliarum entfernt) lag, da diese Stelle die Mitte zwischen Oudna und Hanschyr el Dagba bezeichnet.

Nun ging es, abermals der Wasserleitung entlang, in ein bergiges Gebiet, unser Weg wurde steiler und steiler, und bald waren wir eifrig mit dem Ersteigen des über dreitausend Fuß hohen Sarhuângebirges (des antiken Mons Zeugitanus beschäftigt. Bei Byr-Sfimyndscha, einem antiken, noch heutzutage von den Beduinen benutzten Brunnen, kamen wir abermals an einer römischen Station vorbei, welche vielleicht, wie Einige vermuthet haben, für das oppidum Simingitanum der Kirchengeschichte zu halten sein dürfte, von welchem wir übrigens nichts andres wissen, als daß es im dritten Jahrhundert ein Bisthum war. Die Namensähnlichkeit zwischen

Sfimyndscha und Simingitanum, welche freilich unverkennbar scheint, ist jedoch das Einzige, was uns in dieser Identification leiten kann, denn das oppidum ist so obscur, daß es auf keinem Itinerar vorkommt und wir folglich gar nicht wissen, in welchem Theile der Provinz es lag. Die Ruinen zeigen sich nicht unbedeutend. Ich glaubte auf dem höchsten Punkte des Hanschyrs (Trümmerhaufen) in einem höchst massiven Gebäude die Reste einer Citabelle wiederzuerkennen. Die Mauern der Stadt sind zerstört, aber ihre Fundamente zu traciren. Einige Säulen und andere Kunstfragmente, auf dem Boden zerstreut und die Ruinen eines tempelartigen Gebäudes bezeugen den verhältnißmäßigen Glanz dieser kleinen Stadt. Uebrigens bildet die Gesamtmasse der Trümmer nichts, als eine riesige Schuttanhäufung.

Vom Byr-Sfimyndscha hatten wir noch einen vierstündigen Ritt bis zu unserm Nachtquartier. Nach anderthalb Stunden nahm uns eine schöne fruchtbare Niederung auf, wo auf einmal die Bogen des Aquäducts, der in der letzten Meile seinen Lauf unterirdisch beschrieben hatte, wieder zum Vorschein kamen und eine nicht geringe Zierde dieses anmuthigen amphitheatralischen Thales bildeten. Doch bald, wie unser Weg wieder höher hinanstrebte, versenkte sich die uns begleitende Wasserleitung abermals in die Erde. Ein frischer Luftzug wehte vom Dschebel Sarhuân, den wir zu erklimmen begonnen hatten und belebte den Muth unsrer Pferde, so daß sie mit unglaublicher Behendigkeit die letzte steile Strecke des Weges zurücklegten.

Unser Nachtlager bildete die kleine Stadt Sarhuân selbst, der Hauptort dieses Bergdistricts, von dessen Autoritäten wir uns der zuvorkommendsten Aufnahme zu erfreuen hatten. Der Schaych el beled (Bürgermeister) suchte uns im Kaffeehause auf und geruhte, sich mit uns einige Stunden zu unterhalten. Er schien sehr eingeschüchtert, weil ich ihm einen Amrâ (offi-

zielles Empfehlungsschreiben) überreicht hatte und er mich für einen besondern Schützling der Regierung ansehen mochte. Nach diesem Amrà wäre er genöthigt gewesen, mich mit Obdach und Nahrung zu versehen, und zwar unendgeltlich, was ihm natürlich keineswegs erwünscht sein konnte. Es war komisch, zu sehen, wie in ihm der Wunsch, höflich zu erscheinen, mit seiner Angst, mich für die Nacht in seinem Hause zu haben, einen Kampf lieferte. Höflich mußte er sein, damit ich einen günstigen Rapport über ihn erstatte, aber ja nicht allzu liebenswürdig, damit ich mich nicht versucht fühlen möchte, seine süße Gesellschaft länger genießen und für die Nacht sein Gast werden zu wollen. Wie froh war deßhalb der diplomatische Schaych, der es weder mit mir noch mit seinem Geldbeutel verderben wollte, als er sah, wie die Anstalten zur Errichtung meines Zeltes getroffen wurden und mein Koch Moses einen Reichthum von mitgebrachten Lebensmitteln enthüllte, der ihn aller Sorge für mein Souper enthob. Nun wurde er noch viel freundlicher und bot sich sogar an, mich zu den schönsten „alten Steinen“ in der Nähe zu führen.

Wir gingen etwa eine halbe Stunde immer bergauf, bis wir an das Ende dieses Arms der großen Wasserleitung von Karthago kamen. Die hier vorhandnen „alten Steine“ sind die Ruinen eines recht schönen Nymphaeum, mit einem Tempel verbunden, eine Gruppe von Gebäuden, welche den Abschluß zum Aquäduct bildeten. Vom Tempel ist noch das Epistyl, ein Altar im Innern und die Wand der Cella erhalten. An ihn stößt ein Porticus, dessen Dach gewölbt ist; die Säulen fehlen jedoch. Die dreizehn Nischen dieser Bogenhalle waren ohne Zweifel zur Aufstellung der Statuen von Flußgotttheiten bestimmt, welche die Schutzgeister des Aquäducts vorstellten. Das Nymphaeum selbst ist tiefer gelegen und war allem Anschein nach durch eine hohe Treppe mit dem Tempel und dem Porticus verbunden.

Es ist schwer, sich eine schönere Lage zu denken, als diejenige dieser Baudenkmäler. Sie lehnen sich unmittelbar an den Abhang des Berges Sarhuân, dessen finstre Masse gegen das weite lachende Thal zu unsern Füßen einen lieblichen Contrast bildet. Gen Norden sieht man die weite Ebene, dann eine anmuthige Linie niederer Hügel von Laub gekrönt, dann wieder eine kleine Ebene und endlich die Vorläufer des Hauptgebirges selbst und durch alle zieht sich wie ein goldener Faden die malerischste Zierde der Landschaft, der majestätische Aquäduct, um hier bei dem Heiligthum der Flußgotttheiten zu münden.

Der Ort Sarhuân selbst bietet nichts Sehenswerthes als einen jetzt mit Backsteinen zugemauerten, übrigens unbedeutenden, spätrömischen, möglicherweise byzantinischen Triumphbogen. Wir verließen ihn um 6 Uhr am Morgen des 8. März und wandten uns bergabwärts wieder zum Uëd Milyân, den wir nach drei Stunden erreichten, um nun unsern Weg direct in südlicher Richtung dem Laufe des Flusses entlang fortzusetzen.

Dieser kleine Uëd Milyâna, auch in verkürzter Form Milyân genannt, besitzt die überall, nur nicht in Afrika, auffallende Eigenschaft, daß er eine für seine Kleinheit höchst pomphafte Namensbezeichnung führt. Er heißt nämlich Uëd el kebîr, d. h. der große Fluß, und zwar nimmt er diesen großartigen Namen erst da an, wo er in seinem höhern Lauf immer kleiner geworden, ihn am wenigsten verdient. Dieser „große Fluß“ bietet so wenig Tiefe, daß wir ihn zu wiederholten Malen mit Leichtigkeit durchwateten, um auch sein linkes Ufer in Augenschein zu nehmen. Auf diesem linken Ufer war es auch, daß wir bald an einer höchst ausgedehnten Ruinenstätte anlangten, von den Eingebornen ihrer Großartigkeit wegen Hanschyr el Daqba, d. h. die „Ruinen der Festung“ genannt. Der antike Name dieser Ruinen war mir schon bekannt, und zwar

aus der in Algier publicirten, höchst zuverlässigen Revue africaine (Band I. p. 418), in welcher Herr Tissot eine hier copirte Inschrift veröffentlicht hat, welche keinen Zweifel darüber übrig läßt, daß hier die Stelle des Thuburbo (Tuburbo) Majus der Römer war. Besagte Inschrift enthält nämlich eine Widmung an Kaiser Gordian von den Bürgern der Colonia Julia Aurelia Commoda Thuburbo Majus. Unter seiner einfacheren, nur aus den letzten beiden Worten gebildeten Namensbezeichnung kennen wir dieses Thuburbo Majus aus Plinius, der es gleichfalls unter den Coloniae anführt (es besaß also diese Eigenschaft schon vor Commodus), aus der Peutinger'schen Tafel und aus dem Itinerar, wo es schlechtweg Tuburbo heißt, sowie aus späteren kirchengeschichtlichen Berichten.

Die Peutinger'sche Tafel giebt die Entfernung dieser Römerstadt von Uthina über Dnellana auf 30 Milliarier an. Die directe Entfernung von Ddna nach Hanschyr el Dagba beträgt allein schon  $4^{11}/_{16}$  geographische (deutsche) Meilen, also ungefähr 25 Milliarier und 5 Milliarier müssen wir wohl auf die Abweichung von der graden Linie rechnen. Somit dient uns diese Angabe zur Sicherstellung der Lage von Uthina; die Sicherstellung derjenigen von Thuburbo ist durch die Inschrift hinlänglich beglaubigt.

Schwieriger als in nordöstlicher Richtung ist die Römerstraße hier in westlicher oder nordwestlicher zu verfolgen. In dieser Richtung geben zwar sowohl Peutingers Tafel als das Itinerar Straßen an, welche nach der Colonia Vallis oder Valli führten, letzteres in directer Linie, erstere auf einem Umweg über Sicillaba und Turris, Orte, die nicht identificirt sind. Da Vallis unzweifelhaft mit Sjahydy Melyân identificirt wurde und dieses in grader Linie 22—23 Milliarier von Hanschyr el Dagba liegt, so erschen wir, daß das Itinerar, welches diese Straße nur 18 (19) M. angiebt, hier irrt.

Die Peutinger'sche Tafel giebt zwar 39 M., aber wir kennen die Orte nicht, über welche ihre Straße führte.

In den Bischofslisten aus dem 3ten und 4ten Jahrhundert wird ausdrücklich zwischen zwei Thuburbo unterschieden, indem ein Bischof Tuburbitanorum Majorum und Minorum vorkommt. Auch der Geschichtschreiber der Vandalischen Glaubensverfolgung, Victor Vitensis, nennt diese Stadt als Tuburbitana civitas Major und zwar bei Gelegenheit des Märtyrerthums des Servus, welcher schon unter Geiserich seines Glaubens wegen viel gelitten hatte, dem aber der fanatischste Arianer, der Vandalenkönig Hunerich, noch viel gräßlichere Leiden bereiten sollte.

Aus den Märtyrergeschichten (Morelli Africa Christ. I, 332) erfahren wir auch den interessanten Umstand, daß eines der beiden Tuburbo den Namen Tuburbi Lucernaria oder schlechtweg Lucernaria führte, wahrscheinlich von der hier sehr verbreiteten Fabrication thönerner Lampen. Daß dieser Ort Tuburbo Major gewesen sei, macht das Vorkommen der zu solcher Fabrication nöthigen Erde an dieser Dertlichkeit höchst wahrscheinlich.

Gesenius hat gewiß auch in der Ableitung dieses Namens das Richtige getroffen, wenn er ihn aus 127 22 (dives opibus) entstanden sein läßt, denn sowohl die fruchtbare Lage im reichen Flußthale, als die ansehnlichen Baureste deuten auf Reichthum und Glanz dieser einstigen römischen Colonie.

Wo sonst noch der Name Thuburbo bei den alten Autoren vorkommt, ist jedesmal das andere, das Thuburbo Minus, gemeint, welches noch heute Teburba heißt und am Ued Medscherda (dem Bagrada der Alten) nur vier Meilen westlich von Tunis liegt. Trotzdem, daß dieses das kleinere hieß, scheint es doch das wichtigere gewesen zu sein, da seiner viel häufiger Erwähnung geschieht, als des Thuburbo Major. Daß übrigens dieses letztere auch nicht ohne Bedeutung war,

sehen wir aus den höchst ansehnlichen Trümmern, welche von ihm übrig geblieben sind. Das Bedeutendste schien mir außer den vier Thoren, von denen zwei fast vollständig, die anderen theilweise erhalten sind, eine große Trümmermasse, auf mächtigen Quaderfundamenten ruhend, welche ich ihrer erhöhten Lage und ihrem festungsartigen Charakter nach zu schließen, für die Citadelle der Römerstadt halten möchte. Uebrigens scheint diese Citadelle, wie alle in Afrika, welche nach der Vandalenherrschaft nicht aufgegeben wurden, von den Byzantinern völlig restaurirt oder vielmehr auf den alten Fundamenten neu aufgebaut worden zu sein, da viele antike Fragmente anderer Gebäude und Inschriftstafeln aus älterer Zeit sich hier als gewöhnliche Bausteine verwendet finden. Außerdem sah ich noch einige sehr tiefe Cisternen, andere mit Schutt angefüllte, eine große piscina limaria, deren Gewölbe noch theilweise steht, die sehr verschütteten Trümmer eines Amphitheaters, den kolossalen Schutthaufen eines großen Gebäudes auf einem Hügel gelegen, möglicherweise auch einem Fort angehörig, doch ohne Spuren einer späteren Restauration. Am besten erhalten, nach den beiden Thoren, ist ein längliches viereckiges Gebäude, das ganz aussieht wie eine christliche Capelle; die Mauern sind aus großen Werksteinen gebildet und das Innere zeigt nur einen einzigen Saal, kann also nicht zu einem gewöhnlichen Haus und der Abwesenheit des Pronaos wegen, auch wohl nicht zu einem heidnischen Tempel gehört haben.

Etwas südlich von den Ruinen von Thuburbo Majus überschritten wir den Ued Milyana auf einer neuen Brücke, ein Erleichterungsmittel des Verkehrs, dem man in Tunisien nur äußerst selten begegnet. Zur Römerzeit bestanden, wie die Ruinen derselben bezeugen, Brücken über alle Flüsse, aber die arabische Nachlässigkeit der letzten Jahrhunderte hat sie einfallen lassen, während sie in der Glanzzeit der maurischen Civilisation sorgfältig unterhalten und von Zeit zu Zeit restau-

riert worden waren. Diese neue Brücke verdankt ihre Entstehung dem vorletzten Bey von Tunis, Hâmed (Ahmed) Pascha, dem einzigen civilisirten Herrscher, welchen dieses Land seit den letzten drei Jahrhunderten besaß und den ich bei meiner ersten Reise nach Tunis, im Jahre 1852, noch unter den Lebenden getroffen hatte. Auch dieser neuen Brücke zur Seite sah ich die Reste der alten Römerbrücke.

Mittag machten wir bei der Grabkapelle eines arabischen Heiligen, Namens Sjahydy bu Hamydu, eines der unzähligen Marâbotyn, welche sich in diesem abergläubischen Lande hoher Verehrung erfreuen. Ich wünschte etwas über die Geschichte dieses Heiligen zu erfahren, bekam aber nur so abgedroschene Berichte zu hören, wie ich sie von andern Marâbotyn in genau denselben Worten schon oft vernommen hatte. Diese guten Leute haben der Heiligen zu viele, nehmen es auch mit der traditionellen Geschichte selten genau, und die Folge davon ist, daß alle diese Heiligenlegenden miteinander verwechselt und unter einander vermengt werden. Einem Marâbot werden oft die Thaten und Wunder von zehn andern zusammen beigelegt. So haben denn alle diese Legenden etwas sehr Verschwommenes. Nur die Geschichte der berühmtesten Marâbotyn hat einen persönlich-charakteristischen Typus bewahrt, während die der *dii minorum gentium* meist aus Abgedroschenheiten und Gemeinplätzen zusammengesetzt ist.

Von Sjahydy bu Hamydu hatten wir noch einen dreistündigen Ritt bis nach Bint Sjahydân, dem Heiligthum einer berühmten Marâbota, ja der berühmtesten der ganzen Regentschaft. Der Weg ging immer hügelan. Hier hatten wir den zweiten Arm des großen Aquäducts von Karthago zu unserm steten Begleiter, während wir gestern den ersten Arm desselben bis zu seinem Ausgangspunkte in Sarhuân verfolgt hatten. Da das Terrain, kaum als wir uns vom Ued Milhâna entfernt hatten, wieder hügelig und später bergig

wurde, so beschrieb diese Wasserleitung, wie ihr Schwesterarm, zum großen Theil ihren Weg unterirdisch und war nur an den regelmäßig angebrachten Lustlöchern zu erkennen.

Etwas zwei Stunden vor Sonnenuntergang langten wir am Grabe der berühmten Heiligen an, wo sich eine Sauya, in literaler Form Saviya (Doranschule) und Moschee befinden. Die dreißig oder vierzig Häuser des um die Moschee gelegenen kleinen Dorfes sind zum Theil aus antiken Baufragmenten erbaut, außerdem sieht man noch einen römischen Brunnen, kurz Manches deutet darauf hin, daß hier oder in der nächsten Nähe im Alterthum ein Städtchen gestanden habe und diese Vermuthung wird noch verstärkt durch die Thatsache, daß eine Achtelsmeile von hier sich die Ruinen eines ansehnlichen antiken Gebäudes befinden.

Der Ort, wo diese Ruine steht, heißt 'Ayn Dschugar ist auf dem Berge gleichen Namens gelegen und bildet den südwestlichen Ausgangspunkt des großen Aquäducts, der hier die Wasser der Dschugar-Quelle aufnimmt. Aus der Ähnlichkeit des Namens Dschugar mit dem der römischen Stadt Zuccara und aus einer hier von Shaw erwähnten, leider seitdem spurlos verschwundenen Inschrift, welche den Namen Zuechara civitas enthielt, hat man geschlossen, daß wir hier die Römerstadt dieses Namens zu suchen haben, von welcher freilich kein Schriftsteller des Alterthums spricht, außer dem einzigen Ptolemäos, der ein Zugar angiebt.

Die einzige Ruine, welche sich hier findet, ist ein halbrundes, von einer Halbkuppel überwölbtes, tempelähnliches Gebäude mit drei Nischen, in welchen ohne Zweifel einst Statuen aufgestellt waren. Von diesem Gebäude, welches unmittelbar über der Quelle des Aquäducts erbauet ist, führte eine Rinne das Wasser nach einem davor gelegenen, sehr großen, viereckigen Behälter, von welchem zwei Wasserleitungen ausgingen, die eine der große, vielerwähnte Aquäduct, die andere ein kleinerer,

längst zerstörter, aber doch nachweisbarer, welcher vielleicht die Stadt Zuccara selbst mit Wasser versorgte. Dieses Bassin hat sehr ansehnliche Proportionen, es mißt nämlich an 250 Fuß in der Länge und etwa 60 Fuß in der Breite. Das darüber gelegene Gebäude zeigt sich aller seiner Ornamente beraubt, welche Shaw hier noch im vorigen Jahrhundert sah und welche nach seiner Annahme korinthischer Ordnung gewesen sein sollen. Weder Vordergiebel, noch Peristyle, noch Cella, noch sonst irgend ein Bestandtheil eines Tempels ist nachweisbar. War also das Gebäude wirklich ein Tempel, wofür es Shaw gehalten hat? Wie kommt man überhaupt dazu, es für einen Tempel auszugeben? Kein Umstand kann dazu berechtigen, außer vielleicht die Nischen, welche Götterstatuen, und zwar wahrscheinlich Wassergottheiten, enthalten haben mögen. Aber solche Götterstatuen befanden sich in zahlreichen Gebäuden von ganz anderer Bestimmung. Auch gab es außer den eigentlichen Tempeln noch anderweitige Bauten, welche Gottheiten oder Halbgöttern geweiht waren. Zu dieser Classe von Bauten gehörten namentlich die Nymphäen. In Rom und Umgegend giebt es nicht wenige Ruinen solcher Nymphäen, welche, wie der Name aussagt, den Schutzgöttinnen der Quellen, den Nymphen, geweiht waren. Noch vor wenigen Jahrzehnten pflegten auch in Rom die Archäologen alle diese Nymphäen Tempel zu nennen. Aber sie waren in Wirklichkeit nichts andres, als Zierbauten, zur Lust und Bequemlichkeit der bei der Quelle Kühlung Suchenden errichtet, deren geweihter Charakter übrigens durch die in den Nischen aufgestellten Wassergottheiten angedeutet wurde.

Diese Ruine von Zuccara besitzt eine auffallende Aehnlichkeit mit jenen zwei Nymphäen, welche in Rom und Tivoli die am besten erhaltenen sind, nämlich mit der sogenannten Grotte der Egeria, unweit von San Sebastiano vor Rom, und mit dem sogenannten Tempel des Serapis am See des

Canopus in Hadrian's Villa bei Tivoli. Nach Ammianus (XV, 7, 3) lagen solche Nymphäen oft in der Nähe von Thermen, deren Kühlstuben sie ersetzen konnten. Nach einem andern alten Schriftsteller (Liban. Antioch. p. 372) waren es hohe, mit Kuppeln versehene Räume, mit Nischen, Säulen, Statuen geschmückt, in deren Mitte sich eine Quelle befand. Diese Aussprüche der Alten und die Vergleichung mit den so eben genannten, am besten erhaltenen Beispielen dieser Classe von Bauten lassen keinen Zweifel übrig, daß wir es hier ganz einfach mit einem Nymphäum und keineswegs mit einem Tempel zu thun haben. Ich will hiermit übrigens gar nicht behaupten, daß nicht etwa auch hier, wie bei dem Nymphäum von Sarhuân, ein gottesdienstliches Gebäude gestanden habe. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß ein Tempel, den Schutzgöttheiten des Aquäducts geweiht, an das Nymphäum anstieß, für dessen Trümmer man ein neben dem Wasserbehälter gelegenes antikes Mauerwerk ansehen könnte. Ich glaube nur nicht, daß das Nymphäum selbst ein Theil dieses Tempels war.

Außer diesem, den Schlußstein zum Aquäduct bildenden Nymphäum war nichts Erhebliches an Alterthümern in 'Ayn Dschuqar zu sehen. Ich kehrte deshalb bald nach Bint Sja'ydân zurück und überzeugte mich durch eine genaue Besichtigung der Localität und Vergleich derselben mit 'Ayn Dschuqar davon, daß das antike Städtchen, als dessen Namen wir Zuchara oder Zugar annehmen können, nicht an der Quelle, sondern an der Stelle des jetzigen Dorfes gelegen haben muß. Es stand zu jenem Gebäude in 'Ayn Dschuqar ganz in demselben Verhältniß, wie das Römerstädtchen, welches auf Sarhuân's Stelle lag, zu dem in seiner Nähe befindlichen Heiligthum. Der Umstand, daß das Dorf nicht den Namen bewahrt hat, während er in der Quelle fortlebt, braucht uns nicht zu stören, da der Name Dschuqar kein auf eine bestimmte Stelle beschränkter ist, sondern dem ganzen Berge an-

gehört, auf dem die Quelle und an dessen Fuß das Dorf liegt, denn der Dschebel Bint Sja'ydân bildet nur einen Theil des Dschebel Dschuqar.

Abends machten wir dem Wakyl (Wächter) des Heiligengrabes unsre Aufwartung. Er ist selbst ein Stück von einem Heiligen, da er sich rühmt, in directer Linie von der großen Bint Sja'ydân abzustammen. Ich glühte natürlich vom Verlangen, etwas über die Geschichte dieser von den Moslims Tunisiens so hochverehrten Dame zu erfahren. Ihr Abkömmling sollte diesem Wunsche auch entgegenkommen, indem er mir die Geschichte seiner erlauchten Ahnfrau aufstischte, für deren Wahrhaftigkeit ich übrigens die Verantwortlichkeit dem Wakyl selbst überlassen möchte.

Bint Sja'ydân war in einem Dorfe unweit der heiligen Stadt Dayruân geboren, wo sie sich schon in frühester Jugend durch ihren exemplarischen Lebenswandel, ihre Frömmigkeit und Wunderthätigkeit auszeichnete. Denn bereits als kleines Mädchen wirkte sie Wunder. Durch ein solches bekehrte sie zum Beispiel einen Ungläubigen, einen Christensklaven, welcher ihr als Grund seiner Zweifel am Dorân eine Stelle desselben anführte, die seiner Meinung nach doch unmöglich wahr sei. In dieser Stelle spricht Mohammed von den Felsen, von denen er unter Anderm sagt: „Einige von ihnen sinken nieder aus Ehrfurcht vor dem Höchsten.“ Dieß behauptete der gottlose Rummy (Christ), finde gar nicht Statt und er werde nicht eher an den Islam glauben, als bis er das fragliche Phänomen mit eignen Augen gesehen habe.

Aber die junge Heilige wurde nicht verlegen und erbot sich, ihm den Beleg zur Wahrheit dieser Stelle zu liefern. Sie führte ihn und eine Anzahl von Zeugen an einen felsigen Ort, dort schlug sie den Dorân auf, las die fragliche Stelle vor und siehe, die Felsen begannen alle sich in Bewegung zu setzen; sie senkten sich langsam, und zwar in der

orthodoxen Richtung gegen Meffa, thalwärts und blieben dort eine Zeit lang wie in Adoration liegen, dann aber, damit ja Niemand das Wunder natürlicher Ursache zuschreiben könne, begaben sie sich auf ihren früheren Platz zurück. Natürlich bekehrte sich der Ungläubige; er erlangte in Folge dieses Schrittes bald seine Freiheit, widmete dieselbe aber ganz dem Dienste der Heiligen. Dieselbe war kaum zwanzig Jahre alt, als sie schon ein wahres Heer von Verehrern um sich hatte, Verehrer nicht ihrer Schönheit, obgleich diese groß war, sondern lediglich ihrer Heiligkeit. Dadurch wurde sie selbst in politischer Beziehung bald eine hochwichtige Persönlichkeit, welche demjenigen Fürsten, der sich ihrer Gnade erfreute, zahlreiche Anhänger zuführen konnte, und was für Anhänger! Nicht feile Söldlinge, sondern todesmuthige Fanatiker, welche sich auf einen Wink der Gebieterin in Stücke hauen ließen.

Der damalige Pascha von Tunis, 'Ally Bey, befand sich grade in einer höchst bedrängten Lage. Er war im Kriege mit Algier und seine Heere wurden bei jedem Zusammenstoß geschlagen. In dieser Noth erschien ihm die Heilige im Traum und verhiess ihm ihre Hülfe unter der Bedingung, daß er unter die Zahl ihrer Anhänger träte, welche eine Art von religiösem Orden gebildet hatten. 'Ally Bey verhiess es, immer noch im Traum. Als er erwacht war, schickte er nach der Heiligen, dieselbe war jedoch nirgends zu finden. Man sagte, sie habe sich auf einen hohen Berg zurückgezogen, um dort eine Zeit lang ungestört der Beschaulichkeit zu leben, aber Niemand wußte den Weg zu ihr. Unterdessen drang jedoch der Feind in's Land ein; 'Ally Bey mußte sich ihm stellen, selbst ohne Bint Esahdân und ihre Anhänger. Im Herzen verzagt, suchte er lange jede Schlacht zu vermeiden, doch zuletzt war ihm dieses nicht mehr möglich. Wie nun die feindlichen Heere aufeinander stießen, konnten die Tuniser dem Anprall der Algierer nicht widerstehen. Sie wichen zurück und glaubten

natürlich nun den Feind auf ihren Fersen folgen zu sehen. Aber o Wunder! Die Algierer drangen nicht vor; unsichtbare Mächte schienen sie aufzuhalten. Ja viele von ihnen sanken, von Geschossen getroffen, die Niemand sehen konnte, entseelt zu Boden. Sie hatten es offenbar mit überirdischen Gegnern zu thun. Darüber ergriff sie ein panischer Schrecken und sie wendeten sich zu jäher Flucht. Die Tuniser behaupteten nicht nur den Sieg, sondern machten auch unermessliche Beute. Als sie von der Verfolgung des Feindes zurückkehrten, sahen sie auf dem Kampfplatz ein wohlgeordnetes Heer lagern. In Mitte des Lagers stand ein Zelt, dessen Farbe die grüne, die heilige, war. Zwölf gezähmte Löwen bewachten seinen Eingang und wehrten Jedermann den Eintritt.

‘Ally Bey und die Tuniser erblickten dieses mit unaussprechlichem Staunen und fast mit Grauen. Aber dieses Gefühl wurde bald in Freude verwandelt, als sie sahen, wie ein wunderschönes Weib aus dem Zelte hervortrat, auf den Fürsten zuging und zu diesem, der vor ihr den Staub küßte, sagte:

„Ich bin Bint Esahdân. Ich habe Wort gehalten und Dich von Deinen Feinden errettet, nun halte Du das Deine.“

‘Ally Bey ließ sich dieses nicht zweimal sagen, er wurde der eifrigste Verehrer der Heiligen, baute ihr zu Ehren eine Sauha, eine Moschee und dotirte diese mit sieben großen Landgütern, deren Revenuen jetzt noch der Wakyl und die Verwalter ihrer Dobba genießen.

---

## Zwölftes Capitel.

### Dayruân.

Weg von Dschugar nach Dayruân. — Landschaftlicher Charakter und Pflanzenwuchs. — Angaben des Ptolemäos über diese Gegend. — Verwirrung und Deutung der alten Topographie. — Ruinen von Qaqr el ahmar. — Dschelusa. — Erster Anblick der heiligen Stadt Dayruân. — Unnahbarkeit derselben. — Mein Lager vor der Stadt. — Seltsamer Besuch. — Der deutschredende alte Renegat. — Besuch von Seiten des Cäyid. — Einzug in Dayruân in seltsamer Verkleidung. — Absteigequartier im Regierungshause. — Hindernisse und Schwierigkeiten einer Besichtigung der Stadt. — Die Kniffe des Cäyid. — Ausgang in der Stadt. — Die Moscheen. — Der Kimbart des Propheten. — Antike Reste. — Der Basar. — Handelsartikel. — Abreise von Dayruân. — Untersuchungen über die Lage von Auguston oder Dicus-Augustli. — Geschichtliches über Dayruân.

Der Weg von Dschugar nach Dayruân, der alten Chalyfenstadt, läuft immer in südöstlicher Richtung, beinahe parallel mit der an fünf Meilen entfernten Meeresküste, und beträgt nahezu fünfzehn Meilen, also einen vollen Breitengrad, eine Entfernung, welche wir Mühe hatten in zwei Tagen zurückzulegen.

Da die Landschaft, durch welche uns diese zweitägige Reise führen sollte, nicht zu den sichersten in der überall unsichern Regentschaft Tunis gehört, so hatte ich mir von dem Regierungsbeamten, welcher die höchste Administrativbehörde dieser Gegend vorstellte, wie ich es vermöge eines officiellen Schreibens fordern konnte, zwei berittene Gendarmen, die man hier Gamba nennt, und welche dasselbe wie die Mochâssny Algeriens sind, zur Bedeckung geben lassen, eine Vorsichtsmaßregel, welche trotz unsrer guten Bewaffnung sich als keineswegs überflüssig erwies.

Die erste Tagereise führte durch hochgelegenes Land, von Ausläufern des Dschebel Sarhuân gebildet. Die Temperatur zeigte sich hier gegen die der Küste bedeutend abgekühlt. Wir befanden uns Anfangs März, hatten an dem Ufer des Mittelmeeres selten unter 10 Grad Réaumur im Schatten gehabt, dagegen sahen wir hier das Thermometer um 5 Uhr Morgens bis auf vier Grad herabsinken, eine für den afrikanischen Reisenden höchst empfindliche Kühle. Die Vegetation entsprach der kühleren Bergregion, in welche wir eingetreten waren. Die Zwergpalme, der *Lentiscus*, *Arbutus*, *Jucca*, *Duntia*, *Agave*, welche Pflanzen die nordafrikanischen Ebenen charakterisiren, kamen zwar hier auch noch, wenngleich weniger üppig vor, aber andere Pflanzen traten als Charaktergewächse auf. Als den eigentlichen Charakterbaum dieser Hochebenen kann man den Pistacienbaum des Atlas (*Pistacia atlantica*), von den Arabern *Betum* genannt, bezeichnen. Er zeigt die Eigenthümlichkeit, daß er keine Wälder bildet, sondern immer nur einzeln vorkommt. An seiner abgerundeten Zweigkrone ist er von Weitem zu erkennen. Außer ihm sind noch eine Eschenart (*Fraxinus dimorpha*) und zwei Wachholderarten, der phönizische Wachholder (*Juniperus phoenicea*) und der *Juniperus oxycedrus* für diese Gegenden bezeichnend. Im Ganzen findet zwischen der Vegetation der Hochebenen in Tunisien kein Unterschied mit den algierischen statt.

Der Weg, welchen wir heute und am folgenden Tage zurücklegen sollten, ist bis jetzt nur äußerst selten von Europäern betreten worden. Die meisten folgen einer stereotypen Reiseroute, welche von Dschuqar an's Meer, dann diesem entlang bis Sfússa, von da landeinwärts nach Dschem (*Tysdrus*) und dann nördlich über El 'Ahûn (*Terentum*) nach Dayruân führt, allerdings ein großer Umweg, welcher aber den Vorzug besitzt, an vielen antiken Städten vorbeizuführen. Da ich jedoch die meisten derselben auf meiner Küstenreise berühren sollte, und es mir daran lag, so

schnell als möglich nach der alten Chalyfenstadt zu kommen, so wählte ich den directen Weg, auf dem wir freilich an keinen namhaften Ruinen vorbeikommen sollten. Wir hatten nun das Gebiet der römischen Provinz Zeugitana hinter uns und befanden uns in demjenigen von Byzacium oder Emporia, so genannt nach den vielen Handelsniederlassungen der Phönicier und ihrer stammverwandten Nachfolger in der Herrschaft über diese Colonien, der Karthager. Auf dieser Straße kann keines von den alten Itinerarien unser Begleiter sein, da wir uns umsonst bei ihnen nach dem Namen von Zuccara, dem nördlichen Anhaltspunkte unsrer Route, umsehen, und der südliche, Vicus Augusti (wenn wir nämlich in Dayruân diese Römerstation erkennen können), vom Antoninischen Itinerar nur in Verbindung mit in anderer Richtung laufenden Straßen genannt wird. Ptolemäos, welcher Uthina, sowohl wie Zugar und Vicus Augusti (als Auguston) anführt, muß somit unser einziger Wegweiser sein. Aber auf was für Entfernungen kommen wir da, und in welche falsche Himmelsgegend werden wir nicht verwiesen? Auguston liegt beim Alexandriner um zwei Grade östlich von Uthina, während es in Wirklichkeit einen Grad in südlicher Richtung davon entfernt ist. Man muß sich indessen durch diese Unregelmäßigkeiten des Alexandriners nicht irre machen lassen. Ptolemäos hatte von der Richtung der Küste Nordafrika's überhaupt falsche Begriffe. Bei ihm verläuft die ganze Küste Tunisiens von Thabraka (bei La Calle) bis Tarp'hura (Sfâqess) beinahe in einer Linie unter geringen Modificationen der geographischen Breite, während sie in Wirklichkeit um nahezu drei Breitengrade variirt. Von den Küstenorten giebt Ptolemäos im Ganzen solche Längenbestimmungen, welche wenigstens die Lage der Orte finden lassen. Von den Städten des Innern aber sind alle seine Angaben täuschend, bis man nicht einen andern Maasstab angelegt hat. Diesen Maasstab könnte man viel-

leicht in dem Falle finden, wenn man überall bei Ptolemäos vor allen Dingen nur die Richtung betrachten würde, in welcher er seine Orte zur Lage der Meeresküste hinstellt. Nach seiner Anschauung ist nämlich die rechtwinklige Richtung von der Küste gegen das Innere zu auf dieser ganzen Strecke immer eine südliche, während sie in Wirklichkeit nur von Tabrafa bis nach Dalibiya, dem Klypea des Ptolemäos, südlich ist. Von Klypea bis zur tiefsten Einbucht der kleinen Syrte zieht sich aber die Küste in der That selbst in südlich gewendeter Linie hin, also wird die rechtwinklige Richtung von ihr gegen das Innere zu eine direct westliche. Man müßte also auf dieser Strecke alle Breitenabstände des Ptolemäos in Längenabstände übertragen, d. h. was er in Betreff der südlichen Lage eines Orts gegen einen Küstenort angiebt, einfach nur für eine rechtwinklige Entfernungsangabe von der Küste und nicht für eine geographische Breitenbestimmung nehmen. Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, kann man allein eine nach den Angaben des Ptolemäos entworfene Karte dieses Landes verstehen und dann wird man finden, daß er zwar die Fehler seiner Zeit in Bezug auf Gradbestimmung theilen mag, daß er aber doch nicht so schlecht unterrichtet ist, wie Viele es glauben. Wenn man endlich noch ferner in Betracht zieht, daß der Alexandriner für das heutige Tunisien eine geographische Gesamtlänge von beinahe sieben Graden annimmt, während sie in Wirklichkeit nur wenig über zwei Grade beträgt, so kann man sich auch noch darüber einen Maaßstab bilden, um wieviel die von ihm angegebenen Entfernungen abgekürzt werden müssen. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet wird uns gleichfalls die Entfernung von Uthina nach Auguston, wie sie Ptolemäos angiebt, nicht zu groß, sondern eher vielleicht zu klein erscheinen.

Nachdem wir den Dschebel Sarhuân (den Mons Zeugitanus der Alten) hinter uns gelassen, erreichten wir am

Morgen des 9. März gegen 11 Uhr einen Ruinenhaufen, Namens Hanschyr Dschebibyna, eine unförmige Trümmermasse von wenig Umfang, und unweit davon eine kleine Pyramide von etwa 17 Fuß Höhe, aus gewöhnlichen unregelmäßigen Feldsteinen gebaut, beides obscure Alterthümer, deren Name nicht einmal mit Hoffnung auf irgend ein Resultat gesucht werden darf. Mittag machten wir am Ued Nebâna unweit eines Hanschyrs (Trümmerhaufen), in dessen Ruinen ich zwar nichts, als unförmige Schuttmassen erblickte, aber doch einen recht artigen Fund that, den nämlich einer sehr feinen antiken Vase, ein Catinum (auch Catinus genannt), nicht von jener gröberen Art, wie die Catina, welche als Gemüseschüsseln dienten, sondern von jener feineren Form, wie sie zum Aufbewahren der Weihrauchkörner für die Opfer vorzugsweise angewandt zu werden pflegten (s. Sueton. Galba 18.). Ich gab den kostbaren Fund meinem Koch Moses zum Aufbewahren und dieser hatte von nun an die Aufmerksamkeit, mir immer die süße Speise in dem antiken Catinum zu serviren, was dem an sich insipiden Gericht wenigstens eine archäologische Würze verlieh.

Die Gegend, durch welche uns der Nachmittag führte, trug den Charakter einer leichtgewellten Hochebene. Eine Stunde vor Sonnenuntergang, nachdem wir den wasserlosen Ued Sferdiyâna passirt hatten, kamen wir an einen andern Hanschyr, der den Namen Daqr el ahmar, d. h. das rothe Schloß, führt, weil der einzige hervorragende Ruinenhaufen dieses Trümmerfeldes von röthlichen Bausteinen gebildet wird. Da beim „rothen Schloß“ gar nichts zu sehen war, so ritten wir schnell weiter, um womöglich Dschelûla, unser Nachtquartier, noch vor Sonnenuntergang zu erreichen, was uns jedoch nicht früher als eine Stunde nach demselben gelingen sollte.

Wir fanden bei Dschelüla eine Niederlassung des zahlreichen und in der Gegend um Dayruân weitverbreiteten Stammes der Mulad Dschelâss, welche uns gestatteten, das Zelt in ihrer Umfriedigung aufzuschlagen, und auch bereit waren, Hühner, Eier, Milch und andere Proviantartikel an Moses für einen sehr mäßigen Preis zu verkaufen. Ich besaß nun zwar durch die Regierungsbefehle, deren ich fast an alle Behörden der Städte sowohl wie der Landschaft bei mir trug, das Recht, alle Lebensmittel vermittelt officieller Requisition, wie bei einer Einquartierung, unentgeltlich geliefert zu erhalten, aber einmal schien mir dieß eine Barbarei, dann wußte ich auch aus Erfahrung, daß man auf diese Weise in den meisten Fällen nur die schlechtesten, ja oft geradezu ungesunde Lebensmittel, wie crepirte Hühner, faule Eier, ranzige Butter und dergleichen erhält, während ich, so lange ich zahlte, mich nie über die Qualität der Lebensmittel zu beklagen hatte. Ich weiß wohl, daß manche Leute in Tunis meine Art zu reisen lächerlich fanden und daß die meisten Europäer, welche in diesem Lande herumerschweifen, nach Herzenslust von den Regierungsbefehlen Gebrauch machen und überall Preis schinden. Aber trotzdem würde ich nie eine andre Weise der Proviantirung anrathen, denn aus mehreren Beispielen kenne ich die Unannehmlichkeiten und selbst Gefahren, welche dem drohen, der gezwungener Weise von den meist übelgesinnten, hartgeschundenen Unterthanen einer tyrannischen Regierung Lebensmittel verlangt. Ein einziges Beispiel sei hier nur angeführt. Ein englischer Missionar, den ich kannte, wurde einmal in Folge eines Gerichts, das er von den Arabern mit seinem Regierungsbefehl erpreßt hatte, ernstlich krank und es stellte sich heraus, daß die Beduinen ihm den Haschisch, den opiumartigen Hanf, der stark betäubt und, von Ungewohnten in großer Menge genommen, selbst als Gift wirkt, unter die Speisen gemischt

hatten. Die Beduinen wurden zwar bestraft, aber eine solche Strafe mag wohl die Betroffenen, jedoch nicht Andere von ähnlichen Bosheiten in Zukunft abhalten.

Am Morgen des 10. März nahm ich die Ruinen des Hanschyr Dschelûla, in dessen Nähe wir übernachtet hatten, in Augenschein und fand dieselben höchst ansehnlich. Die Citadelle allein nimmt einen ganzen Hügel ein; hier konnte ich einen doppelten Mauerkreis, einen äußern und einen innern, unterscheiden, beide von großen Massen durch Mörtel zusammengehaltenen kleineren Materials gebildet und offenbar aus byzantinischer Zeit stammend. Von der Stadt selbst ist wohl deßhalb fast nichts erhalten, weil die Baufragmente der römischen Stadt zu den Häusern des Dschelûla des Mittelalters benutzt worden sind, denn noch zu el Bakry's Zeit, im 11ten Jahrhundert, befand sich hier eine blühende Stadt, deren Festung vom Geographen von Cordoba beschrieben und deren Wasserreichthum gelobt wird. Da die hier im Alterthum befindliche Stadt offenbar eine gewisse Bedeutung besessen haben muß, so sind wir berechtigt, sie bei den alten Geographen zu suchen und hierin kann uns vielleicht der Name des nahen Berges Dschebel Ugelet einen Fingerzeig geben. In der That nennt auch Ptolemäos einen Berg, Namens Usaletos und Plinius eine Stadt, Namens oppidum Usalitanum, eine lateinische Colonie, in deren Namen man deutlich eine Aehnlichkeit mit Ugelet findet. Aber das sind sehr unbestimmte Indicien, auf die sich gar keine Annahme stützen läßt. Auch glaube ich, daß das von Plinius erwähnte Usalitanum oppidum mit Usilla identisch war, welches die lex Thoria Usalla nennt.

Am Morgen des 11. März verließen wir Dschelûla, um die drei ersten Stunden durch eine öde Felsengegend, jedoch ohne hohe Felsen, zu reiten, dann durchwateten wir den kleinen Ued Fedsch und befanden uns in einer wasserarmen-

Ebene, wo nichts wuchs, als das borstige Galfa und einzelne Euphorbiaceen.

Endlich am Abend des zweiten Tages seit unsrer Abreise von Dschugar erblickten wir eine stattliche Häusermasse am Horizonte aufstauen. Es war ein so ächt orientalischer Anblick, wie er mir lange nicht zu Theil geworden. Aus einem steinernen Meer, dessen Wellen die gewölbten Dächer zahlreicher Häuser und Kapellen bildeten, hoben sich nicht wenige größere Kuppeln und namentlich eine sehr große auf einem thurmartigen Rundbau erhöhte empor, während ein kleiner Wald von Minareten, alle in ihrer Form der berühmten Giralda nacheifernd, und folglich kleine Thürmchen, als Aufsatz auf dem größeren massiven viereckigen Thurm tragend, aufwärts ragte. Hier und da wand sich der schlanke Stamm einer Dattelpalme zwischen diesen charakteristischen Baumassen empor und schüttelte lustig im Ostwinde seine zierliche Federkrone. Wenn ich sage: „es war ein orientalischer Anblick“, so ist dieses jedoch nicht buchstäblich zu verstehen. Das Wort „orientalisch“ soll hier nur den Gegensatz des mohammedanischen Kunsttypus gegen den europäischen ausdrücken. Aber unter orientalisches im engen Sinn verstehe ich etwas anderes. Im eigentlichen Orient ist der Typus einer Stadt nicht derselbe, wie im Maghreb (Nordwesten von Afrika). Dort drückt sich der byzantinische, hier der maurische Kunstcharakter in den Gebäuden aus. Keiner von beiden Baustylen ist freilich rein geblieben, aber ihr Grundcharakter bleibt denn doch unverkennbar. Im Orient im engern Sinne, worunter ich den mohammedanischen Orient verstehe, giebt es (von Persien nicht zu reden) zwei Haupttypen von Städten, wie sie sich von der Entfernung darbieten, das ist der türkische und der syrisch-ägyptische. Ersterer findet seinen Ausdruck in den mächtigen Riesenkuppeln der Moscheen, umgeben von den schlanken Mastbäumen ähnlichen Säulenminarets, letzterer in der größeren

Menge kleinerer Kuppeln und den launenhaft verschiedenen, aber alle mehr thurmähnlichen, als säulenartigen, oft sechseckigen, selbst achteckigen Gebets Thürmen. Anders dagegen bietet sich eine maurische Stadt dar. Solcher Städte sind freilich so wenige unverfälscht zu sehen (in Algerien sucht man sie umsonst in Marokko sind sie unzugänglich), daß man kaum mehr von einem gegenwärtigen Typus derselben reden kann. Eine solche Seltenheit von einer Stadt war es aber, welche ich nun vor mir sah, eine ächt maurische Stadt, reich an Moscheen und Gebets Thürmen, in einem Style erbaut, welcher einst zu den künstlerisch vollendetsten gehörte.

Diese Stadt war Dayruân, einst die Hauptstadt des ganzen mohammedanischen Afrika, Sitz eines Chalifats und wegen dieser dem Moslim so theuren Erinnerung einerseits, andererseits als Begräbnisort vieler Heiligen des Islam, vor allen Dingen aber als Bewahrungsstätte jener kostbarsten Reliquie, des Kinnbarts des Propheten Mohammed, eine der heiligsten Städte in der ganzen moslimitischen Welt, eine der „vier Pforten des Paradieses“.

Das Unangenehme besitzen aber alle heiligen Städte des Islams für den europäischen Reisenden, daß der Eintritt in dieselben jedem Nichtmoslim durch ein religiöses Gesetz untersagt ist. Noch im Jahre 1833 mußte Sir Grenville Temple, als er diese Stadt besuchte, während der größten Zeit seines Aufenthaltes versteckt im Hause des Gouverneurs verweilen, konnte sie nur einmal im größten Geheim und zwar als Moslim verkleidet besuchen, und doch besaß dieser Engländer eine eigene Erlaubniß von Seite der tunisischen Regierung, in Dayruân frei ein- und auszugehen, der erste Europäer, welchem eine solche ertheilt worden war. Man sieht daraus, daß das Verbot jetzt zuweilen umgangen wird und es liegt nicht an der Regierung, daß dieses nicht öfter geschieht. Aber der Bey von Tunis ist hier den Dayruânern gegenüber in

einem ganz ähnlichen Fall, wie der marokkanische Kaiser mit den Bewohnern seiner Hauptstädte Fess und Marokko. Beide Fürsten sind aufgeklärt genug, um Europäern den Zutritt zu diesen Städten in gegebenen Fällen zu gestatten, aber alle moslimischen Fürsten haben Grund, sich vor dem Fanatismus der Menge zu fürchten, welche eine solche Verletzung eines religiösen Gesetzes, das keinen Ungläubigen in besagten Städten duldet, dem Fürsten sehr übel nimmt und ihm als Kezerei auslegt, wodurch er natürlich alle Popularität verliert. Ja ein noch wichtigerer Grund macht, daß sie nur höchst ungern eine solche Erlaubniß ertheilen, der nämlich, daß sie ohnmächtig sind, den Europäer vor dem Fanatismus des Pöbels der heiligen Stadt zu schützen, während sie doch dessen Consul und Regierung gegenüber für jede ihm widerfahrne Unbill verantwortlich sind. Die tunisische Regierung zeigt sich nun freilich in vieler Beziehung dem europäischen Einfluß zugänglicher, als die marokkanische, von welcher ich nie die Erlaubniß der Reise nach einer ihrer Hauptstädte erlangen konnte. So war es mir denn auch in Tunis gelungen, ein officiellcs Schreiben an den Dâhid (Gouverneur) von Dahrûân zu erlangen, durch welches ich zu dem Eintritt in die heilige Stadt ermächtigt war. Ohne dieses hätte ich gleich vor den Thoren dieser Paradiesesporte wieder umkehren können.

Aber auch im Besitze dieses Schlüssels, welcher mir die heilige Stadt aufstun sollte, konnte ich keineswegs jetzt schnurstracks in dieselbe hineinreiten. Ich mußte erst den Hamba (Reiter) zum Dâhid schicken, diesem mein Schreiben übersenden und von ihm eine Escorte verlangen. Dieß that ich gleich am Abend meiner Ankunft vor dem Thore. Die späte Stunde machte es jedoch nicht wahrscheinlich, daß vor dem nächsten Morgen eine Antwort erfolgen würde. Ich ließ also mein Zelt eine achtel Meile vor dem Thore, an der Stelle, welche den Namen „Dâr el Imân,“ d. h. „Haus des

Glaubens oder der Treue“, führt, einem häufigen Lagerplatz tunisischer Truppen, aufschlagen.

Am Abend erhielt ich noch einen höchst seltsamen, unerwarteten Besuch. Es ist merkwürdig, wie schnell sich in diesen Ländern mündliche Nachrichten verbreiten; man sollte denken, die Leute hätten sich eigens darauf eingeübt, als Ersatz für die ihnen mangelnden Zeitungen, Neuigkeiten mit Blitzesschnelle weiter zu befördern. So ist es verbürgt, daß die Nachricht von der Einnahme Algiers durch die Franzosen in Tunis lange vor Eintreffen der regelmäßigen Couriere bekannt war. Aber auch solche Nachrichten, welche Zeitungen nicht erwähnenswerth finden, werden auf diese Weise mit beinahe geheimnißvoller Geschwindigkeit colportirt. Ich erinnere mich, daß ich in Algier den Tod eines jungen Engländers, meines Bekannten, in einem abgelegenen arabischen Hause der Vorstadt von den Eingebornen früher erfuhr, als dessen eigne Hausgenossen, d. h. beinahe im Augenblick des Todes. So war auch meine Ankunft vor Dayruân in dieser Stadt schon bekannt, ehe mein wohlberittener Hamba, welchen ich doch sogleich dahin abgeschickt hatte, dort angekommen sein konnte. Die Folge dieses schnellen Bekanntseins meiner Ankunft bildete der Besuch eines Bewohners der heiligen Stadt.

Ich sah einen ehrwürdigen, uralten Greis mit langem, weißem Barte und schönen regelmäßigen Zügen, ganz wie ein wohlhabender Stadtaraber gekleidet, in mein Zelt eintreten. Ich begrüßte ihn natürlich auf Arabisch, wer aber beschreibt mein Erstaunen, als ich hören mußte, wie er mir meinen Gruß in meiner eignen Muttersprache zurückgab und zwar mit so reiner Aussprache des Deutschen, daß ich ihn für nichts Anders als einen Landsmann halten konnte. Aber dieser Landsmann oder halber Landsmann hatte sich ganz die arabische Gravität zu eigen gemacht und war deßhalb gar nicht so schnell dazu zu bringen, mir das Räthsel, nach dessen

Enthüllung ich brannte, aufzulösen. Erst mußte er auf einem improvisirten Divan mit untergeschlagenen Beinen mit aller Würde und Gemächlichkeit Platz genommen, erst ein Täpchen Mokka geschlürft und einige Züge Dschebeli-Tabaks geraucht und die Dampfwolken in harmonischen Spiralen zur Zeltesdecke hinauf geblasen haben. Dann erst gestattete sein Decorum ein Eingehen auf meine von stürmischer Neugierde eingegebenen Fragen. Wer war er? Wie war er hieher gekommen? Was machte er hier? Diese Fragen beantwortete jedoch der arabisirte Europäer keineswegs direct, sondern ich mußte mir die Antwort aus dem Schwulst einer langen Rede, die er mir hielt, gewissermaßen herausfondiren.

Schon seit vierzig Jahren war Hâdsch Sayd ein Bewohner von Dayruân, wo er als Kaufmann, Bürger und Familienvater in Ansehen stand. Fast Niemand in Dayruân wußte, daß er ein Renegat war; denn das häßliche Wort muß heraus, der Alte war Renegat. Die Meisten hielten ihn für einen fremden Moslim, der zugewandert war. Ein Deutscher war er nun freilich nicht, sondern ein Dalmatiner, hatte aber als Knabe in Triest im Dienste verschiedener Deutschen gestanden und unsre Sprache vollkommen sprechen gelernt, so daß selbst ein langes Leben, während dessen er keinen deutschen Laut vernommen, diese Kenntniß nicht verwischt hatte. Mit einem dalmatinischen Schiff an der Küste Tunisiens gestrandet, war er gezwungener Weise dort geblieben, Moslim geworden, um frei zu sein, hatte sich mit einer Tochter seines früheren Herrn verheirathet, ein Geschäft angefangen, in Dayruân nach einem längern Aufenthalt an der Küste sich niedergelassen, und befand sich so wohl, daß, als Lord Exmouth's Expedition vom Jahre 1816 alle gefangenen Christen befreite, er es vorzog, in seinem adoptirten Vaterlande zu bleiben.

Ein aufrichtiger Moslim war er nun freilich nicht. Ich habe noch nie einen Renegaten gesehen, der es wäre. Außers-

lich machte er allerdings alle Säkungen mit, war sogar nach Mekka gepilgert und galt für fromm. Aber mir gegenüber genirte er sich gar nicht, zu bekennen, daß dies Alles nur Comödie sei. Er glaubte nicht an die Unumstößlichkeit des Islam. Ein Christ war er aber in seinem Herzen auch nicht geblieben, auch das findet man fast niemals bei Renegaten. Die meisten derselben haben gar keine Religion. Dieser schien jedoch das Bedürfniß nach einer solchen lebhaft zu empfinden, und deshalb hatte er sich eine eigne Religion aus Reminiscenzen des alten und neuen Testaments und des Qurân's gebildet, in welcher jede Offenbarung und außerdem noch eine gewisse Vernunftlehre Platz hatte. Wenn ich auch nicht mit ihm übereinstimmen konnte, so war es mir doch interessant zu hören, wie solch' ein Mensch, der keine höhere Bildung genossen, lediglich durch Nachdenken und Studium zu einem eignen Religionsystem gekommen war. Da sein System so einfach war, daß es sich mit drei Worten geben läßt, so brauche ich nicht zu fürchten, meine Leser zu langweilen, wenn ich seine eigne Auseinandersetzung desselben hier kurz mittheile.

„Ich glaube“, so sprach Hâdsch Sayd, „daß es einen Gott, ein künftiges Leben und eine Bestrafung der Bösen und Belohnung der Guten giebt. Auch glaube ich an göttliche Offenbarung, an eine Reihe von Propheten von Adam bis Moses, von Moses bis Christus und von Christus bis Mohammed. Aber ich halte diese Offenbarung nicht für eine übernatürliche, sondern lediglich für eine Herzensbegeisterung und Geisteserweckung hervorragender Männer. Gott ist das große geistige Princip, von dem unser Geist nur ein schwacher Theil ist. Ist nun aber dieser Theil des göttlichen Princip's bei einem Menschen besonders stark vertreten, so daß er bessere und weisere Lehren erteilt, als seine Vorgänger, so nenne ich das eine Offenbarung, ein Prophetenthum. In diesem Sinne waren Moses, Christus, Mohammed, ja Sokrates Pro-

pheten. Was man von ihrer Laufbahn Wunderbares berichtet hat, sind Märchen, von ihren Schülern erfunden, welche nicht auf so hoher geistiger Stufe standen, wie ihr Lehrer. Da nun das geistige Princip ewig ist und die Menschheit stets fortschreitet, so glaube ich auch, daß es stets neue Offenbarungen geben wird. Deshalb glaube ich an einen neuen Messias, nicht in dem Sinne, wie die Juden daran glauben, sondern lediglich, daß ein besonders weiser Mensch kommen wird, ein Mensch, der der Stimme Gottes in seinem eignen Herzen Gehör giebt, um eine reine, einfache, nur auf Menschenliebe gegründete Religion zu predigen und alle älteren, auch ursprünglich geoffenbarten, aber in der Zeit des Aberglaubens durch Fabeln entstellten Glaubenslehren von ihrem Wunderkram zu reinigen. Das ist der Prophet, an den ich glaube und auch er wird nicht der letzte sein. Denn das Menschengeschlecht ist noch nicht überall reif, um auf einmal dem Wunderglauben zu entsagen. Erst einer ganzen Reihe solcher Vernunftprediger dürfte es gelingen, alle Religionen von ihren abergläubischen Zuthaten zu reinigen. Ein solcher Prophet braucht aber, um sich der Offenbarung zu rühmen, weder auf Sinai mit Gott zu sprechen, noch ein Sohn Gottes zu sein, noch mit dem Engel Gabriel Zusammenkünfte zu halten, nein er braucht nur auf die Stimme seines eignen Herzens zu hören, denn was wir an Gedanken Edles und Gutes haben, das sind Gottes Offenbarungen. Deshalb wird auch Niemand an einem solchen Propheten zweifeln können, da er ja selbst erklären wird, daß er nicht in wunderbarem Zusammenhang mit dem Höchsten steht. Wenn diese Zeit kommen wird, ahne ich freilich nicht, aber ich be-  
neide diejenigen, welche sie erleben werden.“

Glücklicherweise für Hadsch Sayd ergoß sich diese Beredsamkeit in einer meinen Dienern, welche stets im Zelte aus- und eingingen, völlig unverständlichen Sprache, sonst würden

seine eben ausgesprochenen Grundsätze ihm höchst wahrscheinlich bei seiner Rückkehr in die fanatische heilige Stadt eine Steinigung zugezogen haben. Von mir schien er keine Indiscretion zu befürchten, und zwar wohl aus dem einfachen Grunde, weil das Zeugniß eines Christen gegen einen Moslim nichts gilt. Durch seine Erwähnung des Sokrates war ich neugierig geworden, wie er, der doch in Europa keine klassische Bildung genossen hatte, von diesem Weltweisen gehört habe. Auf meine Frage danach zog er ein arabisches Buch aus der Tasche, welches, wie er sagte, seine Lieblingslectüre bilde. Ich staunte, eine alte Bagdader Uebersetzung des Aristoteles zu finden, und dieser Umstand überzeugte mich mehr von der geistigen Bedeutung des Mannes als alles Gesagte, denn wer in einem solchen Lande der Unwissenheit, wie Nordafrika, ohne Schulbildung, lediglich aus eignem geistigen Bedürfniß, sich einem derartigen Studium mit Vorliebe ergeben kann, muß sicher ein über seine Umgebung hervorragender Mensch sein.

Leider war es mir jedoch nicht vergönnt, diese interessante Bekanntschaft ferner zu cultiviren, denn der Alte nahm mir das Versprechen ab, ihn in Dahrûân nicht aufzusuchen, weil mein Besuch ihn bei seinen fanatischen Mitbürgern schwer compromittirt haben würde. So nahmen wir denn Abschied, wie ich damals fürchtete, auf Nimmertwiedersehen. Der Leser wird jedoch aus dem Folgenden sehen, daß diese Furcht nicht realisirt wurde.

Am Morgen des 11. März war ich noch im schönsten Schlummer in meinem Zelt begriffen, als plötzlich Bedâwy, welchem Brâhym mit meinen gewichsten Stiefeln auf dem Fuße folgte, hereinstürzte, mich weckte und mir bedeutete, ich solle mich schnell anziehen, da Niemand geringeres, als der Dâhid selbst mit Gefolge, mich zu besuchen, gekommen sei. Da der faule Brâhym indeß meine Kleider noch nicht ge-

puzt hatte, so war ich genöthigt, schnell in einen weiten Schlafrock zu schlüpfen, in dem ich ein ganz orientalisches Aussehen hatte, welches durch ein als Morgenkappe getragenes Fes vervollständigt wurde. In diesem improvisirten Costüm brauchte ich nicht anzustehen, den Würdenträger zu empfangen, da ich nach orientalischen Begriffen in dem weiten umhüllenden Gewand ungleich anständiger gekleidet war, als ich es selbst im Frack oder Uniform hätte sein können, denn in einer so fanatisch moslimischen Stadt, wie Dayruân, wird selbst das vom Pascha eingeführte europäische Costüm der Reform nur mit großem Widerwillen gesehen. Schnell wurde mein Bett in einen Divan verwandelt, Kaffee gekocht, Pfeifen gestopft und der Besuch konnte kommen.

Der Dâvid, welcher mit sehr ceremoniösen Salamaleks bei mir eintrat, war ein Mann in den Fünfzigern, der aber so hinfällig und frühgealtert aussah, daß man ihm wohl siebenzig zuschreiben konnte. Er suchte mich Anfangs durch alle möglichen Vorstellungen von meinem Wunsche, Dayruân zu besuchen, abzubringen, schilderte mir die heilige Unnahbarkeit des Orts, den Fanatismus seiner Bewohner, die Gefahr, welche mir drohe, die Unpopularität, in welche er selbst käme, wenn er einen Nichtmoslim in die „Pforte des Paradieses“ einführen würde. Er erbot sich dagegen, mir hier, außen vor dem Thore, alle möglichen Zerstreungen zu verschaffen, versprach mir einen berühmten Märchenerzähler und tanzende Knaben zu schicken, auch mit den ausgesuchtesten Mahlzeiten zu versorgen, ja selbst mit Wein, wenn ich es verlange, da er, obgleich selbst kein Weintrinker, doch eine vortreffliche geheime Quelle wisse. Aber alle diese in Aussicht gestellten Herrlichkeiten konnten mich wenig rühren und gar nicht von meinem Entschlusse, in die Stadt zu gehen, abbringen.

Da der Dâvid sah, daß alle Vorstellungen umsonst blieben, biß er in den sauren Apfel und bemerkte, daß, da ich doch

einmal auf den Einzug in Dayruân bestände, dieser wenigstens auf der Stelle zu erfolgen habe, da der Tag bald anbrechen werde (es war kaum 5 Uhr Morgens und Anfang März) und es wünschenswerth sei, daß ich, wenigstens für's Erste, von Niemand gesehen werde. Später, so mochte er bei sich selbst sagen, wird es meine Sache sein, Dich vom Ausgehen und Gesehenwerden abzuhalten.

Obgleich es mir grade nicht sehr erwünscht war, eine so interessante Stadt, wie Dayruân, in der Dunkelheit zu betreten, so mußte ich doch auf den Wunsch des Würdenträgers eingehen und bat ihn, mir nur Zeit zum Ankleiden zu lassen. Als der Dâhid aber meine inzwischen von dem saumseligen Brâhym hereingebrachten Kleider musterte, schienen ihm diese mit ihrer unverkennbar europäischen Form höchlichst zu mißfallen. Er behauptete, gar nicht einzusehen, warum ich das Costüm wechseln wolle. Ich sei so schon sehr gut, viel besser, als in der engen europäischen Tracht, gekleidet und der lange Raftan (der Schlafrock) sähe höchst würdevoll aus und könne vielleicht noch machen, daß, wer mich darin erblicke, mich gar nicht für einen Rummy (Christ) halten werde. Umsonst versuchte ich ihm begreiflich zu machen, daß nach unserm Begriffe ein Schlafrock ein höchst negligirtes Morgencostüm und es keineswegs anständig sei, sich außer der Behausung in ihm zu zeigen. Alles war vergeblich; der Dâhid, um schnellen Proceß zu machen, ließ sein Pferd vorführen, bestieg es; sein Gefolge that dergleichen und Alle riefen mir zu, wenn ich jetzt nicht mitkäme, würde ich sie erst später wiedersehen, da der Dâhid schnell in die Stadt zurück müsse. Ich wußte recht wohl, daß dieses „Späterkommen“ mit „Niewiederkommen“ ziemlich gleichbedeutend war. Ohne den Dâhid hatte ich aber wenig Hoffnung, überhaupt nach der Stadt zu gelangen. Da ich also nicht einmal Zeit hatte, mich umzukleiden und ohnehin schon von früheren Reisen an Bekleidungen mancher Art ge-

wöhnt war, beschloß ich, aus der Noth auch dießmal eine Tugend zu machen und, so wie ich war, gleich zu Pferde zu sitzen und mitzureiten, während ich meine Diener anwies, mit dem Zelt und Gepäck so bald als möglich nachzukommen. Als der Dâhid meine Fügsamkeit sah, schien er hocheifreut über dieselbe, ergoß sich in Lobeserhebungen nicht nur meiner geistigen und moralischen Vorzüge, sondern sogar meines Außern, welches, wie er behauptete, durch das schöne türkische Costüm (so nannte er meinen Schlafrock) sehr gehoben werde.

„Ich habe immer geglaubt“, bemerkte er, „daß den Romy's in ihren engen häßlichen Kleidern nicht wohl sein könne. Nun habe ich es aber mit eignen Augen gesehen, daß sie im Hause eine viel bequemere, der unsrigen ähnliche Tracht anlegen. Nur scheinen sie sich zu schämen, sich darin öffentlich zu zeigen. Daß Du aber diese falsche Scham überwunden hast, finde ich im höchsten Grade verständig.“

Aber durch solcherlei Gespräche verlor der Dâhid keine Zeit, sondern, seinem Pferde die Sporen gebend, ritt er, immer plaudernd, pfeilschnell der Stadt zu. Natürlich folgten Alle, ich mitbegriffen, und so erreichten wir die Thore Dayruân's noch vor Sonnenaufgang. So war es denn vom Schicksal bestimmt, daß ich auch in diesem Mekka Afrika's, wie in dem wirklichen Mekka, verkleidet eintreffen sollte; freilich war meine heutige Verkleidung eigentlich gar keine, sondern eine gewöhnliche europäische Hausstracht, aber sie besaß, ohne daß ich im Geringsten daran gedacht hätte, alle Vortheile einer solchen. Denn bei dem immer heller werdenden Scheine der Morgendämmerung mochte meine Gestalt zwar immerhin von manchen Blicken gemustert werden, aber keiner der oft sehr nahe an uns Vorüberkommenden verrieth jene Anzeichen fanatischer Abneigung, wie ich sie sonst an Moslims in heiligen Städten gewohnt war. Sie schienen mich offenbar, wenn auch für keinen Tuniser, so doch möglicherweise für einen

Aegypter, Syrer, Türken, am Ende gar für einen Meffaner, welche letztere hier zuweilen als fromme Subscriptionsammler herkommen und ganz ähnliche schlafrockartige Gewande tragen, wie das meinige war, zu halten.

Unser Weg führte vom Stadtthore direct nach dem wenig entfernten Regierungspalast, Dâr el Bey (d. h. Haus des Bey), wo der Dâhid seine Amtswohnung hat und wo er mir die Gastfreundschaft anbot, ja in seinem eignen Interesse anbieten mußte, denn, da ich ohne seine Erlaubniß die Stadt nicht hatte betreten können, so galt er gewissermaßen als Bürge für mein nicht antimoslimisches Betragen. Hätte ich wo anders, als bei ihm, gewohnt, wie hätte er mich da überwachen können? Wie viele Verlegenheiten würde ihm mein Benehmen nicht möglicherweise bereitet haben? Diese Ueberwachung hatte er sich nur zu sehr zur Aufgabe gesetzt, denn bald merkte ich, daß er die Absicht hege, als solle sein Haus für mich während meines kurzen Aufenthalts nichts sein, als ein goldener Käfig, in welchem ich zwar auf Seide und Kaschmirtücher gebettet und mit allen möglichen Süßigkeiten des Orients gelabt werden, aus dem ich aber vor meiner definitiven Abreise nicht herausgelassen werden sollte.

Der Morgen verging nach dem Geschmack des Dâhid, das heißt, er wurde mit einem langen, nie enden wollenden Frühstück von Pilaff und einer Anzahl von Süßigkeiten vertröbelt. Dann aber hatte der Dâhid, wie es hieß, zu thun, das heißt, er mußte aus dem Hause gehen, und zwar bestand das wichtige Staatsgeschäft, wie ich später erfuhr, in einem Besuch seines eignen Harems, welcher nicht im Dâr el Bey, sondern in einem ihm zugehörigen Privathause befindlich war. Ich wurde unter Aufsicht seines Chalyfa zurückgelassen. Diesem Biedermann meldete ich nun meine Absicht, die Stadt ansehen zu wollen, was er Anfangs gar nicht zu verstehen vorgab. Als ich aber, diesen Entschluß der Ausführung nahe bringend,

schon auf der Schwelle des „Dâr el Bey“ und eben im Begriff, sie zu überschreiten, stand, lief mir der Chalysa mit drei seiner Diener vor, mir den Weg versperrend. Ohne Ordre des Dâhid, behaupteten sie, dürften sie mich nicht in die Stadt lassen. Nun mußte die Rückkehr des Würdenträgers abgewartet werden. Ich bat, wenigstens auf die Terrasse steigen zu dürfen, um die Aussicht zu genießen. Aber dieser Wunsch war ein beinahe noch ärgeres Verbrechen, als der zuerst ausgedrückte. Die Terrassen, wurde mir berichtet, gehörten fast in allen arabischen Häusern ausschließlich den Frauen, man könne sie als Theile des Harems ansehen, und ihr Besuch wäre folglich eine Entheiligung. Nun wußte ich jedoch, daß im ganzen „Dâr el Bey“ keine Frauen wohnhaft waren. Auf meinen dahin gehenden Einwand erklärte man mich Anfangs für falsch unterrichtet, gab mir aber, nach langem nutzlosen Gestreite, endlich doch Recht, was mir jedoch wenig half, denn nun wurde mir auseinandergesetzt, daß es keineswegs bloß wegen der etwa im Hause wohnenden Frauen, sondern überhaupt unziemlich sei, auf's Dach zu steigen, weil man von demselben ja die Frauen auf andern Dachterrassen sehen könne. Ich kannte ähnliche, vom Haremsleben dictirte Verbote in andern moslimischen Städten, wie z. B. in Algier, wo es vor Ankunft der Franzosen auch keinem Mann erlaubt war, auf eine Dachterrasse zu steigen. Auf's Dach mußte ich also auch verzichten. So verbiß ich mit Mühe meine Ungeduld und erwartete die Rückkehr des Dâhid, welche leider erst nach Sonnenuntergang erfolgte, so daß es für heute schon zu spät, Dayruân zu sehen, und ein Tag nutzlos verloren war.

Am nächsten Morgen setzte ich dem Dâhid energisch zu, daß er mich in die Stadt ausgehen und begleiten lasse, denn an Alleingehen hätte nur ein Verrückter denken können, selbst wenn es mir aus dem Hause zu entspringen gelungen wäre.

Der Würdenträger ließ sich entsetzlich viel bitten und setzte Anfangs allem meinem Zureden die Ausrede entgegen, davon stehe nichts in dem officiellen Schreiben, daß er mich in der Stadt Dayruân herumgehen lassen solle. Ich fragte ihn, ob nicht darin befohlen sei, mich in die Stadt hineinzulassen? Da er dieß nicht leugnen konnte, so stellte ich ihm vor, daß er ja seine eigne Regierung in den Ruf der größten Tyrannei durch seine Auslegung ihrer Befehle bringe, wenn er ihr zumuthe, daß sie einen Europäer zwar in eine Stadt hinein, aber nicht in derselben herumgehen lasse.

Ich weiß nicht, war es, daß ihn mein Zusehen mürbe gemacht, oder war es der Eindruck eines Geschenks, welches ich ihm versprach, endlich ließ er sich doch herbei, mich von seinem Chalyfa und einem Duzend Schmarotzer oder Unterbeamten, oder was diese im Palast lungernden Faulenzer sonst sein mochten, in der Stadt herumsühren zu lassen. Auf einer Bedingung bestand er jedoch, nämlich der, daß ich in demselben Costüm (nach meinen Begriffen hochkomisch), in welchem ich meinen Einzug in Dayruân gehalten, auch dessen Straßen durchwandeln müsse. Diese Tracht, so meinte er, habe sich bei meinem Einzug so ausgezeichnet bewährt, daß er deßhalb gar nicht nöthig finde, mir eine förmliche Verkleidung als Moslim aufzuerlegen, was sonst freilich nothwendig gewesen wäre, aber, da ich diesen Anzug ja einmal zu tragen gewohnt sei, so vereinige er den doppelten Vortheil, für mich keine Verkleidung zu sein und mich doch wenigstens dem oberflächlichen Beschauer nicht gleich auf den ersten Blick als Kumi zu verrathen, wie es die häßliche enge europäische Kleidung unfehlbar thun würde. So trat ich nun, von einer ganzen Schaar begleitet, meinen Ausgang an. Aber alle diese guten Leute mußte ich noch bestechen, damit sie ihren Ausgang nicht auf einen im Sturmschritt durchrannten Dauerlauf von fünf oder zehn Minuten beschränkten; denn Anfangs schienen sie

es nicht anders vorzuhaben, als mich im Geschwindschritt durch einige abgelegene Gassen traben zu lassen.

Was mir gleich am Anfang auffiel, war, daß die Straßen der heiligen Stadt Dayruân sich vor denen anderer moslimischer Städte durch größere Nettigkeit und Sauberkeit auszeichnen. Man sieht hier nicht die vielen Ruinen moderner Bauten, verfallener Moscheen, nicht die Haufen von Kehrriecht, Schmutz und Unrath, nicht Thierleichname, welche man anderswo ungestört in Mitte der Straßen verweisen läßt. Die Häuser sind alle mehrere Stockwerke hoch, meist aus Luftziegeln gebaut, welches unschöne Material jedoch durch den reinlich gehaltenen weißen Anstrich verdeckt wird. Von verschwindend geringer Wichtigkeit sind indessen in dieser heiligen Stadt, welche den Bart des Propheten beherbergt, welche die „Sauhât el Ifriqiya“, d. h. die hohe Schule von ganz Afrika, heißt, alle andern Gebäude gegen die dem Cultus und dem Unterricht gewidmeten. Dayruân ist das Rom dieses Theiles von Afrika und mit der ewigen Stadt hat es auch die Uebersahl von Gotteshäusern gemein.

So sollte auch mein Ausgang hauptsächlich den Moscheen gelten, welche ich freilich nicht aus großer Nähe ansehen, geschweige denn betreten durfte. Aber selbst der Umstand, daß meine Begleiter überhaupt mit mir den Weg dahin einschlugen, war schon ein großes Zugeständniß, nicht ohne Bestechung erlangt. Unter den zahlreichen Moscheen dieser frommen Stadt sind es vorzüglich sechs, welche die Aufmerksamkeit des Reisenden verdienen. Die vornehmste derselben liegt vor dem Tuniser Thore im Westen der Stadt, und da sie die wichtigste, wenn auch nicht die größte ist, so wandten sich meine Schritte ihr zuerst zu. Sie führte im Volksmund schlechtweg den Namen Dschâmi 'Ssayhdy eq Câhiby (d. h. die Moschee des Freundes des Propheten) und officiell Dschâmi 'Ssayhdy el 'Dwayb, nach 'Dwayb, einem der Câhib en Râbyy (Waffen-

brüder des Propheten) genannt. Von Einigen wird er fälschlich für den Barbier des Propheten gehalten. Diese Meinung hat vielleicht darin ihren Ursprung gefunden, daß 'Owayb im Besiz jener kostbarsten Reliquie, des Kinnbartes Mohammeds war, mit welcher er von Mecca nach Afrika kam, hier im Glaubenskrieg kämpfte, fiel und sich erbat, von jenem Heiligthume ungetrennt begraben zu werden. So erhebt sich denn über 'Owaybs und des Prophetenbartes Grab die jetzige Moschee, von einer schönen Kuppel überwölbt, welcher ein graciöser, altmaurischer Giraldaartiger Minaret zur Seite steht. Diese Moschee ist offenbar sehr alt, wenn auch nicht so alt, wie die Araber vorgeben. Der Umstand, daß alle ihre Inschriften (ich konnte nur die äußeren von ferne sehen) kufisch sind, ist schon ein deutlicher Beweis ihres ehrwürdigen Alterthums.

In der Nähe eines so heiligen Gebäudes, wie das Grab des Prophetenbartes, wollte mich meine Umgebung, so günstig ich sie mir auch gestimmt hatte, nicht lange lassen. Wir gingen deshalb in die Stadt zurück, fast bis an den Regierungspalast, und wandten uns dann nordöstlich, um zur großen Moschee zu gelangen. Dieses stattliche Gebäude liegt auf einem geräumigen freien Plage und ist von einer mächtigen thurmartig erhöhten Kuppel bedeckt; ihr Minaret trägt oben scharf hervortretend eine kufische Inschrift. Sie ist offenbar mit den Resten antiker Bauten aufgeführt; man erblickt selbst in ihrem der Straße zugekehrten Gemäuer nicht wenige Fragmente alter Säulen und Kunstproducte, im Innern soll sie deren jedoch bei Weitem mehr und selbst viele wohlerhaltene antike Säulen und Pilaster enthalten, obgleich die Zahl von fünfhundert Säulen, welche Shaw angiebt, der sie im vorigen Jahrhundert gesehen haben will, etwas übertrieben scheint. Indes sagt auch der Franzose Desfontaines, welcher Dayruân im Jahre 1784 besuchte, daß deren fünfhundert seien und jetzt

hinzu: Je les ai fait compter par un r n gat italien. Nach demselben sollen darunter vier von violetter, zwölf von grünem, einige von rothgesprenkeltem Marmor sein. Seltsam, daß ich, achtzig Jahre später kommend, über diese Säulen im Besondern, wie über das Innere der Moschee im Allgemeinen nicht mehr, ja nicht einmal so viel erfahren konnte, als Desfontaines. Freilich stand mir kein mittheilungslustiger italienischer Renegat, sondern nur fanatische Moslims zur Seite, welche über das unnahbare Heiligthum eine höchst orthodore Schweigsamkeit allen meinen Fragen entgegensetzten. Nur soviel ward mir aus ihren Antworten deutlich, daß die von Shaw und Desfontaines angegebene S ulenzahl um ein F nftheil, also auf vierhundert zu reduciren sein dürfte. In dieser Moschee bewahrt man den Mihr b (Allerheiligste) des Gründers Sjahydy 'Qaba ben N fi' auf, doch soll derselbe nicht sichtbar sein, da er bei dem Neubau der Moschee aus Ehrfurcht zwar conservirt, aber eingemauert wurde. Von verschiedenen ehrgeizigen Herrschern niedergerissen und wieder aufgebaut, soll diese Moschee zum letztenmal von dem Bruder des Gründers der Aglabitischen Dynastie, Syadat Allah ben Ibr hym, im Jahre 820 völlig neu errichtet worden sein. Diesem hohen Alter entspricht auch der Umstand, daß sie etwas baufällig aussieht und wohl einer Restauration bedürfte.

Die zweitgr  ste Moschee von Dayru n führt denselben Namen, wie die große Hauptmoschee von Tunis, Dsch mi es Saytuna, d. h. die Olivenmoschee. Auch an ihr führte mich die Bande meiner Begleiter vorbei; sie schien mir jedoch dem Aeußern nach sich nur durch Größe und nicht durch architektonische Schönheit auszuzeichnen. Ueber ihr Inneres wurden mir freilich Wunderdinge gesagt, aber was das Innere einer Moschee betrifft, da haben die Moslims in diesem Lande einem Rumty gegenüber gut l gen, da er sie doch nicht der Lüge zeihen kann, denn im Maghreb sind alle Moscheen den

Christen streng verschlossen, und in Dayruân ist natürlich diese Strenge verdoppelt.

Die vierte Moschee, zu welcher wir unsre Schritte wandten, lag grade in entgegengesetzter Himmelsrichtung von der großen, so daß wir auf dem Wege zu ihr beinahe die ganze Stadt durchwandern mußten und, durch belebtere Stadttheile kommend, vielen Menschen begegneten, d. h. ebensovielen neugierigen Beobachtern, welche mich mit meinem rothen Jes und im geblümten Schlafrock wohl für den erotischsten Muselman halten mochten, der sich je hieher verloren, aber mich nicht als Rummy anzusehen schienen. Ich kenne die Blicke zu gut, die man dem als solchen sich verrathenden und erkannten Ungläubigen zuzuwerfen pflegt, um mich in Bezug auf diese physiognomische Einzelheit noch zu täuschen. Bald jedoch, denn Dayruân ist keine große Stadt, langten wir an der beinahe vor der Mauer gelegenen Moschee Ssayhy Abâda an, nach einem Heiligen dieses Namens, welcher vor noch nicht langer Zeit bei Tunis lebte, benannt. Sie ist zwar ganz neu, aber trotz ihrer Entstehung in unsrer kunstarmen Zeit eines der schönsten Gebäude Dayruâns mit fünf großen Kuppeln von höchst harmonischer Rundung und ganz im Verhältniß mit der Baute selbst. Da indeß dieses Bethaus grade von vielen Moslims besucht wurde, denn es war die Stunde des Tsohur (Mittagsgebets), so hielt es meine Begleitung nicht für rathsam, mich länger den Blicken der Neugierigen auszusetzen.

Hierauf führte man mich noch zu der Sauya Ssayhy 'Abd-el Dâdir el Dschilâny, einer hohen Dorânschule, mit der eine mittelalterliche Moschee, aus einem großen kuppelgewölbten Betsaal bestehend, verbunden ist. Ihr zur Seite ragt ein Minaret, der in seiner Form mehr den ägyptischen ähnelt. Sie ist zu Ehren des großen moslimischen Heiligen 'Abd-el-Dâdir el Dschilâny benannt, dessen sieben Heiligthümer, wovon auch sein Grab, sich in Bagdad befinden, wohin alle

Jahre viele Maghrebener wallfahrten, da dieser Heilige gewissermaßen der Schutzpatron des Maghrebs ist.

Die sechste Moschee, die nach Süden gelegene Dschâmi' bu Açaç Bibân, gewöhnlich bu Ssaffbiban ausgesprochen, erwies sich zwar als die kleinste, aber als die zierlichste von allen Moscheen Dayruâns. Sie ist im reinsten maurischen Styl, in äußerst harmonischen Verhältnissen gebaut, ihr Minaret, ähnlich wie die Giralda in Sevilla, mit kunstvollen Stuckverzierungen geschmückt. Offenbar ist sie eine der ältesten Moscheen Dayruâns. Ihr langer Name läßt sich so analysiren: Moschee (Dschâmi') des Vaters oder (bildlich) des Besitzers (Bu) der unteren (açaç) Thore (Bibân). Also heißt Dschâmi' bu Açaç Bibân etwa „Moschee des Besitzers der unteren Thore“ oder „des Anwohners am untern Thore“; denn einmal besitzt das Wort „bu“ eine sehr weite Bedeutung (von Vater, Freund bis zu Bewohner) und dann ist der Plural „Bibân“ keineswegs absolut durch die Mehrzahl zu übersetzen, sondern Plurale dienen im Arabischen sehr oft bildlich für den Singular. Davis hat mit seiner Vorliebe, in so vielen Anzeichen eine archäologische Bedeutung zu entdecken, aus dem Worte Açaç Bibân „die zerfallenen Thore“ gemacht und aus dem so übersetzten Worte geschlossen, daß die Moschee aus den Trümmern eines römischen Triumphbogens erbaut sei. Nun bedeutet allerdings das Zeitwort Açaç unter Andern auch „brechen“, bildlich „zerstören“, aber das Participium passivum davon würde nicht Açaç oder Ssâff, sondern Maçug heißen. Ich halte Açaç für den Plural von Aça oder Jca ( $\text{ج}$   $\text{ا}$ ), welches zugleich „Wurzel“ und bildlich „der untere Theil einer Sache“ heißt. Meine Uebersetzung scheint mir sehr auf die Localität zu passen, da die Dschâmi' bu Açaç Bibân wirklich im unteren (südlichen) Theile der Stadt gegen das Südthor zu gelegen ist.

Auf unsern Gängen zu diesen verschiedenen Moscheen waren wir vielfach an arabischen Kaufläden und auch am

Esug oder Basar selbst vorbeigekommen, welcher letztere hier jedoch keine geschlossene Kaufhalle, sondern lediglich eine engere Aneinanderreihung von Kramläden bildet. Ich besaß somit Gelegenheit, die Hauptartikel des inländischen Gewerbefleißes zu mustern. Die vorzüglichsten roheren Handelsartikel sind Potasche, Salpeter und Kupfer, aus welchem Gefäße und Geräthschaften hier massenhaft gefertigt und nach allen Theilen Tunisiens und Tripolis' ausgeführt werden; bekannt ist die Dayruâna, ein großes kupfernes Becken, welches von der heiligen Stadt den Namen ableitet. Außerdem ist Dayruân berühmt wegen seines vortrefflichen Leders, welches dem weitverbreiteten Corduan oder Marokkoleder (Maroquin) von Fess und Marokko nichts an Güte nachgiebt. Die schönen kunstvoll gestickten arabischen Sättel gehen von hier bis weit in's Innere von Afrika, und mancher Dasenhäuptling der Wüste reitet auf einem in der heiligen Stadt gefertigten Sattel. Einzelne sah ich, welche höchst kostbar mit Gold und Silber gestickt waren und an dreitausend tunisischen Piastern (etwa sechshundert Thaler) kosteten. Auch an jenen gelben Lederpantoffeln, welche man überall im Maghreb (Nordwesten von Afrika) findet, ist hier großer Ueberfluß. Sie werden den Marokkaner Pantoffeln ganz gleich geschätzt, nicht selten mit diesen verwechselt oder, da letztere berühmter sind, oft dafür ausgegeben.

Das hochberühmte tunisische Rosenöl (Itr el ward, öfter in der Pluralform 'Dtür el ward gebraucht, woraus die Engländer Otto of roses gemacht haben) wurde in früheren Zeiten gleichfalls hier in großer Menge gewonnen und war hier ungleich billiger und von unverfälschterer Qualität zu bekommen, als in der Hauptstadt der Regentschaft selbst. Jetzt ist freilich diese Industrie beinahe ausgestorben, dennoch traf ich noch einen alten Algierer, welcher das köstliche Del trefflich, wenn auch in geringer Quantität zu bereiten pflegte. In

Tunis haben die Kaufleute, namentlich die speculativen Israeliten, eine große Virtuosität erlangt, aus einem Loth Rosenöl zehn zu machen, indem sie einen Tropfen des köstlichen Oels in ein mit gemeinem Olivenöl gefülltes Fläschchen gießen. So groß ist jedoch die Intensität dieses Wohlgeruchs, daß dennoch das ganze Gefäß, in welches ein Tropfen Rosenöls versenkt wurde, überaus lieblich duftet. Aber natürlich verweht der Duft des gemischten Oeles schnell, während der des reinen unverfälschten von einer fast fabelhaften Dauer ist. Dieser 'Dtür el ward ist allerdings nicht wohlfeil, was man begreifen wird, wenn man bedenkt, daß an 140 Pfund Rosen (man rechnet 40 Pfund Rosen auf einen Mithqâl und ein Mithqâl ist ungefähr der 7te Theil einer Unze) zur Verrfertigung eines einzigen Lothes der Essenz (die sich bekanntlich in kleinen Delbläschen auf dem destillirten Rosentwasser oben absetzt und zwar in sehr geringer Quantität) nöthig sind. Aber der Preis steht durchaus nicht im Verhältniß mit den darüber in Europa verbreiteten lächerlich übertriebenen Ideen. In Europa giebt man zuweilen einen Louisd'or für ein kaum zwei Loth haltendes Fläschchen verfälschten Rosenöls aus, in welchem auch nicht ein zehntel Loth wirklichen 'Dtürs vorhanden ist. Denn noch nie habe ich in Europa unverfälschtes Rosenöl feilbieten sehen. Selbst in Algier ist es im Handel gar nicht zu bekommen, und auch in Tunis, Cairo, Constantinopel ist das verfälschte bei Weitem mehr verbreitet, als das ächte. In Tripolis ist sogar in neuester Zeit eine andere Industrie aufgekommen, welche das echte Rosenöl dauernd zu verdrängen droht. Das ist die Fabrication von wohlriechenden Essenzen aus verschiedenen Geranienarten, welche, da man hier die Blätter, ja die ganze Pflanze benutzen kann, und nicht wie bei der Rose, auf die Blüthen beschränkt ist, natürlich ein sehr wohlfeiles Product abgeben (man spricht von einem Pfund für 12 Thaler), das an Rosenöl erinnert und

auch als solches verkauft wird, aber allerdings nur mit den schlechtesten Qualitäten desselben wetteifern kann.

Ich kaufte hier eine gewisse Quantität 'Dtür el ward, von dessen Unverfälschtheit ich gewiß bin, und hatte dafür den Preis von etwa vier Thalern für das Loth zu entrichten. In Tunis hätte ich freilich das verfälschte, welches jedoch der es verkaufende Jude im Namen aller ihm heiligen Dinge als ächt betheuerte, für den vierten Theil dieses Geldes kaufen können.

Ein anderer, noch mehr geschätzter, aber höchst seltener und in Europa völlig unbekannter Wohlgeruch ist das Jasminöl ('Dtür el Yâssamûn oder Yâssamyn), welches gleichfalls hier, jedoch in verschwindend kleinen Verhältnissen gegen die Fabrication des Rosenöls, gewonnen wird. Man preßt dieses Del aus der kleinen gelblichweißen Blüthe desjenigen Jasmins, welchen die Franzosen Jasmin d'Espagne und die Botaniker *Jasminum grandiflorum* nennen. Es ist dieß die geschätzteste Art des Jasminöls. Eine andere wird aus den hier überall wildwachsenden Blüthen des *Jasminum officinale* gewonnen. Der gleichfalls sehr häufige *Jasminum fruticans* ist dagegen fast geruchlos. Da jene stark und penetrant duftende Blüthe jedoch nur sehr klein ist, so gehört, wie mir der genannte algierische Fabrikant versicherte, eine nicht geringere Menge als 200 Pfund oder beinahe eine halbe Million Blumen, zur Verfertigung eines einzigen Lothes Jasminöl. Dieses kostet deßhalb auch beinahe den vierfachen Preis des Rosenöls. Sein Duft erweist sich aber auch als der köstlichste, welchen es jemals mir gegeben war einzuathmen, und man begreift nach solchen, unserm Geruchsinne gebotenen Genüssen die große Vorliebe aller Orientalen für Wohlgerüche, eine Vorliebe, welche beinahe durch die Religion geheiligt erscheint, denn der Prophet selbst theilte sie und hielt Wohlgerüche für eines der köstlichsten Geschenke des Schöpfers. Diese Vor-

Liebe für ächte und natürliche Wohlgerüche scheint dem Orientalen durchaus nicht unmännlich und ich glaube mit Recht. Wenn bei uns nur fade Stutzer und blasirte Modedamen sich der Parfümerien bedienen, während im Allgemeinen der Gebrauch derselben als weibisch und affectirt verpönt erscheint, so scheint mir dieß zum Theil darin seinen Grund zu haben, weil eben die europäischen Parfümerien, Patschuli, Ess bouquet, Eau de mille fleurs oder wie sie sonst heißen mögen, nicht natürlich sind und keinen natürlichen, sondern einen erkünstelt scharfen, auf abgenutzte Nerven berechneten Geruch besitzen.

Nach meinem ersten Ausgang in der heiligen Stadt zum Dâvid zurückgekehrt, merkte ich bald aus den Gesprächen dieses Biedermannes, daß eine Wiederholung desselben ihm höchst unerwünscht sein und er sein Möglichstes thun werde, um eine solche zu verhindern. Von der Stadt und namentlich von ihrem Sehenswerthesten, den Moscheen, konnte ich kaum hoffen, bei einem zweiten Ausgang mehr zu Gesicht zu bekommen, und da mich die Freuden, welche mir der gastfreie Dâvid während eines verlängerten Aufenthalts im Regierungspalaste in Aussicht stellte, wenig verlockten, so beschloß ich sogleich am nächsten Morgen weiterzureisen und ließ meine sämtliche fahrende Habe bereits an demselben Nachmittage wieder vor's Thor bringen, wohin ich bei einbrechender Dunkelheit folgen sollte, um wieder bei meinem anfänglichen Lagerplatz im Zelt zu übernachten. So erlöste ich den Dâvid von seiner Angst, ich könnte am Ende doch das Schlafrockleben überdrüssig bekommen und mich zu seinem Kummer und Aller Aergerniß in meinem unheiligen europäischen Costüm zeigen.

Die Geschichte von Dahrûân ist zugleich die Geschichte des ganzen mohammedanischen Afrika, wenigstens in seiner Glanzzeit, denn im Mittelalter war diese, jetzt so unbedeutende und nur noch durch den religiösen Fanatismus der Be-

wohner und frommer Wallfahrer zu ihren Heiligthümern ihr Leben fristende Stadt, die mächtige Hauptstadt eines weiten Reiches, welches ganz Europa an Flächeninhalt wenig nachstand. Die Aglabytische Dynastie schwang von Dayruân aus ihr Scepter über alle Reiche vom rothen Meer bis zum Cap Spartel, d. h. über ganz Nordafrika bis tief hinein über den Saum der Wüste, während in Europa ihr Sicilien, Corsika, Sardinien und ein Theil von Unteritalien gehorchten.

Dayruân scheint nicht immer dieselbe Stelle eingenommen zu haben. Zuerst wurde es im Jahre 34 der Hidschra von Mo'âwya ben Hodaysch nach der Eroberung von Dschelûla und nach der Einnahme von Sfobaytala, der alten Hauptstadt dieses Districts, gegründet, wahrscheinlich jedoch nicht an derselben Stelle, da der zweite Gründer hier wieder einen dichten Wald antraf, wie der Geschichtschreiber der Berber, Ibn Chaldûn, erzählt.

Ihre zweite Gründung soll die Stadt dem hochberühmten Câhiby en Nâbyy (Waffengefährte des Propheten), Sayydy 'Dqba, verdanken, welcher im Jahre 660 n. Chr. von Arabien aus seine siegreichen Schaaren bis nach Marokko führte, alle Länder Nordafrika's dem Islam unterwarf und alle seine Bewohner durch's Schwert bekehrte. Die arabische Legende erzählt, daß zur Zeit 'Dqba's sich hier ein undurchdringliches Gehölz, eine Art Urwald, befunden habe, und daß als der fromme Mann seinen Kriegern befahl, hier eine Stadt zu gründen, diese ihm geantwortet hätten: „Willst Du uns in einer Wildniß, mitten zwischen Löwen, Pantheren und Schlangen ansiedeln?“ Aber 'Dqba brauchte nur ein Capitel des Dorân zu recitiren und eine Ermahnung an die Thiere zu erlassen, um sie zu vertreiben. „O ihr Schlangen und wilden Thiere“, so predigte 'Dqba, „wisset, daß wir die Gefährten des Propheten sind, zieht euch zurück von diesem Ort, den wir zu unserm Wohnsitz bestimmt haben. Diejenigen von Euch, die

wir später treffen, sollen sterben!“ Die Schlangen ließen sich dieß nicht zweimal sagen und verschwanden. Der Zweck der Gründung soll lediglich der gewesen sein, eine befestigte Aufbewahrungsstätte für die im Kriege erbeuteten Schätze zu schaffen, da diese Beute zuerst als gemeinsames Gut aufgespeichert und erst nach vollendetem Kriege nach gewissen, vom Dorân vorgeschriebenen Normen vertheilt werden sollte.

‘Dqba wirkte hier noch andere Wunder. Ein Streit um die Gebetsrichtung verhinderte den Bau der von ihm projectirten Moschee. Da träumte ‘Dqba, daß ihm von Gott befohlen werde, am andern Morgen die Fahne zu ergreifen und mit ihr so weit voranzuschreiten, bis er von unsichtbarem Munde das Gebet des Takbyr aussprechen hören würde. Dort solle dann die Moschee errichtet werden. ‘Dqba handelte demgemäß und so entstand die Hauptdshâmi‘ Dayruân’s.

Was wir von dem Urwald zu denken haben, der sich zu ‘Dqba’s Zeit hier befunden haben soll, dazu giebt uns der arabische Historiker Nowayry einen Anhaltspunkt, indem er sagt, in der Mitte von Dayruân liege ein Castell, Namens Damûniya (دمونيه), welches von den Griechen errichtet worden sei. Also bezeugen die Moslims selbst, daß hier schon vor ‘Dqba Bewohner waren. In der That verkünden auch die vielen antiken Baureste, welche man in Moscheen und Häusern von Dayruân verwendet sieht, daß hier vor dem Islam nicht nur ein Castell, sondern eine antike Stadt bestanden habe, welche von den Meisten für das Auguston des Ptolemäos gehalten wird. Dieses Auguston ist ohne Zweifel identisch mit dem vom Itinerar angeführten Vicus Augusti, dessen Entfernung von Sufetula 78, von Hadrumetum 25, von Tysdrus 31, von Karthago 91 Milliarum betrug. Da wir diese Orte kennen, so brauchen wir nur die wirklichen Entfernungen derselben von Dayruân herzusetzen, um daraus unsre Schlüsse zu ziehen. Diese sind von Sufe-

tula 78, von Hadrumetum 34, von Thyssdrus 40, von Karthago 90 Milliarien. Von diesen passen die erste und letzte sehr gut, die beiden andern sind im Itinerar um circa 10 Milliarien jede zu klein angegeben; da sie aber in entgegengesetzter Richtung divergiren, so heben sich diese Abschweifungen gegenseitig auf, weil eben die Entfernung von Sufetula nach Hadrumetum überhaupt zu gering angegeben ist.

Uebrigens befinden sich auch in der nächsten Nähe (etwa  $\frac{1}{8}$  Meile) von Dayruân die Spuren einer antiken Stadt, auf deren Trümmern sich die mittelalterliche Stadt Sabra oder Mançuriya erhoben hatte, welche letzteren Namen, der „die Siegreiche“ bedeutet, sie von dem dritten Fatimytischen oder 'Obaydytischen Chalysen, 'Ismâ'îl el Mançûr, (um 950) erhielt, der in dieselbe die Residenz der Chalysen verlegte, welche bisher größtentheils in Dayruân gewesen war. Zur Zeit des schon ofterwähnten Geographen el Bakry stand sie noch im vollen Glanz, seitdem ist sie beinahe spurlos verschwunden, ebenso wie man von der antiken Stadt, ihrer Vorgängerin, auch nichts erblickt, als einige Häuserfundamente. Wohl möglich, daß der antike Vicus Augusti nicht an Dayruân's Stelle selbst, sondern an derjenigen ihrer mittelalterlichen Rivalin, Mançuriya, gestanden habe.

Nach dem Vater der afrikaniſchen Geſchichte, Ibn Chaldûn, hatte Dayruân die wechſelvollſten Schickſale ſogar ſchon zu derjenigen Zeit, welche man ſeine Glanzperiode nennen kann. Bereits im Jahre 55 der Hedſchra ſoll die Stadt, welche kaum erbaut worden war, wieder zerſtört worden ſein, und zwar durch den Nachfolger 'Dqba's, Moſſim ben Mâchlid, welcher aus Haß gegen ſeinen Vorgänger deſſen Gründung zu Nichte machen wollte. Als aber 'Dqba im J. 62 d. H. wieder zum Gouverneur von Afrika eingefeßt worden war, erhob ſich Dayruân mit neuem Glanz. Nach 'Dqba's Tode fiel die arabische Stadt in die Hände der Berber und

bildete eine Zeit lang die Hauptstadt eines Berberkönigs, Daqila, Schaych der Murba und Berâny. Indes Daqila fiel bald und nun genoß Dayruân eine 70jährige Ruhe unter den arabischen Gouverneuren, bis es im J. 140 der Hidschra wieder in die Gewalt der Berber fiel und zwar des Schaychs der Warfadschumy (eines Berberstammes), 'Abd el Mâlîk ben Aby el Dschâ'd. Die Berber scheinen immer einen Haß gegen die arabischen und streng orthodoxen Bewohner Dayruân's genährt zu haben, da sie diese Stadt gleichsam als den Heerd aller Feindseligkeit gegen das nationale (berberische) Element ansehen mußten. So mißhandelte auch 'Abd el Mâlîk die Bewohner der heiligen Stadt und setzte sie dadurch, daß er ihre Mauern einreißen ließ, aller Unbill des Krieges aus.

Erst im J. 145 der Hidschra wurden die Mauern Dayruân's wieder erbaut und zwar durch Mohammed ben el Aschâ'th el Chosa'y, den vom Chalysen Abû Dschâ'far el Mangur ernannten Gouverneur. Aber schon 10 Jahre später lesen wir von einer neuen, völligen Zerstörung Dayruân's, dessen sich berberische Rebellen, verbunden mit Arabern von der kezerischen Secte der Ibadhiya, bemächtigt hatten und das der siegreiche Gouverneur des Chalysen, 'Omar ben Hafsê Hafsârmard, bei der Einnahme gänzlich verwüstete. Nach allen diesen Zerstörungen scheint sich indes die Stadt immer wieder mit neuem Glanz erhoben zu haben und trotz dieser wechselvollen Schicksale bildete dieser Zeitabschnitt doch die Blütheperiode von Dayruân. Wir können sagen, daß diese Periode mit dem J. 186 der Hidschra in's Stadium des Verblühens eintrat.

Die Bevölkerung von Dayruân war, wie es scheint, durchaus arabisch, d. h. orientalisch; sie mag im Lande und mit dem Lande wenig Sympathien besessen haben. Darum hing sie auch mit Treue an den Chalysen des Orients und

war jedem Streben nach Selbstständigkeit in Afrika abgeneigt. Deshalb mußte sie denjenigen Gouverneuren, welche danach rangen, hier ein selbstständiges Reich zu errichten und eine eigne Dynastie zu gründen, stets ein Dorn im Auge sein. Der erste dieser Statthalter, welchem dieß gelingen sollte, Zbrâhym ben el Arhlab (Aghlab), der Gründer der Arhlabytischen oder Aghlabytischen Dynastie, ließ denn auch die Bewohner Dayruân's seinen ganzen Haß fühlen. Er zerstörte den Markt der Stadt und errichtete in ihrer Nähe seine Residenz, indem er die Stadt 'Abbâssiya gründete, welche schnell emporblühte und für eine Zeitlang den Glanz der „vierten Pforte des Paradieses“ verdunkelte. Sein Nachfolger und Bruder, Sinâdat Allah ben Zbrâhym, welcher den Chalysen von Baghdad die Vasallenschaft aufgesagt und Münzen mit dem Namen der Edryssyten von Marokko hatte prägen lassen, erwies sich als ein noch heftigerer Feind der orientalisirten Stadt. Nicht nur ließ er ihren Markt auf's Neue zerstören, sondern beraubte sie auch ihrer Mauern und Thore. Unter den späteren Arhlabyten sank Dayruân gänzlich zur Provinzialstadt herab. Diese residirten nicht einmal immer in dem in seiner Nähe gelegenen 'Abbâssiya, sondern theils in neugegründeten Städten, in einem andern 'Abbâssiya bei Tâhart, in der Gebirgsstadt Raqqâda oder auch in Tûniss, wo namentlich die letzten Fürsten dieser Dynastie ihre Residenz hatten. Die ihnen nachfolgenden Fatimyten oder 'Obaydyten wählten zu ihrer Hauptstadt Anfangs das von dem Stifter der Dynastie neugegründete Mahadiya am Meere und später das schon erwähnte Sfabra oder Mangûriya, bis sie sich nach Aegypten zurückzogen, wo ihre Dynastie mit den letzten Schattchalysen, unter Calâh ed Dyn bekanntlich so traurig und ruhmlos endigen sollte. In Afrika war ein neues Geschlecht, die Sayryten, auf den Thron gelangt und unter ihrer Herrschaft scheint Dayruân einen letzten vorübergehenden Glanz entfaltet zu haben.

Aber wenn auch der politischen Wichtigkeit beraubt, so wußte doch Dayruân seinen Rang als religiöse Hauptstadt des Maghrebs lange zu behaupten und diesen hat sie selbst heutzutage noch nicht ganz verloren. Hier besteht noch die erste Dorânschule von ganz Nordafrika (und Dayruân selbst führt bei Vielen gradezu den Namen *Satwiyat el Ifriqiya*, hohe Schule von Afrika); die berühmtesten Schriftgelehrten tragen ihre verwickelten Spitzfindigkeiten im Schatten der *Dschâmi' Ssayydy 'Dqba's* vor, die besten Copisten des *Dorân*, deren Producte vor dem profanen Auge des Christen womöglich noch strenger bewahrt werden, als andere religiöse Schriften des Islam, befinden sich noch hier. In den Augen des orthodoxen Moslim gilt Dayruân noch für das, was es einst war, für eine Schule der göttlichen Weisheit, welche der Ungläubige nicht ungestraft betreten darf; denn wenn auch die weltliche Macht heutzutage säumt, den *Rumy* zu strafen, der die „vierte Pforte des Paradieses“ durch seine unheilige Gegenwart entweiht, so ist doch Allah's Gerechtigkeit da und erlangt unfehlbar den Entweiher der heiligen Stätte, das ist bei jedem Dayruâner ausgemacht.

## Dreizehntes Capitel.

### El Dschem (Tysdrus).

Stämme der Dscheläff und der Sfawässa. — Verständniß der Topographie des Ptolemäos in dieser Gegend. — Ein Lager der Dscheläff. — Ruinen von Terentum? — Versuchter Raubanzug von Seiten der Sfawässa. — Schrecken, den wir einem Lager einfügten. — Ein musikkliebendes Kameel. — Ankunft in el Dschem. — Erster Anblick des Colosseums. — Messungen seiner Dimensionen. — Seine Architektur. — Saçade. — Unterirdischer Gang. — Sagen über denselben. — Die Rahyna, die Prophetin der Berber. — Berichte der alten Autoren über Tysdrus.

Die beiden Tagereisen, welche mir am dreizehnten und vierzehnten März bevorstanden, sollten durch ihr Ziel die lohnendsten vielleicht meines ganzen bisherigen afrikanischen Reiselebens werden, denn an ihrem Ende war es mir bestimmt, mein Zelt im Schatten eines der großartigsten Bau- und Kunstdenkmäler, welche uns das Alterthum hinterlassen, aufzuschlagen, im Schatten des mächtigen Colosseums von Tysdrus, welches mit seinen Schwesterkolossen von Rom, Verona und Pola den Ruhm theilt, die lebhafteste Offenbarungsform des antiken Volksgeistes, wie sich derselbe in den öffentlichen Spielen enthüllte, zu bilden.

Der Weg von Daryuân nach el Dschem beträgt mit allen Krümmungen nahe an zwölf geographische (deutsche) Meilen, mußte also in zwei Tagereisen zurückgelegt werden. Da derselbe durch die Stammesgebiete zweier höchst verrufener, unruhiger und räuberischer Stämme, der Dscheläff und der Sfawässa, führte, so hatte ich mir vom Dâhid von Daryuân

abermals eine Bedeckung von zwei Hamba erbeten, eine keineswegs unnöthige Vorsicht. Die Dschelâss, welche in drei Stämme, die Aulâd Ssandassy, die Aulâd Jdyr und die Aulâd Chalyfa, zerfallen, bewohnen die ganze Gegend westlich und südlich von 'Ayn Baydhâ, vom Dschebel Tuyla und von Dayruân, bis el 'Ayun im Süden, wo das Gebiet der Ssawâssa seine nördliche Gränze hat. Sie sind indeß ein viel bedeutenderer Stamm, als die Ssawâssa, oder wie man gewöhnlich den Namen ausspricht, die Ssuassy, wie schon die Dreitheilung der ganzen Stammesmasse und deren Unterordnung unter drei verschiedene Dâjid's andeutet, während die Ssawâssa nur einen einzigen Dâjid und eigentlich nur ein Hauptlager besitzen, welches immer in der Nähe des Sees von Dayruân aufgeschlagen ist. Die nördlichste Abtheilung der Dschelâss bilden die Aulâd Ssandassy, welche in der Gegend von 'Ayn Baydhâ hausen und auf über 12000 Seelen angeschlagen werden. Im J. 1869, als ich zum letztenmal diese Gegend bereiste, hatten sie zum Dâjid einen gewissen Bedâwy, ein sehr verrufenes Subject, über den der Stamm so unzufrieden war, daß stete Klagen über ihn nach Tunis drangen, aber gleichwohl nichts halfen, da Bedâwy klingende Gegenmittel anwandte, die er natürlich vom Stamm selbst erpreßt hatte. Die Aulâd Ahdyr oder Jdyr, deren Zahl 7000 Seelen betragen mag, wohnen um Dayruân und Dschelûla. Ihr Dâjid war im J. 1869 'Ahy ben Chalyfa, der sich um seinen Stamm wenig kümmerte, immer in Tunis oder in Dayruân lebte und die von den Ahdyr erpreßten Summen durchbrachte. Bei den Ahdyr zeigt sich die eigenthümliche Erscheinung, daß sie sehr geneigt sind, das Zeltes- und Nomadenleben aufzugeben. Viele derselben haben sich schon in Dayruân niedergelassen und sind friedliche Stadtbürger geworden. Die Aulâd Chalyfa, einige 8000 Seelen stark, hausen auf den südlichen und östlichen Abhängen des Dschebel Tuyla. Sie

gelten für die kriegerischste Abtheilung der Dschelâss, hatten sogar einmal ihren jetzigen Dâhid, Mohammed ben el Hâdsch Ko'ub davongejagt und war es diesem nur durch mühevollen Intriguen gelungen, sich wieder in Besitz seines Amtes zu setzen. Die Sawâssa sind nur 8000 Seelen stark. Ihre kriegerische Macht ist in neuester Zeit sehr in Abnahme gekommen, so sehr, daß es der jetzige Bey wagen konnte, ihnen einen Fremden vom Stamme der Methâlyt zum Dâhid zu setzen, was sie freilich als eine Schmach empfinden, aber gleichwohl sich gefallen lassen müssen. Ihr letzter Dâhid el Hâdsch 'Aly ben Issmâyl war ein ausgemachter Schurke.

Ptolemäos giebt die Begehrigung von Auguston (Daryuân?) nach Tysdrus als eine beinahe direct nördliche, nur mit einer kleinen Abschweifung nach Osten an, während sie in Wirklichkeit eine südöstliche ist. Ich habe schon oben gesagt, was für Begriffe Ptolemäos vom Verlauf dieser Küste hatte und wie diese Begriffe verstanden werden müssen, um aus seinen Angaben Nutzen zu ziehen. Für diese Provinz Byzacium habe ich nun das seltsame Resultat herausgefunden, daß die nach den Angaben des Alexandriner entworfenen Karten nur ganz einfach umgedreht werden müssen; thut man dieß, so versteht man sie, findet sie mit der Wirklichkeit auffallend harmonirend und bewundert, wie gut Ptolemäos unterrichtet war. Unter diesem Umdrehen verstehe ich natürlich nicht ein gänzlich Verdrehen der Karte, sondern nur, daß man sie so wende, daß die bei Ptolemäos von links nach rechts verlaufende Küste nun (der gewöhnlichen Richtung der Karten nach) von oben nach unten gerichtet erscheint. Dadurch wird die Richtung von Nord nach Süd in eine von Ost nach West verkehrt. Machen wir nun dieses kleine Experiment auch in diesem Falle, so wird man finden, daß die zwischen Auguston und Tysdrus vom Alexandriner angegebene Entfernung, nachdem man noch die gehörige Reduction des

Gradabstandes (ungefähr auf die Hälfte) vorgenommen hat, auffallend mit der Wirklichkeit übereinstimmt.

Die Gegend, durch welche wir am ersten Tage kamen, war eine große Ebene, im Osten von einem Salzsee dem Bahr Ssayhdy Ihâny, bespült, welcher sich in einer Länge von vier und einer Breite von zwei Meilen zwischen Dayruân und Tysdrus hinzieht. Wir kamen an einzelnen Stellen ganz nahe an ihn heran. Die ganze Bodenfläche um ihn herum zeigte sich mit einer grauweißen Salzkruste bedeckt. Die Vegetation veränderte sich auffallend, je näher wir dem See kamen. Die gewöhnlichen Sträucher und Kräuter afrikanischer Ebenen machten den Stativeen und Salsoleaceen Platz, welche in einiger Entfernung vom Ufer eine ziemlich reiche Flora entfalteten. Am Anmuthigsten zeigte sich eine Pflanze mit fettigfleischigen Blättern (*Lymoniastrum Guyonianum*), deren lebhaft rothe Blüthen lieblich gegen das Grauweiß des Salzes abstachen, welches Stengel und Blätter bedeckte. Im Allgemeinen waren unter diesen Gewächsen die Stativeen vorherrschend, deren grünende Büsche oft große Dichtigkeit erreichten. Gänzlich fehlten jedoch Schilf und Binsen. Näher am See wurde die Vegetation ärmer, nur einige holzige Salsoleaceen, wie *Salsola vermiculata*, *Anabasis articulata*, zeigten sich noch. Endlich dicht um den Strand herum ließ der allzugroße Salzgehalt des Bodens und die Salzausdünstung, welche die Luft erfüllte, kein Pflanzenleben mehr aufkommen.

Diese große Ebene, welche sich südlich von Dayruân und westlich von den hohen Gebirgen des Dschebel Tuyl, Dschebel Truza und Dschebel Haruârib hinzieht, möchte wohl der Campus Mammensis des Prokopios und Corippus sein, in welchen der Patricius Salomon den rebellischen Mauren eine siegreiche Schlacht lieferte. Wenigstens paßt die Beschreibung des Prokopios, „es ist daselbst ein hohes Gebirge, zu dessen Füßen sich eine weite Ebene hinstreckt“ (*ὄρη δὲ ἐστὶν ἐνταῦθα*

ὕψηλὰ καὶ χωρὶον ὀμαδὲς ἐς τὸν πρόποδα τῶν ὄρων), auf keine andere Gegend der Provinz Byzacium, in welcher doch die Schlacht geliefert wurde, so gut wie auf diese. Ich kann nicht umhin hier die Verse des Corippus (Johannis VI. 283) zu wiederholen, welche die Mammensischen Gefilde berühmt gemacht haben.

. . . . Campis Mammensibus Austur

Rustica funereis sternebat corpora telis

Byzacii partes rapiens praedamque secundam.

Im Laufe des Nachmittags erreichten wir eine große arabische Niederlassung, den Sitz eines der vier Nâyids des Stammes der Dschelâss. Der Häuptling selbst war grade abwesend, aber einer seiner Söhne empfing mich sehr freundlich, was mir auffiel, da ich gar nicht an seinen Vater empfohlen war. Ich mußte Kaffee trinken und wurde viel nach meiner vermeintlichen Heimath (England, denn alle Europäer gelten in diesem Lande für Engländer) ausgefragt. Es half wenig, daß ich diesen Leuten meine Nationalität auseinandersetzte, sie konnten dieselbe immer nur als eine Modification von „englisch“ auffassen. Sie bewunderten alle Gegenstände, welche ich an und um mich hatte, von meinen Stiefeln bis zu meinem Sattel, vor Allem aber ein dummes Spielzeug, welches ich, den eingebornen, oft sehr kindischen Charakter wohl kennend, mitgenommen hatte, um gelegentlich Jemand damit glücklich zu machen. Es war ein kleiner Springpopanz, der aus einer Schachtel hervorhüpfte, sowie man denn Deckel öffnete. Dieser geistreiche Mechanismus gab Gelegenheit zu zahlreichen Lobeserhebungen meiner „Landsleute“, d. h. der Engländer, welche ein so geschiedtes Spiel erfunden hätten.

In der Nähe dieses Lagers kam ich an sehr umfangreichen antiken Ruinen vorbei, unter welchen ich das Fundament eines Tempels deutlich zu identificiren vermochte. Unweit

dieses Gebäudes müssen andere ähnliche, in einer gewissen Symmetrie geordnet, gestanden haben, wie ich an den Spuren erkennen konnte, ein Umstand, welcher mich auf die Vermuthung brachte, als könne dieß die Stelle eines Forums gewesen sein, wie es jede römische Stadt besaß, denn die Ruinen waren unverkennbar römisch. Ptolemäos giebt uns in dieser Gegend zwei, nur 2—3 Meilen von einander entfernte Städte an, welche er Zalapa und Zurmentum nennt. Da letzteres mit dem Terentum der Peutinger'schen Tafel und der kirchengeschichtlichen Berichte, welches Einige, unter Andern auch Davis, in unserm heutigen Nachtquartier el 'Ahyun erkennen wollen, identisch sein dürfte, so bleibt für diese Stelle nur der Name Zalapa. Nach den Entfernungsangaben des Itinerars sollte man jedoch schließen, daß in dieser Nähe ein Ort Namens Germaniciana gelegen habe, derselbe wird von Tugdru (Tysdrus) 34, und von Sufetula 76 Milliarier entfernt angegeben, Data, welche auf diese Gegend ausgezeichnet passen, sei es nun, daß man el 'Ahyun oder das obengenannte Lager der Dscheläff für Germaniciana nehmen wollte, denn beide sind nur wenige Milliarier von einander entfernt, ihre Hanschyrn auch fast von gleichem Umfang, so daß man in Abwesenheit einer aufklärenden Inschrift wirklich in Verlegenheit ist, welchem man den Namen beilegen kann.

Zwischen diesem Lager und el 'Ahyun beträgt die Entfernung in der Wirklichkeit nicht viel mehr als die von Ptolemäos zwischen Zalapa und Zurmentum angegebene. Wir erreichten el 'Ahyun (d. h. die Quellen) noch vor Sonnenuntergang. Die Ruinen sind ebenfalls bedeutend, ja zum Theil besser erhalten, als die im Gebiete der Dscheläff. Namentlich die Nekropole zeigt sich noch in leidlichem Zustande. Ich sah dort ein großartiges rundliches Grabmonument auf sehr solider Basis ruhend, nach Art jener, deren man so viele an der Via Appia in Rom erblickt, auch ein kleineres Denk-

mal, ziemlich ähnlich dem sogenannten Tempel des deus reticulus beim Hain der Egeria unweit Rom. Nur die Stadt der Gräber schien dieses einstige römische Municipium überlebt zu haben, denn alle andern Ruinen waren unförmige Trümmerhaufen; aber aus der Bedeutendheit der Nekropole läßt sich auf die der Stadt schließen, deren Namen wir einstweilen nur errathen, nicht aber definitiv bestimmen können. Sehr gut paßt die Lage, wie schon erwähnt, auf das Germaniciana des Itinerarium Antonini Augusti, welches zwischen Elia und Aquae regiae lag. Elia selbst scheint es nicht gewesen zu sein, da dieses nur 18 Milliarier von Tysdrus entfernt war und hier die Entfernung an 30 beträgt. Davis hält es für Terentum, ohne jedoch seine Gründe für diese Meinung anzugeben.

Die beiden Itinerare, das Antoninische und die Peutinger'sche Tafel, geben übereinstimmend eine Straße an, welche offenbar durch diese Gegend führte. Die Endstationen Aquae Regiae und Tysdrus (auf der Tafel fälschlich Thysurus geschrieben) sind bei beiden dieselben. Auch die eine Zwischenstation, das zunächst bei Tysdrus gelegene Eliae oder Meliae findet sich bei beiden Quellen. Zwischen Eliae und Aquae Regiae giebt das Itinerar Germaniciana, die Tafel Terentuman. Da jedoch die Entfernungen von Germaniciana, von Eliae und Aquae Regiae zusammen 38 Milliarier, die von Terentum nach den beiden Punkten nur 26 Milliarier betragen, so muß Terentum offenbar auf der directeren Straße von Tysdrus nach Aquae Regiae, abseits Germaniciana, gelegen haben. Die Stelle von Aquae Regiae ist zwar nicht ganz genau ermittelt, aber die Richtung, in der es lag, kennen wir doch. Deshalb kann uns auch diese Richtung leiten, wenn wir in ihr eine grade Linie ziehen und nach der Länge dieser Linie, je nachdem sie mehr den 38 Milliarier des Itinerars oder den 26 der Tafel entspricht, auf den Namen

des hier gelegenen Ortes schließen. Danach würden wir allerdings hier Terentum zu suchen haben. Etwas Gewisses läßt sich jedoch darüber nicht sagen, ehe nicht die Position von Eliae selbst ermittelt ist. Es wäre sehr gut möglich, daß wir wirklich hier Eliae und in den oben beschriebenen Ruinen Terentum zu sehen hätten. Jedenfalls scheint Germaniciana als Ortschaft eine höhere Bedeutung (so gering diese auch sein mochte), als das von der Peutinger'schen Tafel erwähnte Terentum besessen zu haben, denn von ersterem wissen wir, daß es in der christlichen Periode ein Bisthum war, dessen Bischof Zambus, der auch später als Confessor erscheint, als Episcopus Germanicianiensis im Jahre 255 auf dem von Cyprian präsidirten karthagischen Concil erschien, während Terentum in den Bisthumslisten fehlt, ein Umstand, der ihm jede Wichtigkeit raubt, da zu jener Zeit jedes Städtchen seinen Bischof besaß. Noch im siebenten Jahrhundert wird Germaniciana erwähnt und zwar wegen der wichtigen Landgüter, welche der heilige Stuhl unter Gregor dem Großen in seiner Nähe besaß (Joannes Diaconus Vita Gregorii Magni epist. 251).

Am Morgen des vierzehnten März drangen wir in das Gebiet des Sjawässa-Stammes ein. Die ersten Männer dieses raubsüchtigen Volkes, welche ich erblickte, machten auf mich einen keineswegs günstigen Eindruck. Es waren wild barbarische Kerle, das Gesicht von struppigem Barthaar bedeckt, die Augen von unheimlichem Feuer funkelnd, mit trotzigem, unverschämt scheinendem Gange. Sie sahen nicht nur wie Räuber aus, sondern bald sollte ich mich überzeugen, daß sie es auch waren. Ich war nämlich etwas vor meinen Leuten vorausgeritten, und da ein kleiner Hügel den Anblick derselben noch verhinderte, so war ich scheinbar allein. Eine solche gute Gelegenheit wollten die schurkischen Sjawässa nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Sie konnten zwar nicht an-

nehmen, daß ein Europäer in diesem unsichern Lande ohne bewaffnete Diener und Bedeckung reise, aber sie mochten hoffen, noch vor Ankunft meines Gefolges Zeit zu haben, mich auszu- plündern und zu fliehen. Es waren ihrer nur sechs, eine kleine Zahl meinem Gefolge, aber eine große mir allein gegen- über. Anfangs verriethen sie noch nicht ihre böse Absicht, sondern stellten sich vielmehr höchst demüthig, kamen mit unterwürfigen Begrüßungsformeln auf mich zu, und Einer bat mich, ihm die Stunde zu sagen. Eine solche Frage von Seiten eines Beduinen war mir schon gleich verdächtig, da diese Leute, wenn sie auch keine Uhren besitzen, dennoch ge- wohnt sind, aus der Höhe des Sonnenstandes die Stunde des Tages mit erstaunlicher Genauigkeit heraus zu lesen. Daß es dabei nur darauf, daß ich meine Uhr herauszöge, um ihnen das Erhaschen derselben möglich zu machen, abge- sehen war, schien unzweifelhaft. Ich machte ihnen natürlich nicht das Vergnügen, meine Uhr sehen zu lassen, sondern gab dem Fragenden die Stunde nach meiner bloßen Vermuthung an.

Da so das erste Manöver fehlgeschlagen war, beschloffen sie, ein zweites zu versuchen. Sie baten mich plötzlich in jämmerlichen Ausdrücken, ihre große Armuth beklagend, um Almosen. Ein so plummes Stratagem bewies, daß sie mich für einen rechten Neuling halten mochten. Ich wußte aber zu gut, daß Almosen bei diesem Volk nur Raub bedeute, daß die einmal gezogene Börse schnell erhascht und unwieder- bringlich verloren ist. Deshalb gab ich dießmal gar keine Antwort. Sie mochten nun glauben, oder vielmehr sie stellten sich, als glaubten sie, ich hätte ihr Gesuch nicht verstanden, obgleich sie aus den gewechselten Worten sehr gut auf meine Kenntniß ihrer Sprache schließen konnten, deshalb näherten sie sich mir immer mehr und suchten durch beredte Zeichen ihr Begehren deutlicher auszudrücken. Diese Zeichen wurden jedoch zuletzt so beredt, daß die Beduinen meinem Pferde in

die Zügel und mir an die Hände griffen. Dieß war der Moment, ihnen ein wenig Entschlossenheit zu zeigen. Ich zog mit der einen, noch freien, glücklicherweise der rechten Hand, meinen Revolver, zielte auf Denjenigen, welcher meinem Pferd in den Zügeln lag, und rief ihm zu, loszulassen oder ich würde abdrücken. Wie mit einem Schlage änderte sich nun die Scene. Ich war plötzlich frei, und alle sechs Araber flohen in verschiedenen Richtungen auseinander. Was zu dieser plötzlichen Flucht mitgewirkt haben mag, war ohne Zweifel die inzwischen eintreffende Ankunft meiner bewaffneten Diener und der Gamba, aber die große fast abergläubische Furcht, welche alle Araber vor europäischen Feuerwaffen hegen, mochte auch ihr gutes Theil dazu beigetragen haben.

Ich war übrigens froh, daß ich nicht zum Abfeuern des Revolvers gekommen war, denn eine Verwundung oder gar Tödtung eines dieser Araber hätte auf mein Haupt alle Schrecken der Blutrache geladen. Unmöglich ist es dem Unglücklichen, welcher diese Rache auf sich ladet, sich zu retten, außer etwa durch schleuniges Verlassen des Landes. Denn dem Bluträcher ist jede List, jeder Schleichweg, jedes heimliche Aufslauern, jeder Hinterhalt erlaubt, um zu seinem Ziele zu kommen, Niemand kann sich also vor dem rächenden Mord sichern. Muth und Entschlossenheit helfen in solchen Fällen gar nichts, denn der Dolch kommt aus dem Finstern, aus irgend einem Versteck, fast immer von der Seite, wo man ihn am Wenigsten erwartet.

Durch dieses kleine Abenteuer über die Gefahr der Vereinzelung belehrt, befahl ich einem Theil meiner Leute, vor, einem andern hinter mir, und zwar in nächster Nähe zu bleiben und so rückten wir nun in geschlossener Colonne weiter. Gegen Mittag kamen wir an eine arabische Niederlassung, ein Lager derselben Sjawâssa, mit deren Stammesgenossen ich eben noch auf so unangenehme Weise in Berührung ge-

kommen war. Was sich hier ereignete, war ein komisches Gegenstück zu dem eben Vorgefallenen. Jetzt waren wir es, die gefürchtet und denen möglicherweise räuberische Absichten zugeschrieben wurden, denn „Hammer oder Amboß“ muß der Mensch sein, so heißt es bei diesen Leuten. Die Niederlassung war nämlich nur schwach, es mochten nicht mehr als fünfzig Männer da sein, und fünfzig schlechtbewaffnete Beduinen fühlen selten den Muth, zehn gutbewaffnete Europäer oder europäisch Bewaffnete anzugreifen. Wir waren freilich nur acht Bewaffnete, denn Moses und Saul führten nur Kochlöffel und Guitarre. Aber wir ergänzten unsere numerische Schwachheit durch unser martialisches Aussehen; wir acht waren bis an die Zähne bewaffnet; die zwei Hambas sahen vielleicht am Kriegerischsten aus; aber nichts glich dem männlichen, imposanten Aussehen von Hâdsch Hâmed und seinen beiden Söhnen, welche drei sehr gut mit meinen Doppelbüchsen umzugehen gelernt hatten. Bedâwy und Brâhym waren vielleicht die schwächsten Punkte in unsrer kleinen Schaar, aber an kriegerischem Aussehen gaben sie Niemand nach; Bedâwy hatte nicht weniger als vier Pistolen in seinem Gürtel stecken, dazu die alte silberbeschlagene, mit Perlmutter ausgelegte Moqôla auf der Schulter; Brâhym außer einem Revolver, welcher „Léon Roches“ (d. h. einem beliebigen Franzosen, für dessen Namen der wohlbekannte des Herrn Léon Roches herhalten muß) gehört haben sollte und demselben wahrscheinlich gestohlen war, führte noch eine Flinte, einen Jataghan und vor allen Dingen die alte kabyllische Flissa, ein Schwert von zwei Schuh Länge mit einer mächtigen hölzernen Scheide, kunstvoll geschnitz. Mit soviel Pulver und Eisen auftretend, verfehlten wir keineswegs, bei den Zeltbewohnern eine große Sensation zu erregen, die natürlich nicht angenehmer Art sein konnte.

Bei unserm Nahen liefen nicht nur Frauen und Kinder

davon, als ob der Feind in ihr Lager fiele, sondern selbst die Männer zogen sich theilweise zurück bis auf einige beherztere, welche uns erwarteten und bei unserer Ankunft nach unserm Begehre fragten. Ihre Gesichter entfinsterten sich merklich, als wir ihnen erklärten, weiter nichts zu wollen, als hier ein wenig auszuruhen und einige Lebensmittel und zwar käuflich zu erlangen. Hierauf wurden wir eingeladen, uns in dem „Zelte der Gastfreundschaft“ niederzulassen, wo sich bald ein Theil der Anfangs Entflohenen einfand und wir zuletzt von einem dichten Kreise umgeben waren. Kaffee und Tabak sind bei diesen Zeltbeduinen ungewohnte Dinge, sie trinken nur die Milch ihrer Kameele, deren sie sehr viele besitzen und welche ihren Hauptreichthum bilden. Unter diesen Wüstenrossen, deren eine ganze Heerde vor den Zelten lagerte, entdeckte ich ein phänomenales Thier, nämlich ein musikliebendes Kameel. Von musikliebenden Hunden, Pferden, Elephanten hatte ich gehört, aber ein melomanes Kameel war mir noch nicht vorgekommen. Ich hatte nämlich Saul den Arabern seine Künste als Violinspieler zeigen lassen, welche diese Zweifler weit weniger zu würdigen schienen, als das musikalische Kameel, welches jedesmal, so oft die Violine ertönte, dicht an's Zelt herankam und sogar einmal seinen Kopf hineinsteckte. Um der Sache gewiß zu sein, ließ ich unsern Apollo im Freien auf- und niedergehen und dabei immer geigen. Stets folgte das musikalische Kameel seinen Schritten. Diese Seltenheit an einem Höckerthier bestimmte mich dazu, ein Gebot dafür zu machen, aber so hoch auch das Angebot war, so gingen die Sawaßfa doch nicht darauf ein; plötzlich schienen sie das Kameel, das ihnen nun in einem ganz neuen Licht erschienen war, denn sie selbst hatten sein Musikgenie noch nicht gekannt, als ein Wunderthier anzusehen.

Nach kurzer Rast brachen wir in der Richtung von el Dschem auf, welches wir gegen Abend erreichten. Die mäch-

tige Masse des Colosseums zeigte sich schon lange vorher am Horizonte; je näher wir kamen, desto deutlicher hoben sich die graciösten Formen der Bogen hervor und endlich trat uns die ganze herrliche Baute in ihrer vollen Pracht entgegen. Der Anblick eines so imposanten und zugleich, wenigstens was seine Fagade betrifft, so wohlerhaltenen Kunstdenkmals ist dem afrikanischen Reisenden um so mehr willkommen, je mehr antike Ruinen er schon in diesem Lande aufgesucht hat, um durch den Anblick der meisten nur enttäuscht zu werden, denn wie ansehnlich auch die Zahl der erhaltenen Bauten hier noch sein mag, so ist doch die der verfallenen, der in unförmigen Trümmerhaufen den Boden bedeckenden Legion und meistens ist der Reisende, ehe er der Stelle einer antiken Stadt naht, schon im Voraus auf eine Enttäuschung gefaßt. Nur hier, in el Dschem, fand das Wort Enttäuschung bei mir nicht seine Anwendung.

Gegen diesen mächtigen Zeugen einer längstversunkenen Civilisation nehmen sich die Hütten der modernen Barbaren, welche in seinem Schatten erbaut sind, wie elende Maulwurfshügel aus, ja man bemerkt sie kaum und beachtet sie gar nicht, und ständen nicht die Einwohner von el Dschem als fanatisch und räuberisch in einem sehr schlechten Rufe, so würde man auch ihnen keine Aufmerksamkeit schenken; so wie es steht, muß man es aber thun, lediglich um vor ihnen sich in Acht zu nehmen.

Ich schlug mein Zelt unweit des leider zerstörten westlichen Eingangs zum Colosseum auf, welches ich erst am nächsten Morgen genauer besichtigen konnte.

Es gleicht in jeder Beziehung seinen beiden großen Schwesterkolossen, dem Amphitheater der Flavier in Rom und dem Veroneser. Gegen das erstere muß es natürlich die Flagge streichen. Dem Veroneser Amphitheater steht es aber an Größe nur um wenige Fuß, und an Wohlerhaltenheit seines

architektonischen Schmuckes um nichts nach. Denn nach den neuesten Messungen beträgt die Länge des Tysdraner Colosseums 489 Fuß bei 403 Fuß der größten Breite, während die des Veroneser 505 Fuß bei 405 Fuß Breite ist. Freilich haben die vielen, oft plumpen Restaurationen, die ja auch das Colosseum in Rom so häßlich entstellen, dem Veroneser seine Sige erhalten, welche jedoch in Tysdrus ebensowenig, wie in Rom selbst, geblieben sind. Aber dafür fehlt in Verona beinahe die ganze Fagade, deren Wohlerhaltenheit dem Amphitheater von Tysdrus einen so hohen Kunstwerth verleiht und jedenfalls seinen Vorzug vor dem Veroneser bedingt.

Auch vor einem dritten Schwesterkolosß, dem Amphitheater in Pola, welches von Vielen mehr als das Veroneser geschätzt wird, besitzt das Colosseum von el Dschem einen großen Vorzug, den nämlich, daß seine drei Stockwerke alle gleichhoch und mit gleichen architektonischen Verzierungen geschmückt sind, während in Pola die Stockwerke ungleich sind, das Erdgeschosß höher, als der erste Stock, dieser höher als der zweite, und nur die beiden untern Stockwerke Arcaden und Säulenschmuck, das obere jedoch nur kleine schmucklosdürftige Fenster besitzt.

Was für mich den Hauptreiz dieses Colosseums ausmachte, war, daß an ihm dasjenige fehlte, was mich so oft an seinem Schwesterkolosß in Rom gestört hatte, nämlich die plumpen, modernen Restaurationen, die abscheulichen, hohen, nagelneuen Pfeiler, mit den großen päpstlichen Wappen und den ellenlangen Inschriften, welche das Lob dieser jämmerlichen Flickereien singen und mehr Raum einnehmen, als jene Inschrift, welche der Erbauung selbst galt.

Gleich dem römischen besitzt das Colosseum von Tysdrus drei Stockwerke, deren äußere Fagade, mit Ausnahme einer ziemlich großen Lücke im Westen ringsherum wohlerhalten ist. Die Fagade zeigt drei übereinanderstehende Arcadenreihen,

über denen die mit Pilastern geschmückte hohe Brüstung gleichsam ein viertes Stockwerk bildet, mit länglichen, oben abgerundeten Fenstern, zwischen welchen lange Reihen schöner römischer Halbsäulen stehen. Ihre Ordnung entspricht nicht dem ausgebildeten Typus des sogenannten gemischten Styls, sondern ist vorwiegend noch korinthisch, nur mit geringen Modificationen, sie bildet gleichsam eine Uebergangsstufe des korinthischen zum eigentlichen gemischten Säulenstyl. Piedestale und Capitälcr in allen drei Stockwerken sind nämlich hier in einem und demselben Kunststyle, nicht wie in Rom und bei vielen ähnlichen Bauten in den verschiedenen drei Säulenordnungen, je ein Stockwerk in einer Ordnung. Hierin ist ohne Zweifel ein Vorzug zu erblicken, denn dieses Uebereinanderstellen verschiedener Säulenordnungen an einem und demselben Gebäude widerspricht gewiß der Reinheit des Styls. Jedes der drei Stockwerke besitzt eine Höhe von einigen dreißig Fuß, die des ganzen Gebäudes beträgt nahezu hundert.

Der einzige jetzt noch wohlerhaltene Eingang ist der östliche. Die Zerstörung des westlichen rührt von einem Beherrscher von Tunis aus dem vorigen Jahrhundert her, welcher verhindern wollte, daß das Colosseum Rebellen zur Festung diene, zu welchem Zwecke es, ganz ähnlich wie das Colosseum zu Rom, öfters benutzt worden war.

Die Tradition bezeichnet Mohammed Bey (um 1700) als den Urheber dieser Zerstörung. Unter seiner Regierung hatten die beständig rebellischen Stämme des Innern sich im Colosseum verschanzt und es, wie einst jene alte Berberkönigin, die Kahyna, zu ihrer Citadelle gemacht. Dennoch wurde es vom Bey erobert, welcher dann drei der Arcaden am westlichen Eingang niederreißen ließ. Aber diese Bresche ist seitdem durch die muthwillige Zerstörungslust der Araber noch sehr erweitert worden, so daß jetzt von 64 Arcaden des Amphitheatcrs beinahe ein Drittel fehlt.

Als ich durch den östlichen Eingang unter die herrlichen Arcaden trat, überschlich mich ein otempfundenes Gefühl. Wie gern und häufig war ich in Rom grade zwischen ähnlichen Arcaden gewandelt, stets diesen kühlen Gang dem Centrum des Amphitheaters vorziehend. Auch hier empfand ich wieder, daß dieser Theil eines Amphitheaters, wo man weder außen noch innen ist, und doch das Außere und Innere sieht, der lohnendste ist. Die so sehr interessante Structur eines jeden Amphitheaters läßt sich auch hier am Besten studiren. Obgleich nämlich die gewaltsame Zerstörung des Innern sich auch vielfach bis auf diese Halle erstreckt hat, so sind doch nicht alle Treppen, innern Thore und Seitengänge verschwunden oder unkenntlich gemacht. Einzelne Treppen, welche zu den verschiedenen Sitzabtheilungen (*maeniana*) führten, fand ich noch bruchstückweise erhalten, namentlich eine gegen Süden gelegene, sowie das daran gränzende Ausgangsthor (*vomitorium*). Im Innern zeigt sich freilich die Verwüstung groß, die Sitze sind alle verfallen, nur von einzelnen der obersten, welche durch die darunter stehenden Arcaden der Fassade gestützt werden, konnte ich Spuren, sowie auch die Zwischenmauer (*balteus*) entdecken, welche diese dem gemeinsten Volke angewiesenen Plätze von der nächsten *maeniana* trennte. Auch von einer über den letzten Sitzesreihen aufgebauten Loge (*logeum* oder *pulpitum*) konnte ich Spuren sehen. Solche auf der *summa maeniana* erbaute Logen dienten manchmal als Sitz für höchste Personen, vielleicht auch für Damen. Sie kommen zwar bei Amphitheatern selten vor, in Algerien sah ich jedoch ein anderes Beispiel, nämlich in Guelma (dem *Calama Numidiae*). Der Ausdruck *logeum* oder *pulpitum* findet auch nur ausnahmsweise in dieser Bedeutung seine Anwendung. Gewöhnlich versteht man bekanntlich unter *logeum* einen Platz im *proscenium* griechischer Theater.

Der Boden unter der Arena ist von gewölbten Räumen

durchzogen, wie solche in allen Amphitheatern vorhanden waren und theils zur Aufbewahrungsstätte von wilden Thieren und Verurtheilten, theils zu Wasserbehältern dienten, um von da aus das Wasser abzuleiten, wenn die Arena zu Naumachien verwandt worden war.

Ein Bürger von el Dschem, welchen meine Leute kannten und der mich zum Amphitheater begleitet hatte, führte mich zu dem Eingang dieser unterirdischen Gallerie, in welcher wir einige 20 Fuß weit vorschreiten konnten. Weiter zu gehen hinderte der schlechte Zustand des Ganges, doch zeigen sich seine Gewölbe noch unversehr erhalten, nur hat man, wie es scheint, einen großen Theil des Schuttes der zerstörten Sitzreihen hier hineingeworfen, so daß er verstopft wurde. Mein Begleiter machte sich zum Echo einer Tradition, welche ich über diesen unterirdischen Gang schon mehrfach vernommen hatte. Der Volksglaube schreibt ihm nämlich eine ganz fabelhafte Ausdehnung zu. Er soll sich von hier vier deutsche Meilen weit bis an's Meer nach Sfâqess erstrecken und so hoch und so breit sein, daß eine gedrängte Reiterschaar ihn bequem durchreiten könne, natürlich wenn er vorher vom Schutt, der jetzt das Eindringen verhindert, gesäubert wäre. Dieser Schutt befinde sich, so erzählte mein Begleiter, aber nur am Eingang, das Innere sei noch ganz frei. Der Sage nach war es die kabyllische Herrscherin Rahyna, deren Citadelle das Colosseum im siebenten Jahrhundert geworden war, welche dieses gigantische Werk hatte ausführen lassen.

Uebrigens war der Anblick, welcher dem Beschauer im Innern geboten wurde, wegen der dort herrschenden Verwüstung, ein so trübe stimmender, daß ich es bald vorzog, die Baute wieder von außen zu bewundern, von wo sie sich so unvergleichlich darbietet. Bei dieser zweiten Besichtigung der Fassade bemerkte ich eine weibliche Statue und zwei Thierornamente, welche die Außenpfeiler schmückten. Wie es scheint,

lag es ursprünglich in der Absicht der Erbauer, die ganze Fagade mit solchen Kunstwerken zu schmücken, aber sie wurde nie ausgeführt, denn an vielen Stellen sieht man die Pfeiler oben gar nicht geebnet, so daß sie zu Piedestalen hätten dienen können.

Wie das römische Colosseum, wie das Theater des Marcellus und so viele andere riesige Kunstbauten des alten Roms, so hat leider auch dieses Amphitheater im Mittelalter nur zu oft zu dem seiner Erhaltung so nachtheiligen Festungszwecke gedient, zu welchem es übrigens der damaligen Belagerungskunst gegenüber sich trefflich eignete. Seine Glanzepoche als Festung scheint es zur Zeit der zweiten arabischen Invasion im Jahre 689 gehabt zu haben. Damals versuchten die einheimischen Berberstämme einen letzten Verzweiflungskampf gegen das erobernd eindringende arabische Element. Eine großartige, halb sagenhafte, halb historische Figur taucht aus der Geschichte dieser Kämpfe auf, die eines kabyliischen Weibes, halb Prophetin oder Priesterin (daher auch Kahyna genannt), halb Heldin und Fürstin. Ein ächt kabyliischer Sittenzug ist das Vorhandensein solcher kriegerischen Prophetinnen, dem Araberthum durchaus fremd, und noch heute nicht ohne Beispiel, wie so manche enthusiastisch-patriotische Kabylin in den Kämpfen Großkabyliens gegen die Franzosen bewiesen hat. Im siebenten Jahrhundert muß aber das Schicksal in der Kahyna eine Kriegsfürstin und Prophetin von ganz ausnahmsweise hervorragenden Eigenschaften erweckt haben, denn dieses Weib hatte es verstanden, was noch keinem Mann gelungen war, die wildbarbarischen, jeder Einigung und Disciplin widerstrebenden Berberstämme unter ihrem Befehl zu einer compacten Masse zu vereinigen. Ihr eigentlicher Name soll Dâmina gewesen sein, aber unter ihrem priesterlichen Beinamen Kahyna (Priesterin) sollte sie den historischen Ruhm erringen, die Letzte in Afrika gewesen zu sein, welche es ge-

wagt hatte, den Arabern zu widerstehen. Sie lieferte deren von Hassan ben Mo'mân el Rhassânny befehligten Schaaren am Flusse Rynny eine siegreiche Schlacht und vielleicht wäre es ihr im Verein mit den Byzantinern gelungen, den arabischen Eroberungszug zu dämmen und ihn zu zwingen, eine andere Richtung einzuschlagen; aber jener ewige Fluch der kabyllischen Völker, die Uneinigkeit, hinderte sie daran. Denn nach gewonnener Schlacht verfielen diese Stämme, welche die Kahyna im Unglück zusammenzuhalten vermocht hatte, wieder in alle ihre alten Fehler; Eifersucht und Uneinigkeit ihrer Stammeshäupter machten sie ohnmächtig, und die Kahyna mußte dem Feinde weichen.

Ihre letzte Hülfe in der Noth war dieses mächtige antike Gebäude. Hier verschanzte sich die Kahyna. Wie lange sie sich darin gehalten, wissen wir nicht genau, doch scheint sie drei bis vier Jahre sich hier gegen die Araber vertheidigt zu haben. Endlich aber wurde sie von einem der Ihrigen, Namens Châlid verrathen, der sie zu einer Schlacht gegen Hassan beredete, aber mitten in derselben zum Feinde übergang, worauf die Prophetin ihr Leben heldenmüthig kämpfend endete. Ihr wird von der Sage die Herstellung jenes fabelhaften unterirdischen Ganges von el Dschem bis an's Meer zugeschrieben. Ihr Name lebte noch lange im Volksmunde fort, denn im Mittelalter erscheint das Colosseum unter keiner andern Bezeichnung als der des Dagr el Kahyna (Schloß oder Festung der Kahyna).

Je prächtiger dieser Ueberrest des Alterthumes, desto auffallender muß es uns sein, daß wir nichts, gar nichts von seinem Erbauer wissen, in Bezug auf welchen man auch keine einzige Inschrift entdecken kann. Selbst die Zeit der Erbauung kann man nur annähernd aus einzelnen architektonischen Indicien bestimmen. Die größte Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß dieses Amphitheater Ende des zweiten

oder in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts erbaut wurde. Shav (travels in Barbary I, 222) möchte die Erbauung dem Kaiser Gordian I. (237) zuschreiben, welcher in Tysdrus von seinen Soldaten zum Imperator ausgerufen wurde. Aber, da dieser Kaiser den Purpur nur anderthalb Monate trug, so ist es sehr unwahrscheinlich, daß er diese kurze Zeit, in welcher er genug mit dem Bekämpfen von Gegenkaisern zu thun hatte, auch noch mit Abfassung von Bauplänen ausgefüllt und geradezu unmöglich, daß er den Plan noch selbst ausgeführt habe.

Von der Stadt Tysdrus selbst haben wir nur äußerst dürftige Nachrichten. Eine Bedeutung scheint sie erst in der Kaiserzeit erlangt zu haben, denn zu Cäsars Zeit war sie in so elendem Zustande, daß dieser ihren Bewohnern, welche auf Pompejus' Seite gestanden hatten, die Strafe für solche Feindseligkeit ausdrücklich „wegen der Armseligkeit ihrer Stadt“ (propter humilitatem civitatis) erließ. Am Meisten wird sie in diesem Kriege der Pompejaner gegen Cäsar genannt (Caesar Bell. African. c. 36—86). Sie hielt zur republikanischen Partei bis nach der Schlacht bei Thapsus, als Enejus Domitius in Cäsars Namen von ihr Besitz ergriff. Vor jener Eroberung scheint die Stadt der Schauplatz der Gewaltthätigkeiten einer ungezügelter Soldateska gewesen zu sein, welche den Bürgern viele Leiden verursachte. Unter jenen waren auch viele Gladiatoren, welche Considius, Scipios' Unterfeldherr, hier vereinigt hatte.

Erwähnt wird Tysdrus mit unbedeutenden Modificationen in der Schreibart des Namens fast von allen alten Geographen. Plinius (V, 4) nennt es oppidum Tusdritanum und zwar führt er es unter den 30 freien Städten der Proconsularis an. Diese oppida libera standen aber im Rang unter den 15 oppida civium Romanorum und diese wieder unter den Coloniae. Tysdrus war also zu Plinius' Zeit eine Stadt nur dritten

Ranges. Zur Zeit der Antonine hatte sie sich zum Rang einer Colonia erhoben, denn im Itinerar heißt es Tusdrus Colonia, in der Peutinger'schen Tafel Thisdrus (fälschlich Thisurus) Colonia. Bei Ptolemäos wird der Name Thysdrus, bei Hirtius Tisdra geschrieben. Noch ärger wurde dieser Name in der christlichsten Periode entstellt. Da erscheint es gar als Episcopatus Turditanus, wonach sich der damals geläufige Name als Turdus (wohl aus Tusdrus entstanden) ergeben würde. In der Kirchengeschichte nimmt der Ort eine nicht unbedeutende Stelle ein. Hier wurde im Jahre 417 ein Concilium gehalten. Im Jahre 383 erschien sein Bischof Heliadius auf dem Concil der Maximianisten zu Sabarsuffum, welche den donatistischen Bischof Primianus von Karthago ächtete. Navigius und Honoratus werden 411 als katholische und donatistische Bischöfe genannt. Noch so spät als das Jahr 641 wird Venerius als Episcopus Sanctae ecclesiae Turdithanae erwähnt.

Bei den Beweisen über die Identität von el Dschem mit Thysdrus nach den Entfernungsangaben der Itinerare braucht man sich nicht deshalb aufzuhalten, weil dieselbe durch hier gefundene Inschriften dargethan ist. Im kleinen Museum auf dem Ludwigshügel in Karthago befindet sich nämlich eine sehr gut erhaltene Inschrift, deren Fundort verbürgt ist, in welcher zweimal der Name Thysdrus (mit th wie bei Ptolemäos) vorkommt; das erste Mal in dieser Form, das zweite Mal als Thysdritana Colonia. Die Stadt wird darin als unter der Schutzgottheit des Mercur stehend bezeichnet. In der That kann sie nur dem Handel jenen auffallenden Blüthezustand verdankt haben, welcher solche Kunstbauten, wie das Colosseum, in's Leben rief. Ihre höchste Glanzepoche muß sie zur Zeit des ersten Gordian (237) besessen haben, da ebensowohl die Bürger von Thysdrus, wie die hier befindlichen Legionen den guten alten Gordian zur

Annahme des Purpurs zwingen, denn eine unbedeutende Stadt hätte wohl schwerlich eine solche Rolle spielen können. Freilich erwiesen sie dem Kaiser damit einen schlechten Dienst, denn diesem war die Krone so lästig, daß er sich nach sechzig Tagen durch Selbstmord ihren Verpflichtungen entzog.

---

## Vierzehntes Capitel.

### 'Ayn baydhâ, Dschilma.

Rückkehr zum Lager der S Sawâssa. — Einförmige Ebene. — Die Wohnungen der Nomaden. — Die antiken Mapasia oder Magasia. — 'Ayn baydhâ. — Das antike Aquae Regiae. — Vergleich der alten Stationentafeln. — Pflanzenwuchs der Steppenlandschaft. — Eine wasserreichere Gegend. — Niederlassung des Dschelassstammes. — Der Stamm der Sârâschysch. — Räubereien desselben. — Hâdsch Hâmeds Gefangenschaft unter ihnen. — Bedenken in Bezug auf ihr Verhalten. — Ankunft in Dschilma. — Das antike Rilmia oder oppidum Chilmanense. — Hâmeds Ausöhnung mit den Sârâschysch.

Einigen Tag der Ruhe und des archäologischen Genusses hatte ich mir bei dem herrlichen Colosseum von Tysdrus gegönnt. Der folgende Tag, der 16. März, sollte mich wieder nach el 'Ahyûn zurückführen. Wieder kamen wir zu derselben Niederlassung der S Sawâssa-Beduinen, welche das erste Mal so viel Furcht vor unsrer kleinen, aber wohlbewaffneten Karawane gezeigt hatten, die uns aber jetzt als alte Bekannte begrüßten. Saul mußte abermals sein Violinspiel zum Besten geben und abermals wurde der Musiksinn des melodieliebenden Wüstenschiffes erprobt. Von el 'Ahyûn (die Quellen) ging dann am Morgen des siebzehnten März unser Weg in direct westlicher Richtung nach einem andern, seinen Namen von einer Quelle herleitenden Orte, nämlich nach 'Ayn baydhâ, gewöhnlich bydhâ ausgesprochen (der weißen Quelle).

Die Gegend bildete Anfangs noch eine Fortsetzung der einförmigen Ebene von Dayruân, dann wurde das Terrain hügeliger und gegen Abend befanden wir uns bereits mitten zwischen Gebirgsausläufern. Dieses Gebiet gehörte wieder

dem Stamme der Dscheläss, welchen wir auf unserm Wege von Dayruân nach el 'Ahûn angetroffen hatten. Auch diese Leute schienen die Fremden, besonders ungläubige Fremde, durchaus nicht zu lieben; da sie aber wegen ihres Ungehorsams in neuester Zeit von der Regierung mehrmals mit schweren Geldstrafen heimgesucht worden waren, und folglich allen Grund besaßen, derselben keine Ursache zu neuen Bestrafungen zu geben, so mußten sie auch gegen mich, der ich mich des Schutzes ihrer Regierung erfreute, wie die mir zur Escorte dienenden Hamba's bewiesen, eine gewisse Höflichkeit und Willfährigkeit zeigen. In der That konnte ich mich nicht über ihr Benehmen beklagen; sie fanden sich sogar bewogen mir Gastfreundschaft anzutragen, deren ich jedoch glücklicherweise nicht bedurfte, da mein europäisches Reisezelt mir ungleich mehr Bequemlichkeit bot, als die aus Rinderhäuten gebildeten niedrigen Zelte oder Reiserhütten dieser Beduinen, bei deren Anblick mir immer Sallust's treffende Beschreibung einfiel, welcher sie zu schildern scheint, wenn er von den Hütten der damaligen Numidier sagt: „Bis auf den heutigen Tag sind die Wohnungen des numidischen Volkes, die sogenannten Mapalia (Hütten, Gurbi's, auch Zelte) länglich, mit gekrümmten Dachseiten gedeckt, den Schiffskielen an Form vergleichbar“ (de bello Jugurth. 18). Sallust wollte wohl durch die Worte „bis auf den heutigen Tag“ seinem Erstaunen Ausdruck geben darüber, daß die römische Civilisation noch nicht vermocht hatte, die Numidier zum Aufgeben der barbarischen Sitte des Wohnens in elenden Zelten oder Reiserhütten zu bringen. Aber fünfhundert Jahre nach Sallust giebt ein anderer Schriftsteller, der Byzantiner Prokopios von Cäsarea, eine ganz ähnliche Beschreibung des Wohnens und Lebens dieser für alle Civilisation unzugänglichen Menschen. „Die Mauren“, sagt Prokopios, „führen das härteste Leben. Sie schlafen auf dem nackten Boden, nur die Reichen betten sich

auf Thierfellen. Sie wohnen in ärmlichen offenstehenden Hütten“ (Procopios de bello Vandalico II). Was würden wohl diese beiden Schriftsteller des Alterthums sagen, wenn es ihnen gegeben wäre, zu sehen, daß mehr als ein Jahrtausend nichts an den Sitten dieser Völker geändert hat?

Aber nicht bloß in ihren äußern Lebensverhältnissen sind diese Völker unverändert geblieben. Ihre wetterwendische Gemüthsart, ihre Hinterlist, ihre sklavische Fügsamkeit der Macht des Stärkeren gegenüber und ihr ewig wieder auflosender rebellischer Sinn, sowie der frühere Herrscher einen Augenblick aufhört, gefürchtet zu sein, das Alles ist heutzutage noch gerade so, wie zur Zeit der Rebellionen des Tacfarinas (Tacitus), des Firmus und Gildon (Claudius Claudianus) und der Eroberung des Vandalenreiches durch Belisar. Wenn man in Prokopios die Unterwerfung der numidischen Stämme unter Belisar liest, so glaubt man eine Beschreibung davon zu lesen, wie in unsern Tagen die algierischen oder tunisischen Stämme die einen von den Franzosen den Amân (Friedensbündniß) erbitten, die andern, wie sie nach einer ihrer zahllosen Empörungen sich wieder dem Bey von Tunis gegenüber zu Unterthanenschaft und Steuerzahlung verpflichten. Auch der Umstand, daß der Gehorsam der französischen Regierung gegenüber ein viel pünktlicherer ist, als der, welchen die stammverwandten Stämme der Tuniser Behörde zeigen, ist so recht bezeichnend für ihren, nur der Furcht zugänglichen politischen Sinn, denn Tunis sieht sich seiner Schwäche wegen gezwungen, oft in solchen Fällen zu unterhandeln, in denen Frankreich nur zu befehlen pflegt. Keine der seit achtzehnhundert Jahren im Besiz Nordafrika's sich folgenden Nationen, weder Römer, Vandalen, Byzantiner, Araber, noch Türken, hat es vermocht, diesen Stämmen die Idee beizubringen, als gehörten sie zu einem Staate, als sei ihr Interesse im Grunde genommen doch das der civilisirten menschlichen Gesellschaft.

Nein, noch heutzutage, wie zur Römerzeit, gehören sie nur gezwungener Weise zum Staate. Der Umstand, daß sie in Religion und zum größeren Theile auch in der Sprache sich arabisirt haben, macht keineswegs, daß sie einem moslimischen und arabisch redenden Herrscher williger gehorchen. Die Mamluken von Tunis sind ihnen ebensogut Fremde, wie die Franzosen in Algier. Darauf brauche ich hier nicht zurückzukommen, daß die überwiegende Mehrzahl der Tuniser, ebenso wie der Algierer-Stämme, welche man jetzt „Araber“ zu nennen pflegt, nicht arabischen, sondern einheimischen, numidischen oder, wie man sie nun bezeichnet, berberischen Ursprungs ist, obgleich nur eine Minderzahl, die Kabylern, die einheimische Sprache bewahrt hat.

Von dieser abschweifenden politischen Bemerkung auf die Wohnungen der Beduinen zurückkommend, muß ich der zwiefachen Art derselben gedenken. Denn fast in jedem Lager findet man die bekannten, niedrigen, mit schwarzen Fellen oder alten Segeltüchern bedeckten arabischen Zelte neben den gedrückten, durchaus der Beschreibung Sallust's entsprechenden ursprünglich numidischen Reiserhütten, welche die Beduinen Gurbi, in der Pluralform Geräba nennen, und welche wohl die eigentlichen Mapalia (nach Einigen durch Versetzung des p an Stelle des g vom phöniciſchen Wort גרמ, Wohnung, oder von גרמ, Wagenburg, abzuleiten) sein dürften. Uebrigens werden dieselben, oder wenigstens sehr ähnliche Hüttenbauten, von den alten Schriftstellern auch Magalia (worin das g des phöniciſchen Magul גרמ also unverändert ist) genannt. Unter dieser Form kommen sie bei Hieronymus (in prol. Amos) und bei Servius (ad Virg. Aen. I. 421) vor. Die Form Mapalia dagegen findet sich außer bei Sallust auch bei Silius Italicus (XVII, 89), Pomponius Mela (I, 8, 23), bei Tacitus (Annales IV, 25), bei Livius (XXIX, 31). Eine noch genauere Beschreibung, als Sallust, giebt von ihnen

Sulpicius Severus (Dialog. I, 3, 3), welcher uns aus dem 4ten Jahrhundert aus eigener Anschauung ein *Mapalium* schildert.

„Ich sah“, so berichtet dieser Autor, „auf dem Sande eine kleine Hütte, deren Dach, wie Sallust schon mit Recht von ähnlichen Wohnungen bemerkte, einem Schiffskiel gleich und sich sehr wenig über den Boden erhob. Die Wände waren von einer gewissen, doch nicht hinreichenden Festigkeit. Da nun dieß ein Land der Stürme ist, so kann man sicher sein, eher in einer solchen Wohnung auf dem Lande, als in irgend einem Schiffe auf dem Meer Schiffbruch zu leiden.“

Zur Wahrheit dieser Worte lieferte mir ein bei Tunis in einem Gurbi (Reiserhütte) wohnender Araber einen schlagenden Beweis, indem dieser sein *Mapalium* jedesmal zu verlassen pflegte, so oft das Wetter Sturm drohte, damit es nicht über seinem Kopfe zusammenbreche.

Auch in dieser Niederlassung des Dschelâsstammes befand sich eine gewisse Anzahl solcher *Gerâba* (Reiserhütten), deren Inneres, obgleich ich zum Genuß einer kleinen Mahlzeit in eines derselben eingeladen wurde, durchaus nichts Verlockendes für mich besaß, da ich aus Erfahrung wußte, daß es keine besseren Treibhäuser für jede Art von ekelhaftem und lästigem Ungeziefer gebe, als diese antiken *Mapalia*. In welchem Grade dieses auch hier der Fall war, bewies mir ein Mann dieses Stammes, welcher, als im Gespräche unter Anderm auch auf die *Gerâba* die Rede kam, erzählte, daß er nie in einem derselben, sondern stets im Freien zu schlafen pflege. Nach dem Grunde befragt, erklärte er, es geschehe „*Machâter el borghuth*“, d. h. der Flöhe wegen, und die Araber können sich doch in dieser Beziehung einer höchst abgehärteten Haut rühmen.

Zimmer im Gebiete desselben Stammes weiterreitend, erreichten wir gegen Abend *Ayn baydhâ* (die weiße Quelle)

welches auch den Namen el Ahwâr (gewöhnlich in Ahuarib verunstaltet) führt. Der Name Ahwâr bedeutet „die Teiche“ und paßt also ebensogut wie „die weiße Quelle“ auf diese Lage. In der Nähe befindet sich der Handschyr Ahuarib, ein Haufen antiker Ruinen. Da die „weiße Quelle“ ihrem Namen durch ihren Wasserreichtum Ehre macht und sich die besagten Ruinen in ihrer Nähe befinden, so ist man auf den Gedanken verfallen, es könne hier zur Römerzeit ein Badeort gewesen sein. In dieser Gegend nennen uns die Itinerare nur einen einzigen Badeort, nämlich Aquae Regiae, dessen Entfernungsangaben von denjenigen Römerstationen, deren Identification feststeht, für 'Ayn baydhâ ungefähr passend befunden werden dürften. Die Aquae Regiae lagen nämlich 35 Milliarier vom Vicus Augusti, welcher doch wohl in Dayruân's Nähe gesucht werden muß; nun ist diese Stadt zwar nur etwa 24 Milliarier von 'Ayn baydhâ entfernt, da aber das Terrain bergig ist, so erscheinen 11 Milliarier, als Umweg gerechnet, nicht zu viel. In der Richtung von Sufetula stimmen die Angaben beinahe auf ein Milliarium mit der Wirklichkeit überein. In derjenigen von Sufes erscheint allerdings die Entfernung von 43 Milliarier etwas zu klein, da 'Ayn baydhâ in directer Linie etwa 55 Milliarier von Sabyba, in dem man unfehlbar Sufes erkannt hat, absteht. Diese übrigens ganz vereinzelt dastehende Angabe (während diejenige der Entfernung von Sufetula nach Aquae Regiae 4—5 mal wiederholt wird) dürfte jedoch weniger Berücksichtigung verdienen, um so mehr da auch die Angaben der Peutinger'schen Tafel hier übereinstimmen. Dieselbe giebt uns eine Route von Aquae Regiae nach Assurae, die sie auf etwa 80 Milliarier berechnet, grade  $\frac{1}{4}$  mehr, als die wirkliche Entfernung. Aber dieses Mehr dient uns hier zur besten Bestätigung, da wir in diesem sehr bergigen District unmöglich einen geringeren Umweg der Straße annehmen können, als

das besagte Siebentel. In der Entfernungsangabe zwischen Tysdrus und Aquae Regiae variiren das Itinerar und die Peutinger'sche Tafel, ersteres giebt 56, letztere nur 44 Milliarien an und zwar ist bei beiden die Straße etwa dieselbe, da sie das von beiden genannte Eliae oder Aeliae einschließt. Hier müssen wir jedoch einen Irrthum der Peutinger'schen Tafel annehmen (dieselbe begeht auch noch den Fehler, die Entfernung zwischen Aeliae und ihrem Thesurus d. h. Tysdrus nicht zu nennen, welche wir also aus dem Itinerar ergänzen mußten), denn 44 Milliarien ist offenbar zu wenig, wohingegen die Angabe des Itinerars sehr gut übereinstimmt und nur einen ganz kurzen Umweg voraussetzt, ein Umstand, der leicht erklärlich, da in dieser Gegend der Weg meist durch Ebenen ging.

Die Ruinen, welche ich hier erblicken konnte, schienen mir nicht aus der Glanzzeit Roms, sondern von späteren, etwa byzantinischen und architektonisch unbedeutenden Bauten herzustammen, auch kann ich nicht sagen, daß ich in ihnen Anzeichen entdeckt hätte, welche ihre Bestimmung auf die von Badegebäuden zurückzuführen berechtigte. Unbedeutend durch ihre Massenhaftigkeit erscheinen sie allerdings nicht, denn die Trümmer bedecken eine Fläche von namhafter Ausdehnung. Inmitten dieses Chaos zusammengewürfelter Baureste vermochte ich nur ein einziges Gebäude mit einiger Wahrscheinlichkeit zu erkennen, nämlich ein kleines, ohne Zweifel römisches Haus, welches nach den vielen Zimmertheilungsfundamenten zu schließen aus lauter ganz kleinen Stuben bestanden haben muß. Nie hatte ich noch in so kleinem Raum so viele Zimmer zusammengequetscht gesehen.

Auch dieser römische Badeort war in der christlichen Periode ein Bisthum, dessen Bischöfe Maximianus (ohne donatistischen Gegner erklärte er in patria mea non habeo alium episcopum) und Liberatus auf den karthagischen Concilen von

411 und 484 erschienen. Auch durch das Martyrium zweier Brüder, welches Victor Vitensis beschreibt ohne deren Namen zu nennen, hatte die Dertlichkeit kirchengeschichtliche Bedeutung.

Das moderne Dertchen 'Ayn baydhâ ist kein gemauertes Dorf, sondern nur eine Zelt- und Hütten-Niederlassung der Dschelâss-Beduinen. Seine Lage zeigt sich übrigens reizend, nur auf einer Seite der Ebene zugekehrt, ist es auf allen andern Seiten von ansehnlichen Bergen umgeben. Es liegt unmittelbar am Dschebel Marhylâ, der von Sträuchern und aromatischen Kräutern dicht bewachsen erscheint. Im Norden erhebt sich der mit Mineralquellen gesegnete Dschebel Trus'sa (gewöhnlich Truza ausgesprochen), zum großen Theil aus nackten Felsenmassen bestehend, während in Nordost der Dschebel tujl (der hohe Berg) seinen stolzen Gipfel in die Lüfte trägt und im Südost die charakteristische Form des Dschebel bu qobrâyn (d. h. der Berg der zwei Gräber, hier wohl bildlich für zwei rundliche Schwestergipfel) sichtbar wird.

Als wir am Morgen des 18. März die „weiße Quelle“ verließen, lag unsere Wegesrichtung beinahe direct südlich mit einer kleinen Abschweifung nach Westen. Der Weg schien mir mit demjenigen beinahe identisch, welchen das Itinerarium Antonini Augusti von Aquae Regiae nach Masclianae angiebt. Auch die Entfernungsangabe zwischen beiden Orten (wenn nämlich das heutige Dschilma, das Kilma des Ptolemäos, wie ich zu vermuthen versucht bin, mit Masclianae identisch ist) schien mir so ziemlich zu passen. Dieselbe wird als 18 Milliarier betragend angegeben und unser heutiger Weg sollte auch nicht viel mehr sei. Ptolemäos, welcher Aquae Regiae nicht nennt, der aber ungefähr an derselben Stelle einen Ort Namens Leae erwähnt (dessen Name übrigens eine auffallende Aehnlichkeit mit dem unweit Aquae Regiae gelegenen Eliae oder Meliae zeigt) giebt die Richtung von da nach Kilma auch südsüdwestlich an, wie

diejenige von 'Ayn baydhâ nach Dschilma wirklich ist. Die Entfernung, welche er zwischen beiden Orten angiebt, beträgt etwas mehr als einen Breitengrad, während sie in Wirklichkeit nicht einmal einen halben ausmacht. Dieß entspricht übrigens ziemlich genau der Reduction auf die Hälfte, welche wir mit den Breitengraden des Alexandriners, ebensogut wie mit seinen Längengraden, in diesem Theil von Afrika vornehmen müssen, um annähernd richtige Schlüsse aus diesen Angaben zu ziehen. Ptolemäos nimmt nämlich für Africa propria zusammen mit dem Theil von Numidien, welcher östlich von Tabraka und Theveste liegt, also für die heutige Regentschaft Tunis, eine geographische Breite von nicht weniger als sechs Graden an, während sie in Wirklichkeit sich nur durch drei Breitengrade hinzieht. Von seiner ebenfalls übertriebenen Angabe der geographischen Länge ist schon oben hinlänglich gesprochen worden. Zwischen seinem Leae und Kilma giebt er einen sonst völlig unbekanntem Ort, Namens Kerbika, an.

Die Vegetation, welche wir in diesem durch mannigfache landschaftliche Schönheiten geschmückten Hügellande antrafen, begann sich schon derjenigen der afrikanischen Hochebenen und Steppen in merklichem Grade zu nähern. Was diese Pflanzenwelt originell erscheinen läßt und vor Allem charakterisirt, ist das Vorherrschende von namentlich zwei Steppengräsern, dem Galfa (*Stipa* oder *Marochlea tenacissima*), welches mit seinen dichtwachsenden, ganz wie große Borsten steif in die Höhe stehenden Halmen namhaft große Flächen bedeckt, und der weißliche Beifuß (*Artemisia herba alba*), dessen sehr helle, weißliche Blätter als ein vorzügliches Kameelfutter von den Beduinen geschätzt werden. Auch eine andere Species des Beifuß, welche die Araber Schy nennen, und deren botanischer Name, *Artemisia judaica*, Palästina als Heimath verräth und eine Einführung von Seiten der Phönicier vermuthen lassen könnte, wächst hier in ziemlich ansehnlicher Menge.

Vor den Ausläufern des Dschebel Ahwârib, an dessen Fuße Ayn baydhâ liegt, hinabgestiegen, befanden wir uns Anfangs in einer öden Steppe, welche sich von diesem Berge bis zu dem Dschebel Tuyla hinzog. Letzterer Berg, obgleich sein Name „der hohe“ bedeutet, war doch nicht der höchste, welcher die heute durchreiste Landschaft beherrschte. Dieß war vielmehr der dreitausend Fuß hohe Dschebel Truf'sa oder Truza (in dem man den Turza des Ptolemäus erkennen will), eine im Nordwest lauernde charakteristische Gebirgsmasse, die mit ihren scharf markirten Linien der Landschaft einen höchst eigenthümlichen Hintergrund gewährte. Dieser Berg soll überreich an Quellen sein, worunter auch thermisch mineralische. Wir konnten aus der Ferne nur das Resultat dieses Wasserreichtums unterscheiden, daß nämlich die Gegend am Fuße des Truza ungleich frischer und grünender aussah, als die Galfastepppe, in welcher wir uns selbst befanden.

Mittag machten wir in einer kleinen Niederlassung des Dschelâsstammes am Fuße des Dschebel Tuyla, wo eine reine sprudelnde Quelle den Arabern Lebensfreude und der Gegend, wenigstens dicht um sie herum, grünende Vegetation schenkte. Diese Leute schienen sehr arm zu sein und waren in nicht geringer Angst, als sie unsre Hamba (berittene Polizeisoldaten) erblickten, da sie wohl aus Erfahrung wußten, wie tyrannisch solche Soldatesca sich armen Bauern gegenüber zu benehmen, wie sie namentlich alle möglichen Lebensmittel, viel mehr oft als ihren Bedarf, zu erpressen pflegt. Auch ich hätte vermöge des Regierungsbefehls, den ich bei mir trug, selbst von diesen armen Teufeln unentgeltlich Proviant verlangen können. Da ich mir aber zum Grundsatz gemacht hatte, auf meine eignen Kosten zu leben und nicht als Schützling einer despotischen Regierung Preis zu schinden, wie es leider die meisten Reisenden thun, so ließ ich auch hier von Bedâwy und Moses Lebensmittel einkaufen. Die armen Dschelâß schienen aus den

Wolken zu fallen vor Erstaunen, als sie das Unglaubliche vernahmen, daß ein Kумы, der doch auf Regierungsbefehl das Beste ihrer Bodenerzeugnisse und ihres Viehes fordern konnte, statt Proviant zu erpressen, ihn noch zahlen wolle. Diese meine durchaus keines besondern Preises würdige, sondern sowohl in meinem eignen Interesse, als aus Menschlichkeit angenommene Gewohnheit, die Lebensmittel zu bezahlen, schien die armen Menschen, denen etwas Aehnliches in diesem Lande der Ungerechtigkeit noch nie vorgekommen war, mit einer Art von abergläubischer Ehrfurcht vor mir zu erfüllen. Sie fragten meine Leute, ob ich denn wirklich niemals Lebensmittel umsonst verlange, und als sie meine Handlungsweise bestätigt erhielten, riefen Mehrere: „Er ist entweder verrückt oder ein Heiliger“, zwei Prädicate, welche nach arabischen Begriffen oft gleichbedeutend und immer gleich ehrenvoll sind.

Von diesen meinen unverhofften Bewunderern trennten wir uns gegen 2 Uhr Nachmittags, um nun auf einer noch wilberen Hochebene hinzureiten. Gegen 4 Uhr befanden wir uns am Fuße einer langgedehnten, aber nicht sehr hohen Gebirgsmasse, des 2000 Fuß hohen Dschebel Hâdschib el 'Ahyûn.

Wir kamen nun aus dem Gebiete der Dschelâss in das der Farâschysch-Beduinen, Leute, welche womöglich in noch schlechterem Rufe stehen, als ihre nördlichen Nachbarn, die Dschelâss und ihre östlichen, die Ssawâssa. Ich fragte meine Leute, ob einer von ihnen von diesem Stamme etwas wisse. Von Bedâwy und Brâhym, eingefleischten Städtern, war natürlich auch nicht die geringste Auskunft zu erwarten, da ein Stadtaraber so wenig Interesse für die Landschaft und ihre Bewohner hegt, daß, hätte er selbst das Land von Ost bis West, von Nord bis Süd hundertmal durchzogen, es ihm das hundertunderste Mal noch eben so neu sein würde, als hätte er es nie gesehen. Anders war dieß jedoch mit Hâdsch Hâmed, meinem Maulthiertreiber.

„Ob ich die Faräschyfch kenne!“ erwiderte Hadsch Hamed auf meine Fragen; „es sind die räuberischsten Kerle, die ich jemals in dem Beylöh von Tunis gesehen habe, und das will gewiß viel heißen. Vor dreißig Jahren war ich einmal einen ganzen Monat lang ihr Gefangener und wäre nicht das Mitleid einer Frau gewesen, so läge ich heute unter der Erde. Doch Allah bewahre mich vor Kezerei! Alles ist voraus berechnet, das Mitleid jener Frau war ebensogut vorausberechnet, wie der Umstand, daß ich einen ganzen Monat lang heißes Wasser trinken mußte.“

„Du mußttest so lange heißes Wasser trinken, Hadsch? Was sollte denn dabei bezweckt werden?“ fiel ich ein.

„Kennen Sie denn nicht“, so sprach der Alte, „wenigstens gerüchtweise die verkehrte Meinung, welche diese Raubstämme von den meisten Reisenden in Betreff auf die Art und Weise, wie sie ihr Geld verstecken, hegen? Sie glauben nämlich, daß dieselben jedesmal, so oft sie in Gefahr stehen, Räubern in die Hände zu fallen, ihr Geld verschlucken. Natürlich geht das nur mit den kleinen Goldstücken, mit dem kleinen Silber lohnt es sich nicht der Mühe, und die großen Mahbübs (Thaler) würde wohl Niemand herunterbringen. In der That soll es auch wohl einige Male vorgekommen sein, daß ängstliche Reisende dieses eigenthümliche Versteck für ihr Geld gewählt haben, aber nicht nur ist es ihnen selbst höchst schlecht bekommen, sondern sie sollten auch ihre Nachfolger dadurch in eine äußerst peinliche und kritische Lage versetzen. Im Anfang, nach der ersten Entdeckung, welche die Räuber von dieser Verheimlichungsweise des Goldes gemacht hatten, pflegten sie allen Fremden, welche in ihre Hände fielen, unbarmherzig den Leib aufzuschlizen. Aber da unter hunderten oft nicht einer war, welcher wirklich die gesuchten Goldstücke im Bauch hatte, so gingen sie zuletzt von der allgemeinen Anwendung

dieser energischen Untersuchungsweise ab und beschränkten sie auf diejenigen, welche sie für wirkliche Goldmägen hielten."

„Goldmägen“, fiel ich abermals ein, „das ist ja ein ganz neues Wort, das ich bis jetzt noch von keinem Araber gehört habe.“

„Es ist“, so fuhr der Hadsch fort, „auch sonst nirgends gebräuchlich, als eben bei diesen Farâschysch, in deren Gebiet wir jetzt kommen. Sie haben es erfunden, um damit solche zu bezeichnen, welche nach ihrer Ansicht mit großer Wahrscheinlichkeit Gold verschluckt haben möchten. Nach ihrem Dafürhalten gehören zu den Goldmägen einmal alle Juden, da diese eine so große Geldliebe hegen, daß sie das kostbare Metall, wie wir Araber zu sagen pflegen, am Liebsten zwischen ihrer Seele und ihrem Körper d. h., in ihren Eingeweiden verbergend, unterbringen. Ferner sind Goldmägen alle diejenigen Europäer, in deren Börse man beim Ausrauben nicht wenigstens tausend Goldstücke findet, denn nach Ansicht der Farâschysch reißt ein Europäer nie ohne tausend Goldstücke im Beutel. Was dem Geldbeutel eines solchen nun an den tausend Goldstücken fehlt, das gilt für verschluckt: allerdings ein etwas seltsamer Schluß, denn ich, der ich viel mit Europäern zusammenkam, weiß, daß sie ihr Geld viel häufiger in Wechseln, als in Baarem, bei sich führen, und daß oft einer nicht hundert Goldstücke im Beutel trägt. Ein solcher müßte nun nach diesen Farâschysch so viel verschluckt haben, als kein menschlicher Magen zu halten im Stande ist. An den Moslims freilich stellen die Räuber ihre Ansprüche lange nicht so hoch. Unter diesen giebt es nur wenige Goldmägen, nur einzelne reiche Kaufleute aus Tunis oder andern Küstenstädten, wenn ihr Beutel beim Ausrauben auffallend leer gefunden wird. Kurz, Goldmägen sind im Allgemeinen alle die, welche einem Stande angehören, bei dem man Geld zu sehen

gewohnt ist und die mit auffallend wenig Reisegeld für diesen ihren Stand versehen gefunden werden.“

„Aber dich“, wandte ich ein, „hat man doch gewiß nicht für einen Goldmagen gehalten?“

„Nein“, erwiderte Hâmed, „darum ließ man meinen Leib auch unaufgeschlitzt, aber man gab mir dafür einen Monat lang heißes Wasser zu trinken.“

„Aber um's Himmelswillen, zu welchem Zweck denn?“ frug ich.

„Als Medicin“, antwortete der Maulthiertreiber, „denn wenn die Farâschysch zur Zeit, als ich in ihre Hände fiel, auch nur selten mehr Bäume mit dem Messer untersuchten, so thaten sie dieß doch auf arzneilichem Wege, indem sie alle Reisende, deren sie sich bemächtigten, jeden Morgen nüchtern ein bittres Salz und am ganzen Tage dann enorme Massen heißen Wassers zur Beförderung der arzneilichen Wirkung schlucken ließen. Ich habe einen vollen Monat lang diese schreckliche Kur durchmachen müssen, während welcher Zeit mir die Farâschysch gar nichts zu essen gaben.“

„Und wie bist Du nicht verhungert?“ lautete meine abermalige Frage.

„Daß ich nicht verhungert bin“, wurde mir geantwortet, „verdanke ich lediglich der Vorsehung, welche einem arabischen Weibe dieses Stammes eine Neigung zu mir einflößte. Es konnte auch wirklich nur ein Gotteswunder sein, welches ihr diese Liebe eingab, denn mein Außeres war so hinfällig in Folge der langen Salz- und Heißwasser-Kur, daß ich nur noch ein wandelnder Schatten war. Aber was wollen Sie! So sind die Wege der Vorsehung! Die schöne kleine Sayda liebte diesen Schatten und brachte mir täglich im Geheimen etwas zu essen. Sie war mir auch zu meiner Flucht behülfflich, indem sie mir Frauentracht verschaffte und selbst mir den Weg zeigte.“

„Und wo trennte sich Sayda von Dir?“ wünschte ich zu wissen.

„Sie trennte sich niemals von mir“, sagte beinahe triumphirend der einstige Gefangene der Farâschysch, „sie ging mit mir nach meiner Heimath, wurde meine Frau und Sayd und Myh dort sind ihre und meine Söhne.“

Dieses unerwartete Ende der Erzählung, beinahe ein Liebesroman, zeigte mir von Neuem, wie frei von vielen lächerlichen Vorurtheilen seiner Landsleute der wackere alte Mann doch eigentlich war, denn solche Enthüllungen über Geliebte und Frau, sei die Geschichte auch noch so alt, macht so leicht kein Moslim. War aber der letztere Theil seiner Geschichte hochromantisch, so machte mir der erstere wegen seines allzu prosaischen und dazu so sehr auf unsre gegenwärtige Lage bezüglichen Inhalts ernstlich unangenehme Gedanken. Wenn diese Farâschysch sich im Laufe der letzten dreißig Jahre nicht sehr zu ihrem Vortheil verändert hatten, so lief auch ich die größte Gefahr, unter die Kategorie der sogenannten Goldmägen zu fallen, denn ich war natürlich weit davon entfernt, die normalmäßigen tausend Goldstücke im Beutel zu führen, mußte also nach ihrer Ansicht für einen Verschlucker einer ganz ungeheuren Summe gelten. Halb im Scherz theilte ich dem alten Maulthiertreiber mit, welch' gerechte Furcht ich zu hegen berechtigt wäre, wenn die Umstände seiner Erzählung noch jetzt Begründung hätten. Der Alte nahm meine Bemerkung zwar keineswegs scherzhaft auf, aber er suchte mir doch jede Furcht zu benehmen, und dazu standen ihm sehr gute Gründe zu Gebot.

„Ich würde“, so sprach er, „niemals darauf eingegangen sein, Sie in's Gebiet dieses räuberischen Volkes zu begleiten, wenn ich nicht ein Mittel besessen hätte, mir und dadurch auch Ihnen diese Leute günstig zu stimmen. Schon seit dreißig Jahren suche ich nämlich umsonst eine günstige Gelegenheit,

um dem Vater, oder wenn dieser todt sein sollte, dem Bruder meiner Frau die Summe auszusahlen, welche jeder Moslim für seine Gattin an deren nächste Verwandte entrichten muß. Diese Gelegenheit soll mir nun durch unsere heutige Reise geboten werden und ich bin mit dem Gelde, dessen Betrag ich natürlich nur annähernd bestimmen konnte, wohlversehen, ja ich habe diese Summe selbst auf außerordentliche Ansprüche berechnet, so daß ich im Stande bin, Sanda's Verwandte jedenfalls zu befriedigen. Diese sind außerdem noch durch die Bande des Blutes mit zwei Ihrer Begleiter, meinen Söhnen, verbunden. Sie werden also einen doppelten Grund, Blutsverwandtschaft und befriedigte Geldliebe, haben, um gegen mich und meine Söhne freundlich zu sein, und wer mein Freund ist, der muß auch der Ihrige werden, darauf können Sie Sich verlassen."

Diese gefürchteten Farāschysch, welchen obige lange Abschweifung gegolten hat, sollten wir an demselben Abend zur Genüge kennen lernen, da unser heutiges Nachtquartier, Dschilma, eine ihrer größern Niederlassungen bildete. Wir langten in dieser alten Römerstadt, jetzt ein häuserloses Lager von Zelten und Mapalia, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang an, hatten also noch Zeit, die sehr schlechterhaltenen, wenn auch massenhaften Alterthümer zu besuchen. Die Ruinen sind in noch mangelhafterem Zustande, als die in Ayn baydhā; ich konnte hier nicht einmal den Grundplan irgend eines einzigen Gebäudes traciren. Dennoch rühren diese Reste unzweifelhaft von einer antiken, wahrscheinlich römischen Stadt her, wie die Bearbeitung des Baumaterials beweist.

Ein für alle Mal möge hier die Bemerkung stehen, daß, wenn ich in Tunisien gewöhnlich in Bezug auf antike Städte den Ausdruck „römische Städte“ gebrauche, ich durch eine solche Ausdrucksweise keineswegs behauptet haben will, daß an denselben Stellen nicht möglicherweise vor Herrschaft der Römer

libyphöniciſche Städte geſtanden hätten. Die Libyphönicier d. h. Afrikaner, welche die karthagisch-phöniciſche Civilisation angenommen hatten, waren namentlich in den Provinzen Zeugitana und Byſacium, d. h. der Africa propria, ſehr zahlreich und hatten viele Städte. In den meiſten, ich glaube ſogar in allen Fällen wurden aber dieſe früheren libyphöniciſchen Städte während der beinahe ſechshundertjährigen römischen Herrſchaft, welche in Africa propria der phöniciſch-karthagiſchen folgte, romanifirt, d. h. ihre früheren Bewohner wurden halbe Römer, und viele wirkliche Römer und Italiker ſiedelten ſich in denſelben an, ſo daß die Städte ihre frühere Phyſiognomie mit einer weſentlich römischen vertauſchten, wie aus der überwiegenden Mehrzahl aller Ruinen erhellt. Da nun die wirklich nachweisbaren karthagischen oder libyphöniciſchen Ruinen äußerſt ſelten ſind und bei jeder in dieſem Lande gefundenen Ruine hundert gegen eins zu wetten iſt, daß ſie römisch oder byzantinisch und nicht karthagisch ſei, ſo bin ich begreiflicherweiſe ſehr behutsam, einer Baute ein ſo ehrwürdiges Alter zuzuſchreiben.

Dſchilma hat ſeinen bei Ptolemäos aufgeführten Namen Kilma in der modernen Form beinahe buchſtäblich bewahrt. Plinius führt ein Oppidum Chilmanense als eine Stadt römischer Bürger an. Der Name iſt offenbar mit Kilma identiſch. Im Itinerarium Antonini Auguſti ſuchen wir dieſen Namen Kilma oder Chilma umſonſt. Dagegen erſcheint an ſeiner Stelle ein Ort, welcher Maſclianae heißt und deſſen Entfernungangaben recht gut auf dieſe Localität paſſen. Auch der Umſtand, daß die Biſthumsliſten kein Chilma, wohl aber Maſclianae kennen, während doch hier chriſtliche Ruinen ſind, beſtärkt uns in der Vermuthung von der Identität beider Orte. Maſclianae war die erſte Station auf dem Wege von Suſetula nach Tyſdrus und von erſterer Stadt 36 Milliarien entfernt. Suſetula iſt das heutige Sſbaytla und da dieſes in directer Linie 30

Milliarien von Dschilma entfernt liegt und das Terrain sehr uneben ist, folglich wohl einen Umweg der Straße von 6 Milliarien annehmen läßt, so trifft die Angabe zu. Wir haben schon oben gesehen, daß sie auch in östlicher Richtung, gegen Aquae regiae und Vicus Augusti zu, ganz gut paßt. Was nun freilich die Namensform Masclianae betrifft, so scheint diese von dem Namen Kilma allerdings etwas verschieden, aber bis auf die Vorsylbe Mas ist der Name beinahe derselbe. Diese Vorsylbe ist einheimisch, kabylich oder vielmehr numidisch und hat die Bedeutung eines getrennten Wortes, so daß Masclianae eigentlich so zu schreiben wäre „Mas-Clianae“. Der Name besteht also aus zwei Wörtern, ähnlich wie so viele numidische Namen, wie Masquen, Mastiman, Mastumus (bei Corippus) und die bekannten Mas-Nass, Mas-Ups, Mas-Sul, Mas-Säsul, woraus die Römer Massinissa, Micipsa, Massylier, Massäsylier machten. Bei Städtenamen, die aus zwei Wörtern bestehen, pflegen aber oft die alten Geographen nur das eine zu schreiben, z. B. Zarytus für Hippo Zarytus, und so schrieb vielleicht auch Ptolemäos Kilma statt Mass-Kilma oder Mass-Clianae.

Während ich mich unter den Ruinen des antiken oppidum Chilmanense herumgetrieben hatte, war der alte Maulthier-treiber, Hadsch Hamed, mit den Faräschysch-Beduinen in nähere Berührung getreten. Das Resultat davon war ein so günstiges gewesen, daß er mir noch an demselben Abend seine nach so langer Zeit erst kennen gelernten und durch das Heirathsgeld verführten Anverwandten wie im Triumph vorführen konnte. Der Vater der vor dreißig Jahren schönen Sayda war freilich gestorben. Die Ansprüche auf das Heirathsgeld hatten aber seine beiden Söhne geerbt, denen diese natürlich sehr erwünschte Baarschaft wie eine göttliche Gabe vom Himmel zu fallen schien. Ob sie selbst einer solchen antediluvianischen Ehrlichkeit, wie die war, eine dreißigjährige, durch keine ein-

zige Mahnung der Gläubiger vor Verjährung geschützte Schuld unaufgefordert zurückzahlen, fähig waren, bezweifle ich; aber sie schienen doch nicht unfähig, den hohen Grad von altväterischer, leider gänzlich aus der Mode gekommenen Tugend zu bewundern, welchen Hâdsch Hâmeds Handlungsweise offenbarte. Solch biedere Gesinnung findet man unter Moslims nur noch bei jenen alten starren, aber grundbraven Naturen, wie der alte Maulthiertreiber eine war.

Die Folge dieser Ausföhnung Hâmeds mit der Familie seiner Frau wäre beinahe ein Hinderniß für meine auf den folgenden Tag festgesetzte Abreise geworden, denn so groß war die plötzlich erwachte Verwandtschafts liebe, daß man den Alten so bald gar nicht weiter ziehen lassen wollte. Aber sein eiserner Wille ließ sich selbst von Liebe und Zärtlichkeit, deren Hohlheit er übrigens wohl zu würdigen wußte, keine Fesseln an legen. Da die Schwäger solcher Weise den kaum gefundenen Bruder ebensoschnell, als sie ihn kennen gelernt, auch wieder verlieren sollten, so suchten sie wenigstens diesen ersten und letzten Abend ihm und uns möglichst zu versüßen und wenn ich letzteres Wort buchstäblich fassen wollte, so geschah dieses wohl nie in solchem Grade, denn selten sah ich noch bei Zeltarabern eine so erstaunliche Menge süßer Gerichte, wie die war, womit man uns beim Abendessen tractirte, nachdem wir den ersten Hunger an dem obligaten Ruffkuffu (eine Griesmehlspeise mit aufgelegtem Hammel- und Hühnerfleisch, Gemüse, Obst, Rosinen, saurer Milch 2c.) gestillt hatten. So endete unser gefürchtetes Begegnen mit den verrufenen Räubern noch in einem Liebesmahl und allgemeiner Freundschaft.

---

## Fünfzehntes Capitel.

### Dafca (Capfa).

Gefährlichkeit der Gegend zwischen Dschilma und Dafca. — Zuwachs zu meiner Escorte. — Verlassenheit der Landschaft. — Ihr steppenartiger Charakter. — Erster Anblick der Palmen-Oase von Dafca. — Das antike Capfa. — Untersuchungen über seinen Namen. — Bericht des Salust über dessen Einnahme durch Marius. — Das moderne Dafca. — Antike Reste und Inschriften. — Citadelle. — Bäder. — Moscheen. — Bewohner.

Die plötzlich geschlossene Freundschaft meines Maulthiertreibers, Hâdsch Hâmed, mit den Farâschysch-Beduinen sollte nicht ohne günstige Folgen für den weiteren Verlauf meiner Reise bleiben. Ich hegte nämlich schon lange meine Bedenken wegen der Reise nach dem tiefen Süden der Regenthschaft Tunis, wo ich die Ruinen der berühmten antiken Städte Capfa, Tigas und Tisurus besuchen wollte. So viel Abschreckendes war mir von den Räubereien, ja von den Anschlägen auf der Reisenden Leben von Seiten der dort hausenden Beduinenstämme, namentlich der Mulâd Hamyma, erzählt worden, daß ich fast versucht war, diesen Ausflug aufzugeben. Hâmed kannte diese meine Bedenken wohl und theilte sie, ja er hatte mir bis heute immer abgerathen, meinen Reiseplan soweit auszudehnen. Um so freudiger ward ich am Morgen des 19. März, kurz ehe wir von Dschilma aufbrechen sollten, überrascht, als der Alte mit folgender Erklärung in mein Zelt trat:

„Die Wege sind frei bis Dafca und so weit Sie wollen. Ich habe Ihren Reiseplan den Farâschysch mitgetheilt und

diese sind erbötig, uns vier Mann zur Bedeckung mitzugeben. Bewaffnet sind die Leute zwar nur schlecht, aber der Umstand, daß sie überhaupt mit uns gehen, ist allein schon ein Bassaburdu (Passirschein, vom italienischen Passaporto). Denn die Faräschysch stehen mit den meisten südlichen Stämmen in freundschaftlichem Verhältniß, sie haben überall Bekannte und können uns stets die werthvollste Auskunft ertheilen.“

Man kann sich denken, daß ich diese Nachricht mit Jubel begrüßte. Schnell trat ich vor's Zelt, welches sofort von Hâmed und seinen Söhnen abgebrochen wurde, und da sah ich vier baumstarke Kerle neben ihren gesattelten Pferden stehen; es waren die vier Faräschysch, welche von nun an meine Escorte bilden sollten. Die Brüder von Hâmeds Gattin waren nicht dabei; beide waren schon bejahrt und mochten die Zeltruhe dem abenteuerlichen Zuge durch's Land vorziehen. Dagegen waren zwei davon die Neffen Sayda's, die beiden andern gleichfalls, doch entferntere Verwandte. Alle vier waren jung, urwüchsig natürlich, prächtige Exemplare von Halbwilden. Der älteste derselben, Dadiûr, war so eine Figur, wie man sich ungefähr Jugurtha vorstellen mag. Ein wildzerzaustes Haar bedeckte sein Haupt und konnte kaum unter dem Hayf (weißes dünnes, den ganzen Körper einhüllendes Gewand, das über den Kopf gezogen wird) vermittelt das Chayt (Strick von Kameelshaaren den Hayf umwindend) festgehalten werden. Sein Bart war finster, struppig wie ein borstiger Halfabusch, den man schwarz gefärbt hätte. Seine Augen glichen denen des Panthers, so viel barbarische List und vielleicht auch Blutgier konnte man aus ihnen herauslesen. Seine Lippen waren dick, sinnlich, wie es die ächten Barbarenlippen sind.

Das Antlitz des Zweiten, eines jungen Mannes von etwa siebenundzwanzig Jahren, zeigte die beinahe kugelrunde Form des ächten Berbergesichts, so verschieden von dem Oval arabischer Physiognomien, nur mäsigte die lange Bartspitze

den allzu vollmondsartigen Ausdruck. Wo aber dieser Vollmond ungehindert zur Geltung kam, das war bei dem dritten Farâschyſch, welcher noch unbärtig war, obgleich er schon im vierundzwanzigsten Lebensjahre stand. Aber es ist ein europäischer Irrthum, wenn man glaubt, daß diese Menschen, weil sie früh männlich, auch schon früh bärtig werden müssen. Einen auffallenden Contrast gegen diese beiden bildete der Vierte: in seinem Typus lag durchaus nichts Kabyliſches, er war seinen Zügen nach ein ächter Abkömmling jener Glaubensstreiter, mit deren Hülfe Sſayhydy 'Daba diese Gegenden islamisirte. Für solche physiognomische Verschiedenheiten brauchen wir nicht um eine Erklärung in Verlegenheit zu sein. Die große Mehrzahl der Beduinen oder sogenannten Zelt-Araber ist allerdings autochthonen, d. h. numidisch-berberischen Ursprungs, aber die Abkömmlinge der beiden ersten großen arabischen Einwanderungen haben sich ohne Zweifel vielfach mit ihnen vermischt. Diejenigen Araber dagegen, welche die dritte, die einzige wirkliche Familien-Auswanderung nach Afrika brachte, sind noch heute sehr gut von jenen nur arabisirten, theilweise mit Arabern vermischten Berberstämmen zu unterscheiden. Sie bilden noch eigene ächte arabische Stämme, welche jedoch gegen die andern in verschwindender Minderzahl stehen.

Unsere kleine Schaar war durch diesen Zuwachs von zehn auf vierzehn Mann vermehrt worden, immerhin ein noch sehr schwaches Häuflein, wenn es zu ernstlichen Conflicten gekommen wäre. Aber diesen vorzubeugen, das sollte ja der Hauptzweck des Mitkommens unsrer neuen Begleiter sein und ich muß vorgreifend ihnen hier das Zeugniß ausstellen, daß sie diesen Zweck zu unsrer Aller Genugthuung erfüllt haben. Eine Besorgniß für die Erhaltung des Friedens in meiner kleinen Karavane erfüllte mich noch wegen der Hamba's (unregelmäßige Cavalleristen). Diese im Dienst der Regierung, d. h. der Unterdrücker des Landvolkes, stehenden Reiter sind

nämlich bei den Beduinen weder beliebt, noch geachtet. Da sie nun meistens gewohnt sind, mehr mit Stadtarabern, welche vor Allem, was Uniform trägt, wenigstens äußerlich, den höchsten Respect hegen, zu verkehren, so wird es ihnen sehr schwer, den sie mit Geringschätzung behandelnden Beduinen gegenüber ihre Empfindlichkeit in Schranken zu halten. Deshalb fürchtete ich eine rücksichtslose Behandlung der Hamba's von Seiten der Farâschysch einerseits, andererseits den Ausbruch des beleidigten Ehrgefühls der Cavalleristen. Auch diese Besorgniß theilte ich dem alten Hâdsch Hâmed mit, welcher sie sehr begründet fand, aber doch rieth, die Hamba's nicht fortzuschicken, woran ich einen Augenblick gedacht hatte.

„Meine Aufgabe“, so sagte er, „soll es sein, Streitigkeiten zwischen beiden Parteien zu verhindern. Den Farâschysch werde ich Zügelung ihrer Zunge, den Hamba's Mäßigung ihrer Ansprüche an's Herz legen. Uebrigens haben letztere, seit wir in Beduinengegenden sind, schon viel von ihrem officiellen Hochmuth abgelegt. Von ihnen befürchte ich nicht die Eröffnung der Feindseligkeit und, was das im Zaum Halten der Beduinen betrifft, so überlassen Sie das nur ganz mir; ich weiß schon, wie man mit Beduinen umgehen muß. Die Hamba's fortzuschicken, rathe ich durchaus nicht; wir wissen, daß wir uns auf sie so ziemlich verlassen können, von den Farâschysch hoffen wir es nur. Ich glaube sogar, daß die Rivalität der beiden Parteien, als unsre Beschützer, nur gute Folgen für uns haben wird.“

Der Weg, welchen wir am Morgen des 19. März antraten, bildete die directe Verbindungslinie zwischen Dschilna und Dasca. Er besaß allerdings den Uebelstand, daß er uns nur durch Steppen und später durch Wüstenstriche führen und sogar in ganz unbewohnter Gegend zu übernachten zwingen sollte, aber er besaß vor der gewöhnlichen Route über Esbaytla, Dagrâyn und Ferhâna den großen Vorzug einer Abkürzung

um die Hälfte, denn er sollte uns schon in zwei Tagen, mit nur einem unterwegs zu bestehenden Nachtlager, an unser Ziel führen. Mit Proviant und mit Wasser, in den üblichen großen Lederschläuchen der Beduinen eingeschlossen, hatten wir uns in Dschilma für eine selbst um einen Tag längere Reise wohl versehen, so daß jedes Hinderniß, dessen Hinwegräumung in unserer Macht lag, gehoben war.

Die directe Entfernung zwischen Dschilma und Dasea, welche etwa sechzehn geographische (deutsche) Meilen, also etwas über einen Breitengrad, beträgt, machte es, wenn wir nicht zweimal übernachten wollten, nöthig, daß wir täglich zwölf bis vierzehn Stunden im Sattel blieben, da bei größeren Touren man hier den gewöhnlichen Pferden und Mäulern nicht zumuthen kann, mehr als dreiviertel Meilen in einer Stunde zurückzulegen. Auf so angestregten Tagereisen schien es mir auch nicht menschlich, die Söhne Hâmeds, wie bisher, zu Fuße gehen zu lassen, obgleich diese Anfangs gar nichts von Pferden hören wollten. Aber trotzdem ließ ich durch ihren Vater von dessen Schwägern zwei Pferde miethen, wofür sich mir Alle höchst dankbar zeigten.

Während der ersten vier Stunden ging der Morgenritt auffallend rüstig von Statten, so daß wir, erst um acht Uhr von Dschilma aufgebrochen, schon um Mittag bei dem vier Meilen entfernten Uëd el Hatab (dem holztreibenden Fluß) Halt machten. Hier füllten wir die letzten Wasserschläuche, denn von nun an glaubten wir kein fließendes Wasser mehr anzutreffen. Dennoch überraschte uns nach weiterem sechsstündigen Ritt am Abend das liebliche Gemurmel eines zwischen Felsen hervorquillenden Baches, eines Seitenarms des Uëd el Hatab. Hier schlugen wir unsre Zelte, ich mein europäisches und die Farâschysch zwei mitgeführte arabische auf, in welchem meine Leute schliefen. Bisher hatten nämlich letztere immer Nachts bei den nächstwohnenden Eingebornen

Unterkommen gefunden; Zelte für Alle mitzuschleppen, wäre viel zu umständlich gewesen. In dieser unbewohnten Gegend waren aber die Zelte der Farâschysch höchst willkommen.

Die Gegend, in der wir uns befanden, war noch weit entfernt davon, eine Wüste zu sein. Die Wüste sollten wir am folgenden Tage antreffen. Diese Landschaft bildete ein Mittelding zwischen Steppe und Hügelland. Von der Steppe hatte sie die Vegetation und die großartige Einsamkeit. Dem Hügelland gehörten dagegen ihre Formen an. Im Norden ruhte der Blick auf den Gebirgen des tunisischen Tell und im Süden erhoben sich felsige Hügel und Berge, welche die Wasserscheide zwischen dem Mittelmeer und dem Wüstensee, dem Bahr Firaûn, bilden.

Wir hatten nun die westliche Gränze der einstigen römischen Provinz, *Africa propria*, überschritten und befanden uns im eigentlichen Numidien. Merkwürdig ist es, welche Erweiterung seines ursprünglichen Sinnes dieser Name Afrika im Laufe der Zeiten erfahren hat, während mit dem ihm zur Seite stehenden Namen Libyen fast das Gegentheil stattfand. Afrika war anfänglich nur der Name der vom libyschen Stamme der Zeugi oder Afri bewohnten kleinen Provinz Zeugitana, d. h. der nordöstlichen Ecke der heutigen Regentschaft Tunis. Das Wort ist offenbar nicht einheimischen, ich glaube auch nicht phöniciſchen Ursprungs, obgleich mir die Etymologieen von Spher, dem Sohn Midians (1 Mos. 25, 4) und von dem Worte Baruf (פָּרֹף) das losgetrennte, d. h. vom Mutterlande entfernte Land, die Colonie, bekannt sind. Ob es vom lateinischen *aprica* (sonnige Gegenden) oder vom griechischen ἀπριχὴς (ohne Kälteschauer) herſtammt, wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls kannten es die Römer nicht in ältester Zeit, denn Ennius (Cicero de orator. III. 42) ist der Erste, der es erwähnt. Nach Karthago's Zerstörung wurde der Name Afrika auf die ganze Rom einverleibte

Provinz ausgedehnt, so daß jetzt außer der Zeugitana auch noch die Provinz Byzacium oder Emporia diese Benennung führte. Je weiter sich das Gebiet der Römer ausdehnte, desto weiter wurde auch die Bedeutung des Namens, bis er zuletzt den ganzen nördlichen Continent Afrika's bezeichnete. Bildlich am Anfang, später definitiv, wurde er dann auf den ganzen Welttheil angewandt, während der Name Libyen, welcher früher bald für Nordafrika, bald für den ganzen Erdtheil stand, die beschränktere Bedeutung eines Theiles von Nordafrika annahm. Ähnlich hat auch das Wort Numidien mit der Zeit eine beschränktere Bedeutung erhalten, denn vor Cäsar verstand man darunter die beiden Reiche der Massylier und Massäsylier, das heutige Algerien. Später bildete man aber in diesem Lande zwei Provinzen, welchen man den vom Nachbarlande, der späteren Mauritania Tingitana, entlehnten Namen Mauritania beilegte, nämlich die Mauritania Caesariensis und Sitifensis, und Numidien beschränkte sich auf die heutige Provinz Constantine. Dieser Theil aber der Provinz Numidien, in welchen wir jetzt eingetreten waren, hatte in ältester Zeit gar nicht zu Numidien gehört, sondern zur karthagischen Provinz Emporia (Byzacium) und war erst durch die Schenkung der Römer an das vereinigte Königreich der Massylier und Massäsylier, das nach Syphax Fall geschaffene einige Numidien, gefallen.

Seinem landschaftlichen Charakter nach gehörte jedoch dieser Theil der einstigen Provinz Emporia völlig zu Numidien und zwar zu Numidien im engeren Sinne, d. h. zur heutigen Provinz Constantine. Lebhaft trat in meinem Gedächtniß die Erinnerung an meine Wüstenfahrt von Constantine nach Biskâra wieder hervor, als ich am 20. März die Wüstensteppe zwischen dem kleinen Uëd el berd und Dafsca durchritt. Anfangs bot sich mir eine ähnliche Berggegend, wie die um Batna mit denselben Pistacienbäumen, denselben

Wachholderbüschen bewachsen. Dann folgte ein Stück Steppe und endlich ganz dieselbe Wüste, wie nördlich von Biskära. Auch diese Wüste besaß ebensowenig, wie jene, das Grauensvolle, qualvoll Eintönige, was man sich oft bei einer Wüste vorstellt. An Pflanzen zeigte sie allerdings Mangel. Kaum hie und da sproßte ein borstiger Halsbusch zwischen den Felsen hervor, denn felsig und hügelig bewährte sich dieses Stück Wüste, ebensogut wie jenes. Aber der Horizont schien nicht unbegrenzt, im Norden blieben immer die harmonisch-schönen Außenlinien der Berge des tunisischen Tell sichtbar. Den höchsten Genuß gewährte jedoch diese Wüste durch die Pracht der Beleuchtung, welche die gluthrothe Sonne über sie ausgoß; welche eine tiefe Wärme dieser Tinten, welche Intensität dieser rothen, gelben, violetten Farbentöne! Ein heftiger Wind, wie fast immer in der Wüste, jagte Sandeswirbel vor uns her, die manchmal in dichten Säulen sich zwischen uns und die Sonne stellten und sich mit purpurrother Gluth zu füllen schienen. Waren wir so in dieser hehren Einsamkeit nicht ohne landschaftliche Genüsse, so war doch die Nüchternheit der Wüste, der Mangel an abwechselnden Bildern eine treffliche Vorbereitung auf den Hochgenuß, welchen uns der Abend aufsparte.

Gegen fünf Uhr erblickten wir in der Ferne eine graue steinerne Masse, welche von unzähligen feinen, zarten Federbüscheln geziert schien. Je näher wir kamen, desto deutlicher wurden diese phantastischen Formen und bald erkannte ich, daß es die Gipfel zahlloser Palmen waren, welche die graue Steinmasse der Stadt Dafsä überragten. Der Anblick einer Palmen-Dase nach der Wüstenwanderung macht auf mich, so viel ich ihrer auch schon sah, immer noch einen neuen mächtigen Eindruck. Mein Entzücken kannte jedoch keine Gränzen, als grade vor unserm Einzug der Mond sich erhob und sein

weißes Licht auf die federartigen Laubeskronen warf. Der ganze Palmenwald schien ein erleuchteter himmlischer Dom.

In solchem Hochgenusse schwelgend, hielt ich meinen Einzug in die alte Stadt, welche mitten im Palmenwald der Dase liegt. Der Dâhid des Orts, von meiner Ankunft unterrichtet, bot mir sehr höflich eine Wohnung an, der ich jedoch mein Zelt vorzog. Mit wahrhaft wonnigen Gefühlen, wie ich sie immer empfinde, wenn ich nach langer Zeit wieder einmal in eine Palmenoase komme, brachte ich den Abend zu, alle menschliche Gesellschaft flihend nur im Anblick dieser schönsten Kinder des Pflanzenreiches und ihrer magischen Mondbeleuchtung schwelgend. Solche Stunden sind die reinsten Freuden, welche der Schöpfer dem Menschen verliehen hat. Erst gegen Mitternacht schlich ich aus dem Palmenwald in mein Zelt.

Die Wichtigkeit Dase's, die Schönheit seiner herrlichen Daseinnatur bestimmte mich, hier einen Ruhetag zu machen, welcher theils dem landschaftlichen Genusse, theils den Alterthümern der alten Libherstadt und Römercolonie Capsa gewidmet war.

Dase, dessen bei Ptolemäos angegebener Name Kapsa (*Kápa*) sich fast buchstäblich erhalten hat, war eine der ältesten libyphönicischen Ansiedelungen im Süden von Byzacium oder Emporia. Ihr Name, unzweifelhaft phönicisch, wird von Gesenius von Kafaz, קפז, d. h. „die geschlossene, ummauerte Stadt“ abgeleitet. Sallust läßt sie vom libyschen, Drosius (V., 15) vom phönicischen Hercules gegründet sein, beide gewiß identisch mit dem tyrischen Gotte Baal-Chon, Chom oder Chijan und mit Makar oder Melkarth, der einen Form des Hercules bei den Phönicern. Ueberall in Nordafrika begegnen wir derselben Sage vom Hercules, offenbar, ähnlich wie der indische Bacchos oder Dionysos im Osten, ein vornehmlich im Westen vordringender Eroberer und Anführer zahlreicher Auswanderer, die sich in Afrika nieder-

ließen. Von Einigen wird Capsa für das nach Diodor (IV, 18) in Afrika von Herkules gegründete fabelhafte Gekatompylos gehalten.

Im Jugurthinischen Krieg wird Capsa mehrfach erwähnt. Die Römer hatten diese einstige karthagische Besitzung nach Zerstörung der Mutterstadt nicht zu ihrer neugegründeten Provinz Africa propria geschlagen, sondern sie den numidischen Königen überlassen, welche, da sie eine starke Festung war, was ja auch der hebräische Name andeutet, aus ihr eine ihrer sichersten Schatzkammern machten (Strabo 831).

Merkwürdig Uebertriebenes liegt in der Beschreibung der Lage dieser Stadt bei Sallust (Bell. Jug. 89): „Zwischen ungeheuren Wüsteneien lag eine große und mächtige Stadt, Namens Capsa.“ Meine Leser, die mich im Geiste begleitet haben, wissen, was jene „ungeheuren Wüsteneien“ sind.

Dann schildert Sallust mit ebenfalls stark aufgetragenen Farben die Gefährlichkeit der hier lebenden Schlangen: „deren Wuth, wie das bei allen wilden Thieren der Fall ist, durch Mangel an Nahrung gesteigert wird. Auch durch den Durst, den sie hier ausstehen, werden diese Schlangen noch mehr gereizt.“

Ich habe hier keine Schlangen gesehen und auch nicht gehört, daß diese Reptilien in Dasca häufiger seien, als in den übrigen afrikanischen Dasen, vermuthet aber, daß das Gerücht, welches dem Sallust zu Ohren gekommen war, die in der ganzen Sahara vorkommenden sogenannten „gehörnten Schlangen“ bezeichnen wollte. Sallust ist, so viel ich weiß, der einzige Autor, welcher von diesem Schlangenüberfluß bei Capsa spricht, der, wenn er überhaupt diesen Namen verdient, jedenfalls kein unterscheidendes Merkmal dieser Dase, sondern eine Eigenschaft der ganzen Sahara ist. Deshalb scheint mir auch jene Etymologie des Namens Capsa, welche ihn von  $\text{K}\alpha\text{P}\rho\text{S}$ , Kippos ableitet, was Pfeilschlange bedeutet, sehr bei den Haaren herbeigezogen. (Ges. Thes. p. 1226.)

„Gegen Feinde“, sagt Sallust weiter, „war Capsa nicht nur durch ihre Befestigungen, Waffen und Besatzung, sondern durch ihre fast unnahbare Lage geschützt. Außer ihrer nächsten Umgebung war nämlich ringsum die Gegend eine wasserarme, keiner Cultur fähige Wüste. Marius hegte den heißesten Wunsch, diese Stadt zu erobern, sowohl wegen ihrer günstigen Lage als Operationsbasis, als auch weil ihn die Schwierigkeit der Unternehmung reizte und Metellus zu seinem großen Ruhm die Stadt Thala eingenommen hatte, welche an Festigkeit und Lage ähnlich war, nur daß es bei Thala außer der Stadt Quellen gab, während die Bewohner Capsas nur eine, aber eine unversiegbare, innerhalb ihrer Mauern hatten.“

Sallust schildert ferner den vorsichtigen Zug des Marius, wie er zum Marsch durch die Wüste schon lange Zeit vorher massenhaft Vieh eintreiben und aus deren Häuten Wasser-schläuche machen ließ, die Soldaten aber mit dem Fleisch ernährte, womit sie sich als einziger Nahrung, des Getreidemangels wegen, begnügen mußten. Nach 6 Tagemärschen durch die Wüste langte Marius beim Flusse Tanas (Ned-el-abyadh) an, wo er seinen Soldaten befahl, alles Gepäck zurückzulassen und sich und ihre Lastthiere nur mit gefüllten Wasser-schläuchen zu beladen. „Als der Zeitpunkt gekommen zu sein schien“, schreibt Sallust, „brach Marius vom Lager am Tanas auf, marschirte die ganze Nacht hindurch und ließ dann Halt machen. Dasselbe that er in der zweiten Nacht. In der dritten Nacht vor Tagesanbruch langte er in einer hügeligen Gegend an, wo er von Capsa nicht zweitausend Schritte entfernt war, und wartete dort mit seiner ganzen Streitmacht so geheim wie möglich. Sobald der Tag angebrochen, und die Numidier, ohne etwas von einem Feinde zu ahnen, in gewisser Anzahl aus der Stadt gegangen waren, befahl Marius plötzlich allen seinen Reitern, sowie den flinksten Fußgängern, im Eilmarsch auf Capsa loszurücken und die

Thore zu besetzen, hierauf folgte er selbst mit der Armee schlagfertig nach. Als die Bewohner Capsa's dieß gewahrten, geriethen sie in außerordentliche Verwirrung und sahen sich zur Uebergabe gezwungen, theils aus Schrecken, theils weil sie Hungersnoth befürchteten, theils weil viele der Ihrigen außer der Stadt schon in Feindesgewalt gefallen waren. Trotz dieser Uebergabe wurden jedoch auf Befehl des Marius alle Bewaffneten niedergemacht, alle andern Einwohner als Sklaven verkauft und die Stadt Capsa selbst in Brand gesteckt."

Der Zug des Marius endete so mit der völligen Zerstörung Capsa's.

Da die Römer zu Marius' Zeit noch nicht an eine dauernde Besiznahme von Numidien dachten, so erscheint die Zerstörung von Capsa durch diesen Feldherrn vom strategischen Standpunkt aus gerechtfertigt. Später, als Numidien unter Cäsar definitiv römische Provinz wurde, erstand auch Capsa wieder aus seiner Asche und zwar als römische Niederlassung, denn sowohl die Peutinger'sche Tafel als der Geograph von Ravenna führen es als Colonia an (Geogr. Rav. p. 114). Plinius gedenkt Capsa's, als eines der wichtigsten Centralpunkte des Binnenlandes. Das Itinerarium Antonini Augusti schreibt diesen Namen Capse, genau dieselbe Form, unter welcher er auf einer hier zu sehenden Inschrift gelesen wird. Da die Identität von Dasca mit Capsa oder Capse nie bezweifelt worden und inschriftlich verbürgt ist, so brauchen wir uns hier bei den Entfernungsangaben der Itinerare nicht aufzuhalten. Unter Justinian besaß Capsa eine der festesten Citadellen von Byzacium und war abwechselnd mit dem kleinen Leptis der Siz des militärischen Gouverneurs der Provinz (Codex Justinian. I. 27 lex 1). Zur Zeit der arabischen Herrschaft verlor Capsa seine Bedeutung nicht. Im elften Jahrhundert wird es von El Bakry als eine Stadt mit Marmorarcaden, sehr festen Mauern und majestätischen Thoren

geschildert, — eine arabische Uebertreibung, ganz würdig des fabelhaften Ursprungs, den die Stadt nach dem Geographen von Cordoba gehabt haben soll. El Bakri läßt sie nämlich von Schantiân, dem Waffenträger des Nimrod, gegründet sein (Manuscripts de la bibliothèque du Roi. Tome XII).

Von den Herrlichkeiten der einstigen römischen Colonie fand ich leider unter meinem Erwarten wenig erhalten. Die einzigen antiken Baulichkeiten, welche noch theilweise erhalten blieben, sind zwei Bäder und wenigstens in ihren Fundamenten die Citadelle. Denn die moderne Dageba, ein kolossales, mit Quellen versehenes, zwei Moscheen in ihrem Hofraum einschließendes Festungsschloß, ist ohne Zweifel auf den Fundamenten jener alten Burg errichtet, in welcher der Dux Byzacii zu residiren pflegte und ist übrigens gänzlich mit antikem Material erbaut, worunter Säulencapitäler, Epistylfragmente und namentlich so viele Inschriftstafeln, daß man diese Citadelle fast ein epigraphisches Museum nennen kann. Die Bäder sind keine Thermen, sondern offene Bassins, von einer leichthin mineralischen Quelle gespeist, und noch heute von den Bewohnern Dageba's benutzt. Es waren gewöhnliche Piscinae, ohne Gewölbe oder Dach, nur durch hohe Mauern vor indiscreten Blicken geschützt. Das größere Bad heißt jetzt Tarmyl el Bey (d. h. Bad des Bey) und besteht aus einem großen viereckigen Bassin mit zwei kleineren Nebenbassin, das Männerbad und das Frauenbad genannt. Ein nicht sehr empfehlenswerther Umstand ist der, daß das Wasser von dem Bad des Bey in das Männerbad und von da in das Frauenbad fließt, so daß die Damen sich nicht in sehr reinlichem Wasser baden können. Das andere Bad liegt bei der Citadelle und ist ebenfalls ein großes antikes Bassin. Beide werden von mineralischen Quellen von etwa 20° Réaumur Wärme gespeist.

Das archäologisch Wichtigste, was ich sonst noch erblicken konnte, waren ohne Zweifel die vielen Inschriftfragmente, namentlich eines, auf welchem sich der Namen Capse deutlich lesbar zeigte. Auf dieser Inschrift befinden sich die Titelreste . . . . nianae Capse . . . , welche sich zu Coloniae Antonianae Capsensis ergänzen lassen und so zu den andern Beweisen der Identität dieses Ortes mit dem alten Capsa auch den eines an Ort und Stelle erhaltenen Inschriftszeugnisses hinzufügen. Unter den zahlreichen Inschriftstafeln, welche als Bausteine in den Häusern benutzt wurden, sah ich auch einen Grabstein, auf welchem sich ebenfalls die Worte apsensis, die gewiß zu Capsensis zu ergänzen sind, finden. Dieser Grabstein liefert auch einige komische orthographische Schnitzer, so steht Vicxit statt Vixit und Frattre statt Fratre. Auf andern Inschriften werden die Kaiser Hadrian und Marcus Aurelius genannt, Ersterer bei Gelegenheit einer ihm errichteten Statue, Letzterer als Wiederhersteller einer Landstraße. Am Bade des Bey finden sich mehrere Inschriftsbruchstücke, welche wohl zur Widmungstafel des Bades gehörten, denn eines enthält das Wort Aquae. Die in der Dagba eingemauerten Inschriftstafeln sind zum größten Theil zu hoch angebracht, als daß man sie ohne eine sehr hohe Leiter lesen könnte. Schon öfters auf dieser Reise habe ich in ähnlichen Fällen, z. B. auch beim Colosseum von Tyndrus, das eigenthümliche Bedürfniß nach einer Leiter empfunden. Welche bisher ungeahnten archäologischen Aufklärungen könnte man nicht vielleicht aus dem Inhalt dieser unnahbaren Inschriften erlangen! Unnahbar sind sie aber, denn einmal giebt es in den arabischen Städten keine so hohen Leitern, um zu ihnen zu gelangen, und dann wird wohl schwerlich Jemand sich entschließen, sich eigens an Ort und Stelle eine solche anfertigen zu lassen, da sie ihm eben doch nur für den einen Ort dienen könnte und er beim nächsten ähnlichen Fall eine neue machen lassen müßte,

denn mit einer hundert Fuß langen Leiter zu reisen, möchte wohl etwas schwer durchführbar erscheinen.

Unter den hier gefundenen antiken Resten bemerkte ich auch viele, welche offenbar der christlichen Periode entstammen, in welcher Capsa ein bedeutendes Bisthum war. Die Namen von fünf seiner Bischöfe sind uns erhalten. Donatulus erschien 255, Fortunatianus 348, der Donatist Donatianus (ohne katholischen Gegenbischof) im Jahre 411 und Vindemialis (der als Märtyrer heilig gesprochen wurde) auf den Concilen von Karthago, Quintarius im Jahre 393 auf demjenigen von Sabarsuffum. Auch ein andres Capsa, welches zur Unterscheidung Capsa Numidiae genannt ward, während man das erste Capsa Byzacenaee nannte, obgleich es nicht zu allen Zeiten zu dieser Provinz, sondern früher zur Proconsularis gehörte, kommt in den Concilsberichten vom Jahre 411 als Sitz zweier feindlicher Bischöfe, des Katholiken Fortunatus und des Donatisten Celer, vor.

Dafsa ist heutzutage, als Stadt, sehr von seiner mittelalterlichen Pracht, wie sie el Bakri beschreibt, zurückgekommen. Von den vielen Moscheen, welche er ihr giebt, existirt zwar noch ein halbes Duzend, aber nur drei mögen die Aufmerksamkeit des Moslim, der ihr Inneres betreten darf, verdienen. Für den Europäer, welcher sie nur von Außen bewundern kann, bietet ihr Anblick nichts Sehenswerthes. Die Dschâmi' el kebyr (große Moschee), Dschâmi' Esayydy Mangur und Dschâmi' Esayydy Badâschâ sind alle drei höchst kunstlose Baumassen, meist aus antikem Material zusammengestoppelt. Nur die erstere besitzt einen schönen massiven Minaret, im maurischen Styl, einem italienischen Campanile vergleichbar. Die Häuser Dafsa's zeigen sich fast alle einstöckig, aber geräumig. Die Bewohnerzahl wurde mir auf 4000 angegeben, worunter beinahe ein Viertel Israeliten; denn es ist merkwürdig, wie wohl sich die Kinder Israels

immer in der Wüste fühlen. Auch fast in allen algierischen Oasen traf ich Juden angesiedelt und fand, daß sie im Allgemeinen von den Oasensbewohnern, d. h. den Städtern, gut behandelt wurden; auch hier vernahm ich dasselbe. Nur die eigentlichen Wüstenmenschen, die schweifenden Beduinen, zeigen sich voll von Fanatismus gegen dieses unglückliche Volk. Wenn nun auch Oasga als Stadt wenig bietet, so erweist sich seine Landschaft desto reicher. Hier herrscht ein Reichthum an Wasser, wie ich ihn in keiner andern Oase gesehen habe. In Algerien muß fast in allen Oasen die Bewässerung ängstlich behutsam regulirt werden, damit ja kein Feld mehr Wasser bekomme, als das andere, und die Stundenzahl, wie lange ein Gefilde täglich bewässert werden darf, ist genau abgemessen. Hier jedoch ist Wasser genug, um jedes Feld den Tag und die Nacht reichlich zu bewässern.

---

## Sechzehntes Capitel.

### Die Oasen des Balad-el-Dscharyd.

Das Dattelland der tunisischen Sahara. — Seltsamkeit des Namens. — Gränzen des Balad-el-Dscharyd. — Schwierigkeit, meine Diener zum Ausbruch von Oasça zu bewegen. — Die Lustbarkeiten der Oasenstädte. — Seltige Wüsten-gegend. — Die Oase von Homma. — Zauberhafte Landschaft. — Die Oase von Tufâr. — Ruinen von Thusuffus. — Die Oase von Cädschur. — Ruinen von Thiges. — Die Oasengruppe von Nests. — Das antike Nepta. — Rückkehr nach Oasça.

Das Balad-ul-Dscharyd, im Volksmunde ohne die grammatikalisch gebotene Hinüberziehung des Ulautes gewöhnlich Balad-el-Dscharyd und von Europäern in der Pluralform (بِلَاد) Biladuldscherid genannt, führt seinen Namen nach den ihrer Blätter beraubten Palmzweigen (arabisch Dscharyd جَرِيد). Diese Ableitung scheint mir nicht zweifelhaft, obgleich ihr Sinn keineswegs auf den ersten Blick einleuchtet, wie der so vieler anderer arabischer Etymologieen. An Palmen ist allerdings in diesem Oasenlande Ueberfluß. Warum aber findet sich in der Benennung grade die Entblätterung derselben angedeutet? Ich kann es mir nicht anders erklären, als dadurch, daß bei der oft sehr künstlichen Pflege des Dattelbaumes auch das Abschneiden überflüssiger Blätter, sowie das Zusammenbinden ganzer Zweige und Umwinden dieser sehr enge zusammengebundenen Nests mit einem großen Tuche, hier besonders häufig vorkommt. Da nun die auf solche Weise behandelten Palmbäume ein sehr kahles Aussehen be-

kommen, so mochte dieses wohl manchen Arabern aus Gegenden, wo man dem Palmbaum keine so künstliche Pflege zuwendet, aufgefallen sein und sie bestimmt haben, diese Gegend das „Land der kahlen Palmzweige“ zu nennen. Auf die Pflege der Palmbäume, welche in diesem köstlichsten Dattel-lande der Welt natürlich eine wichtige Rolle spielt, denke ich weiter unten des Ausführlicheren zurückzukommen. Das Obige sei nur zu etymologischen Zwecken vorausgeschickt.

Es giebt freilich noch eine andere Erklärung dieses Namens, wonach Dscharyd, d. h. der seiner Blätter beraubte Palmzweig, ganz einfach bildlich für Palmzweig im Allgemeinen, und dieser vermittelt einer zweiten Metapher für Palmenstände. Demnach hieße das Land schlechtweg Palmenland. Solche Metaphern sind im Arabischen allerdings nichts Unge- wöhnliches, dennoch scheint mir diese etwas gar zu ausgedehnt.

Die Gränzen des Balad-el-Dscharyd bilden im Süden der große Salzsee, die Ssebcha Firâün, der lacus Tritonitis der Alten, im Osten jener Wüstenstrich, durch welchen wir auf dem Wege von Dschilma nach Dafsça gekommen waren, im Westen die algierische Sahara, von Einigen auch algierisches Dscharyd genannt, und im Norden der Dschebel Kadûr und der Dschebel bu 'Alyscha. Die Oasen in diesem gesegneten Lande zählen bis auf einige dreißig, wovon die bedeutenderen im Südosten Sjadyda, Da'ys, Dagâsch, Sfardân und Tâdschuff sind. Im Süden Tusar, Ribba, Wassua, Dâtna, Sjarâwy und Schorfâ. Im Westen Rafta, Ssuq, Banû 'Alyy, Sfayydy Ssalym. Im Nordwesten, aber in ziemlich großer Entfernung liegt dann Dafsça, welches jedoch nicht von Allen zum eigent- lichen Dscharyd gerechnet wird. Es sind somit vier Gruppen von Oasen, die von ihren Hauptorten Dafsça, Tûsâr, Tâdschuff und Rafta die Namen erhalten haben, so daß man oft sagen hört, es gäbe im ganzen Dscharyd nur vier, oder nach denen, welche Dafsça nicht mitrechnen, gar nur drei Oasen.

Da diese Dasengruppen nicht weit von einander liegen, so hatte ich mir vorgenommen, ihre drei Hauptoasen Tûsar, Tâdschuff und Nafta von Dasca aus zu besuchen. Freilich war meine Begleitung keineswegs von demselben Enthusiasmus für die hehre Einsamkeit der Wüste und die Lieblichkeit der Dasen, wie ich selbst, erfüllt. Diese guten Leute sahen gar nicht ein, was denn solche Reisen in der Sahara Reizendes haben könnten. Die vier Farâschysch, als ächte Bewohner des Tell, d. h. des der Agricultur zugänglichen Landes, verachteten die Dasen, welche, so pfl egten sie zu sagen, nicht einmal Korn genug für ihre wenigen Bewohner erzeugen könnten, wo es keine guten Weiden gäbe, wo nichts wüchse, als Palmen, Bäume, deren Frucht so ganz entbehrlich sei. Die beiden Hamba's, sowie meine Diener Brâhym und Bedâwy, alle vier an das Städteleben gewöhnt, fühlten sich in Dasca höchst gemüthlich, wo es Kaffeehäuser gab, wo Tag und Nacht die Rohrflöte und das Trommeln der Tamtams ertönte und wo kein Mangel an weiblichen Wesen des leichtesten Schlages herrschte.

Diesen eigenthümlichen Sittenzug, welcher mir schon in den algierischen Dasen aufgefallen war, fand ich nämlich auch hier wieder; ein Hang zu ewigen Lustbarkeiten scheint in den Gliedern aller Dasenbewohner zu stecken. Die Prostitution, welche sonst in moslimischen Städten, namentlich in dem bigotten Maghreb, verhältnißmäßig selten vorkommt und nur scheu und verstohlen auftritt, zeigt hier ihr Angesicht ganz offen und schämt sich ihres Gewerbes nicht. Diesen auffallenden Unterschied der äußeren Physiognomie des öffentlichen Lebens in Tell und Sahara erkläre ich mir dadurch, daß in der Sahara das einheimische, berberische Element noch lebenskräftiger, daß der Volkscharakter noch nicht von jener Heuchelei, welche den Arabern mit dem Dorân eingepropft worden, angesteckt ist. Nicht als ob die Araber, wegen des Mangels an feiler, öffent-

licher Unsittlichkeit um ein Haar besser wären, als die Berber; sie wissen nur ihre oft noch viel verwerflicheren Leidenschaften zu verbergen. Aber im berberischen Volkscharakter ist und war von jeher das Gefühl der Schamhaftigkeit nur sehr schwach vertreten. Verschmitzt und heuchlerisch können die Berber wohl auch sein, aber nur da, wo es gilt, pecuniäre oder politische Vortheile zu erlangen. Gegen ihren Ruf, ihren guten Leumund in Bezug auf sinnliche Untugenden, zeigen sie sich von einer auffallenden Gleichgültigkeit, wie es wohl ebenso schon ihre Vorfahren, die alten Numidier, gewesen sein mögen, denn die Schamlosigkeit, mit welcher die Unsittlichkeit in Sicca Veneria und selbst in Karthago zur Römerzeit auftrat, fand kaum in dem ägyptischen Canopus oder in den verrufensten Quartieren vom Rom der Kaiser ihr Gegenstück. Ich möchte hier nicht mißverstanden werden, als wolle ich die Berber als unsittlicher als die Araber, oder als andre Völker des Orients, hinstellen; ich glaube auch nicht, daß sie es seien; was aber an ihnen unsittlich ist, das zeigen sie eben unverhohlen.

Der semitische Volkscharakter zeigt sich ganz verschieden. Das Gefühl der Schamhaftigkeit ist in ihm so tief eingeprägt, daß es selbst bei den verworfensten Arabern oft nicht ausgerottet erscheint; es ist „the only redeeming quality“ dieser Schufte. Heuchelei bildet die häßliche Rehrseite dieser Tugend und auch sie ist im semitischen Charakter tief begründet. Der Prophet hat zur Entwicklung dieser Verkehrtheit durch seine allen öffentlichen Lustbarkeiten, selbst unschuldigen, abholde Sittenlehre besondere Gelegenheit gegeben; und überall da, wo der arabische Volkscharakter zugleich mit dem Dorân das moralische Uebergewicht bekommen hat, zeigt sich äußerliche Schweigsamkeit, Verödung des öffentlichen Lebens, Mangel an Vergnügungen und scheinbare Sittenstrenge in der Physiognomie der Städte und ihrer Bewohner auffallend ausgeprägt.

Wo jedoch die Lehre des Dorân auf einen ihrer Quelle, d. h. der semitischen Lebensanschauung, so fremdartigen Boden fiel, wie bei der autochthonen Bevölkerung Numidiens, da konnte sie den Volkscharakter nicht umändern und ihn nicht einmal zur äußeren Bemäntelung der Sittenlosigkeit zwingen. Denn was dem berberischen Volkscharakter tief innewohnt, ist eben grade eine Vorliebe für Alles, was Mohammeds Sittenlehre verpönt, für die öffentlichen Gelage und Lustbarkeiten, für Spiel, berauschte Getränke und Tänze, für den freieren Umgang mit dem andern Geschlecht. Eine unverwüßliche Lebenslust steckt in diesem Volke, eine Lebenslust, wie sie allen afrikanischen Stämmen innezuwohnen scheint, wie sie ja auch namentlich in den südlichen Nachbarn der Berber, den Negern, sich als unbezwinglich erweist. Diese lärmende und tobende, selbst im Unglück unbefieglige, fast thierische Lebenslust der Neger erscheint nur als eine Uebertreibung derjenigen der Berbervölker; sie hat mich übrigens oft auf den Gedanken gebracht, ob die sich in so manchen, freilich nicht in allen Eigenschaften gleichenden Völker, Berber und Neger, nicht verwandten Ursprungs sein möchten? Eine Frage, die aufzustellen ich nicht der Erste bin, welche aber bis jetzt weder durch befriedigende Gründe verneint, noch auch bejaht worden ist.

Wie überall in den Dajenstädten, so war auch in Dajga das Kaffeehaus der Hauptschauplatz dieser lärmenden Lustbarkeit. In diesem Locale, übrigens einem keineswegs luxuriösen Raume, sondern einer wahren Spelunke, brachten auch meine vier städtischen Begleiter jede freie Stunde zu. Das Leben daselbst besaß so viel Anziehendes für sie, daß ich sie nur mit großer Mühe demselben zu entreißen vermochte. Namentlich der für die Reize des weiblichen Geschlechts so sehr empfängliche Brâhym hatte sich daselbst förmlich festgeseßten. Den Grund werden meine Leser nicht unschwer errathen. Eine junge 'Alima (Tänzerin) hatte sein Herz gefesselt und er ging

ernstlich mit dem Plane um, seinen verschiedenen Gattinnen noch eine so und sovielte (denn er hatte die erlaubte Bierzahl gewiß schon überstiegen) hinzuzufügen. Aber o Wunder! Dieselbe Schöne, deren geringe Sprödigkeit ihr hiesiges Leben doch beredt offenbarte, schlug ihn als Gemahl aus, und zwar mit einer sehr bezeichnenden Erklärung, welche auf die sittlichen Ideen dieser Völker ein helles Streiflicht wirft. Sie wolle, so bekam Brähym es zu hören, wenn sie sich doch einmal verheirathe, nur einen ehrlichen Mann zum Gatten nehmen, und keinen Landstreicher, keinen Stiefelwischer, der das Brot eines Ungläubigen esse und im Dienste desselben gezwungen sei, das Land vagabundirend zu durchstreifen. So wenig Schmeichelhaftes für Brähym auch diese Erklärung enthalten mochte, so schien sie doch vom Standpunkte der Schönen aus vollkommen natürlich. Sie sagte nicht zu viel, wenn sie zu verstehen gab, sie könne die Gattin eines ehrlichen Mannes werden, sie hätte sogar noch mehr sagen können, sie konnte jeden Tag einen Stammeshäuptling heirathen. Denn täglich vermählen sich solche Uállam (Plural von 'Alima, Tänzerin) mit den angesehensten Beduinen; natürlich geben sie in solchem Falle ihr Gewerbe auf und werden oft recht gute Hausfrauen. Ihre Antecedentien sind dann schnell vergessen und schaden ihnen in ihrem künftigen Leben durchaus nichts.

Die Entfernung von Dasea nach der nächsten südlichen Dase el Homma beträgt an zehn geographische (deutsche) Meilen, mußte aber in einem Tage zurückgelegt werden, da sich auf dieser weiten Strecke kein Tropfen trinkbaren Wassers findet und wir Wasser wohl für uns, nicht aber genug für unsre, durch die Wüstenluft besonders zum Durst geneigten Pferde mitführen konnten. Eine solche Strapaze nach dem Capua von Dasea schmeckte meinen Begleitern allerdings nicht, gleichwohl mußten sie sich dazu entschließen. Wir sagten dem letzten Palmbaum dieser herrlichen Dase um 6 Uhr Morgens

Lebewohl und sollten nun für die nächsten 13—14 Stunden nichts als Wüste und zwar eine schauerliche, öde Wüste um uns haben. Doch war diese Wüste kein Meer von Sand, sondern eher eine steinerne Wüste, eine Aneinanderreihung öder Felsplatten, auf denen nichts wuchs, nicht einmal das borstige Halsa. Die Sonne malte diese Felsplatten gluthroth, unsre Augen vergossen vor Geblendetsein so reichlich Thränen, als weinten wir. Endlich gegen 10 Uhr Morgens fing dieser trostlose Charakter der Gegend an, sich ein wenig zu mildern; Halsabüsch und Beifuß erschienen wieder, hie und da auch eine Mariendistel mit ihren schönen weißen Blüthen. Sonderbar, selbst in dieser Wüste trafen wir auf römische Ruinen. Wo sich das Königsvolk nicht niedergelassen hat! Da die hier im Alterthum Lebenden natürlich doch Wasser haben mußten, so nehme ich an, daß hier einmal einer jener artesischen Brunnen vorhanden war, wie sie die Eingebornen der algierischen Sahara schon zweitausend Jahre vor Erfindung unsrer artesischen Brunnen kannten, ein nicht geringer Hohn, den das Alterthum dem auf seine Erfindungen überstolzen Europa des neunzehnten Jahrhunderts zuwirft.

Am Mittag machten wir einen halbstündigen Halt bei einem wasserlosen Flüsschen, dem Ued Dorbata, von den Beduinen, welche das  nicht aussprechen können, Gurbata genannt, ganz wie sie auch statt Dafsca stets Gafsca sagen. Dieses trockene Flußbett hatten wir nun bis zum Abend zum Begleiter, und es war nicht unwillkommen, denn obgleich das Wasser fehlte, so zeigte doch das Vorhandensein einiger Vegetation, namentlich Büsche von tamarix Gallica, daß es nicht immer ohne Feuchtigkeit sein müsse. Ein bißchen Grün in der Wüste thut aber dem Auge wohler, als anderswo ein Prachtgarten. Schon wurde es Nacht, und wir hatten die Wüste nicht hinter uns gebracht. Die Sonne war blutigroth untergegangen und beinahe gleich darauf vollkommene Dunkel-

heit eingetreten. So schien es uns wenigstens Anfangs, bis sich unser Auge an dieses Wüstendunkel gewöhnte. Allmählig stellte sich unser Sehvermögen wieder ein, welches uns schon fast verloren geschienen hatte. Wir erkannten den Weg, den wir reiten mußten; das war freilich auch Alles, was wir erblickten.

Endlich gegen 7 Uhr Abends sahen wir etwas wie eine schwarze Wolke vor uns. Wir ritten darauf zu und bald umgab uns diese dunkle Masse; es war der Palmentwald von el Homma. Palmentwälder beim Mondschein bieten einen herrlichen Anblick. Heute Abend war aber der Himmel dick mit Wolken bedeckt, so daß der Mond, der zwar meiner Rechnung nach schon seit einer viertel Stunde am Himmel stehen mußte, völlig verfinstert wurde. Wir würden uns auch ohne Zweifel verirrt haben, hätten wir nicht einen Araber getroffen, der uns zum Hauptdorf von Homma führte.

Das Dorf, in welchem ich mein Zelt aufgeschlagen hatte, hieß Sayydy Hâkat, vom Grabe eines Heiligen so benannt, welcher hier das Ende seiner wunderthätigen Laufbahn erreicht hat. Er war ein großer Wundermann gewesen und soll durch bloßes Hineinspucken sechs gewöhnliche Wüstenquellen in mineralisch-thermische verwandelt haben. Allerdings existiren diese Quellen, sie sind leichtschwefelhaltig und variiren in der Temperatur von 20—25° Réaumur. Man schreibt ihnen abergläubische Wirkung zu, namentlich die Segnung des Schooßes der Unfruchtbaren, ein Gegenstand, in welchem der Heilige Großes geleistet haben soll, indem er mit unfruchtbaren Frauen nach dem Bade in seinem Zelt eine Stunde lang eifrig zu beten pflegte, was fast immer den gewünschten Erfolg hatte. Auch jetzt soll er noch einen Nachfolger in dieser Specialität haben, ein sehr ausgemergeltes kleines Männchen mit einer ungeheuren Nase, Namens Sayydy bu Hânesch, welcher mir gezeigt wurde. Die Dase el Homma hat vier

Dörfer, nämlich außer dem genannten noch Lork, Mahreb und Schayba, jedes unter einem eignen Schaych el balad stehend. Uebrigens ist el Homma nur eine kleine Dasegruppe und wird von Manchen zu der von Tûsâr gerechnet.

Um 7 Uhr Morgens ritten wir südlich, kamen wieder durch ein kleines Stück Wüste und erreichten um 9 Uhr die herrliche Dase von Tûsâr, den Mittelpunkt und Hauptort des ganzen Balad-el-Dscharyd. Wenn auch Tûsâr nicht alle Tage tausend Kameele mit seinen Datteln beladen kann, wie el Bakry behauptet, so ist es doch überreich an diesen köstlichen Früchten, welche die geschätztesten des ganzen Dscharyd sind. Man behauptet, daß nicht weniger als dreimalhunderttausend Palmbäume in dieser Dase stehen, aber das kann nur eine allgemeine Schätzung sein, da man die Bäume hier nicht zählt, wie in Algerien, wo von jedem einzelnen Steuer entrichtet werden muß. Jedenfalls ist es der imposanteste Palmentwald, welchen ich in meinem Leben gesehen habe. Die feinen luftigen Federkronen heben sich mit ihren immergrünen Fächern oft an achtzig Fuß hoch in die Lüfte und bilden gleichsam die Gewölbe eines unermesslichen Domes, der jedoch keineswegs öde ist, sondern von einem dichten Wald niederer Bäume, Drangen, Citronen, Granaten, Johannisbrod-, Del- und Feigenbäumen ausgefüllt wird, welche ihr bald mattes, bald saftig grünes, bald schwärzlich dunkles Laub in harmonischer Buntheit untereinander mischen. Jetzt war diese Riesenhalle der Natur auch noch durchräuchert von dem köstlichen Duft der Drangenblüthen, welche sich zu erschließen begannen, und geschmückt durch die feurig rothen Granatenblumen und durch die edle zarte Blüthe des männlichen Palmbaums, während die des weiblichen sich bescheiden zu verstecken schien. Die Dasebewohner überlassen die Begattung dieser Palmbüthen nicht immer der Natur, sondern klettern oft von einem Baum auf den andern, um die weibliche mit dem Blütenstaub der

männlichen zu bespritzen. Auch auf dem Erdboden selbst ist in dieser Gase kein Mangel an lieblichen und nützlichen Gewächsen. Die Erde trägt so gleichsam eine dreifache Schicht der Vegetation und jede gedeiht gleich gut, denn die Fruchtbarkeit dieses Landes ist unermesslich überall da, wo die Hauptbedingung derselben, das Wasser, nicht fehlt.

Tüsär ist jetzt nicht mehr, wie im Alterthum und wie noch im elften Jahrhundert, als el Bakry hierher kam, eine einheitliche Stadt, sondern eine Gruppe von Dörfern, welche in den Pflanzungen in unbedeutender Entfernung von einander zerstreut liegen. Um das Hauptdorf Ssarâwy gruppieren sich die Nebendörfer Ditna, Dssuwa, Dababsa, Sebda, Bânu Hâdis, Ssaydy Abid, Schorfâ und Messrhûna. Wie in der algierischen Sahara, so sind auch hier alle Häuser, außer dem Regierungspalast, aus Luftziegeln erbaut. Man hat sich die Mühe genommen, dieses häßliche Material vielfach mit Arabesken und gradlinigen Figuren zu verziern, eine höchst unnütze Arbeit, da die ungebrannte Erde sehr bald unter den Einflüssen der Temperatur so leidet, daß die auf ihr angebrachten architektonischen Verzierungen formlos werden. Ich kenne nichts Häßlicheres, als Häuser von Luftziegeln, und die von ihnen erbauten Dörfer und Städte; so sah ich in Oberägypten ganze große Städte aus diesem Material errichtet; sie machten mit ihrer grauen oder gelblichen irdenen Masse einen so schwermüthigen und dabei so uncivilisirten Eindruck, daß man sich unwillkürlich nach den Zelten der Beduinen zurücksehnte. Der Luftziegelbau bezeichnet offenbar eine sehr niedrige Culturstufe. Dennoch kann man nicht sagen, daß diese Gassenbewohner in der Cultur tiefer ständen, als die übrigen Bewohner der Regentschaft. Im Gegentheil, sie schienen mir nicht nur bessere Bebauer des Bodens, sondern auch friedlichere, an ein geregeltes Leben mehr gewöhnte Menschen.

Uebrigens scheint schon im Mittelalter nach der Be-

Schreibung der Bauten Tüsars bei el Bakry die Bauart aus Luftziegeln vorgeherrscht zu haben, denn solche muß man wohl verstehen, wenn er z. B. sagt, eine Mauer von Backsteinen; da man, wären es wirkliche Backsteine gewesen, doch unter den Trümmern noch Spuren derselben finden müßte. Freilich sagt auch der Geograph von Cordoba zuweilen ausdrücklich, daß ein Gebäude von Steinen errichtet sei. Höchst wahrscheinlich entstammten alle diese Steine, mit denen einzelne Quartiere oder Häuser im mittelalterlichen Tüsär erbaut waren, älteren Gebäuden, meist wohl römischen Ursprungs, denn alle die zerstreuten Architekturfragmente, deren man hier viele sieht, tragen einen antiken und nicht einen mittelalterlichen Stempel. Namhafte Ruinen sind in Tüsär zwar nicht vorhanden, aber viele Indicien zeigen an, daß hier im Alterthum eine Stadt und zwar eine solche, die sich eines gewissen Wohlstandes erfreute, gestanden haben muß. Am Hauptflüßchen der Dase, dem Ued Barbük, sieht man noch einen antiken Schleußendamm, welcher das Wasser aufhielt und in drei Canäle vertheilte. Unweit davon zeigt sich ein wohlerhaltener römischer Brunnen und einige hundert Schritte weiter auch die Fundamente eines tempelartigen Gebäudes oder möglicherweise einer Basilika, wie die Aufstellung der Säulenpedestale und verschiedene auf dem Boden liegende Säulenschäfte bezeugen. Ueber die kleinen Nebenflüsse führen noch heutzutage zwei antike Brücken, an denen ich äußerst wenig von einer mittelalterlichen und nichts von einer modernen Restauration bemerkte. Außerdem trifft man jeden Augenblick auf alte Kunstfragmente und sieht deren viele im Regierungshaus und selbst in einigen Luftziegelhäusern im Verein mit der ungebrannten Erde zum Bau benutzt.

Wenn wir nun nach den vorhandenen Resten des Alterthums hier eine römische Stadt suchen müssen, so giebt uns die Namensähnlichkeit wie von selbst den Namen Thusurus

an die Hand, von dem wir wissen, daß es ungefähr in dieser Gegend lag, wenn auch die Entfernungsangabe der Peutinger'schen Tafel nicht recht passen will. Diese giebt Thusurus nämlich als 35 Milliarier von Thiges entfernt an, welches man in dem nur 12 — 13 Milliarier von Tûsâr entfernten Tâdschi's wiedererkannt hat, ein Unterschied von 23 Milliarier, welcher unmöglich durch Umwege erklärt werden kann. Bei Ptolemäos finden wir dieses Thusurus unter dem Namen Tisurus und hier ist die Lage so angegeben, nämlich in nächster Nähe von Tichasa (Tâdschûs, Thiges) und Metata (Nesta), daß uns fast kein Zweifel an der Identität von Tûsâr mit Thusurus oder Tisurus übrig bleiben kann. Auch die Entfernung von Dasca wie sie der Alexandriner angiebt, stimmt sehr gut. Hiermit haben wir freilich auch nur einen antiken Namen für das heutige Tûsâr gefunden, denn über die Bedeutung dieser Stadt im Alterthum ist uns nicht das Geringste überliefert, außer daß Thusurus, wie jedes Dorf in Afrika, in der christlichen Periode seine Bischöfe besaß, deren uns drei bekannt sind, Benenatus, der 393 auf dem Concil zu Cabarsuffum erschien und Affelicus (sein donatistischer Gegenbischof hieß Aptis), sowie Florentinus, welche auf den Concilen von Karthago, 411 und 484, als episcopi Tusuritani aufgeführt werden. Wir haben somit für dieselbe drei Namensformen Thusurus, Tisurus und Tusurus, welche sich alle drei dem heutigen Namen Tûsâr auffallend nähern. Außer diesen Lesarten kommt in einigen Codices noch Tizuritanus vor, welches auch die Form ist, die wir in der Notitia Imperii finden, wo der Ort Tizurus heißt.

Den größten Theil des 23. März benutzte ich zu einem Ausflug nach dem nur zwei deutsche Meilen von Tûsâr in östlicher Richtung entfernten Tâdschûff. Nach anderthalbstündigem Ritt durch die kleine Wüste, welche beide Dasengruppen Tûsâr und Tâdschûff trennt, erreichten wir das in einem Pal-

mentwald versteckte große Dorf Dagâschâ, das nebst Dr'hyff und Sjedadhâ die Hauptorte dieser Vasegruppe bildet, welche heutzutage von den Arabern nicht mehr nach Tâdschûs, das nur noch Ruinenstadt ist, sondern mit dem Districtnamen 'Odiâna genannt wird. Von Dagâschâ nach Dr'ys ritten wir immer durch die üppigste Palmenpflanzung, in welcher wir fünf bis sechs Dörfer antrafen, das erste Sauya el 'Arab, dann Sork oder Sorkân, darauf Bânâ Mudschid, Sjeba' Bihâr und Kass el 'Ayn, wo wir den kleinen Fluß, welchem die Vase ihre Fruchtbarkeit verdankt, überschritten. Sein Wasser ist, wie das von el Homma, schwefelhaltig und von erhöhter Temperatur; mein Thermometer zeigte im Wasser 24° Réaumur.

Dr'hyff selbst ist ein großes Dorf, auf einem Hügel mitten im Palmenwald gelegen. Nichts war hier, was eines Aufenthalts werth sein mochte; so wandten wir uns denn bald gegen Süden und erreichten nach weiterem halbstündigen Ritt das Trümmerfeld Tâdschûs, in dem man das antike Thiges, das Tichasa (*Tixasa*) des Ptolemäos, wiedererkennen will. Die Namensähnlichkeit zwischen Thiges und Tâdschûs ist in der That so groß, daß dieselbe uns hier, in Ermangelung anderer Beweise, beinahe schon allein die Identität beider Orte verbürgen kann. Nach der Peutinger'schen Tafel finden wir hier freilich denselben Mißstand wie bei Tûsâr. In der christlichen Periode finden wir zwei Bisthümer als Tigisitani bezeichnet, aber keines von diesen kann mit dem Thiges, mit dem wir es hier zu thun haben, identisch sein, da das eine als in der Mauritania Caesariensis, das andere als in Numidia gelegen, bezeichnet wird. Dagegen finden wir in der Byzacena ein Bisthum Ticensis, dessen Bischof Gallus im Jahre 411 auf dem Concil zu Karthago ohne seinen Gegenbischof erschien, welcher zu Hause geblieben war. Zur Zeit von Hunerich's Concil, 484, war das Bisthum erledigt. Da-

gegen kommt später im Jahre 641 noch ein Bischof als *Episcopus Sanctae ecclesiae civitatis Ticibus* vor. Der Name scheint also von Thiges und Tichasa in späterer Zeit in Tices übergegangen zu sein. Nach Ptolemäos trifft jedoch die Lage ebensogut zu, wie die letzterer Stadt. Außer bei diesen beiden Autoren, geschieht dieses Ortes noch bei Plinius Erwähnung, welcher ihn *oppidum liberum Tigense* nennt.

Die Ruinen dieser antiken Stadt sind die bedeutendsten im ganzen Balad el Dscharyd, was seinen Grund darin haben mag, daß hier keine arabische Stadt die Nachfolgerin der antiken geworden war, wie in Tûsâr und Dafsâ, sondern die Stätte unbewohnt blieb. Jetzt wächst mitten zwischen den Ruinen heraus ein herrlicher Palmenwald, in welchem die Trümmer zerstreut sind. Zwei große Stücke der Stadtmauer von etwa sechs Fuß Dicke, die Reste eines Uferdamms an dem kleinen Flüsschen und die von drei Brücken, einige Häuserfundamente, die Ruine eines Badebassins nach Art derer von Capsa gebaut, die eines tempelartigen Gebäudes, zahlreiche Epistylfragmente und andere Reste von Kunstbauten sah ich in der Palmenpflanzung zerstreut. Ohne Zweifel hat auch der Sand, der vom nahen Salzsee her gegen diese Dase eingedrungen ist, viele Fundamente verschüttet. Dennoch konnte ich einige Stadtstraßen deutlich traciren. In der Mitte des Ruinenfeldes liegt ein großer viereckiger Thurm von großen Werksteinen erbaut, welches Material man überhaupt hier vielfach und von sehr schöner Qualität sieht.

Die Ruinen von Thiges liegen unmittelbar an der großen Ssebcha (Salzsee) Firâun, d. h. See des Pharao, worunter die Araber immer jenen ägyptischen König verstehen, der bei Verfolgung des Moses im rothen Meere ertrank, mit welchem Meere diese Ssebcha durch metaphorische Begriffsausdehnung

bald verglichen, bald von Unwissenden selbst verwechselt wird. Die Sebcha ist nichts Anders, als der fabelhafte Tritonfluß, den Ptolemäos in's Mittelmeer münden und drei Seen, den Libyschen, den Tritonsee und den Pallassee bilden läßt, eine Angabe die offenbar auf der Tradition beruht, daß einst die ganze Sahara ein Meer gebildet und mit dem Mittelmeer in Verbindung gestanden habe. Dieser Tradition sprechen selbst die Geologen nicht jegliche Begründung ab, da man in den fossilen Muscheln der Sahara große Aehnlichkeit mit denen der Ufer des Mittelmeeres und außerdem noch viele geologische Indicien findet, welche glauben machen, daß in irgend einer ferngerückten geologischen Periode die Sahara wirklich ein See und mit dem Meer verbunden gewesen sei. Hierhin verlegt die Mythologie die Geburt der Pallas, selbst Jason und seine Argonauten werden von Pindar an diesen See versetzt. Wie alle Sebcha's oder Schott's der Sahara, deren ich in Algier schon so viele sah, so ist auch diese neun Monate hindurch meist trocken, dann bildet sich über dem Salzwasser eine dichte Kruste, welche man sich jedoch zu betreten hüten muß, da man wie in einen Sumpf versinken kann. Eine feste Straße führt mitten durch diesen See und ist durch von Zeit zu Zeit angebrachte Pallisaden kenntlich. Die ganze Länge der Sebcha beträgt an 15 geographische Meilen bei einer halb so großen Breite.

Am westlichen Ende der Sebcha liegt die vierte Oasen-Gruppe des Balad el Dscharyd, deren Besuch ich den Tag des 24. März widmete, nachdem ich am Abend vorher nach Tûsâr zurückgekehrt war. Ein dreistündiger Ritt, immer am nördlichen Saum der Sebcha hin, brachte uns durch eine kleine Wüstenstrecke nach dieser mit Tûsâr an Fruchtbarkeit wetteifernden Oasengruppe. Mittag hielten wir in dem Hauptort von Nefta, Namens Ssuq (Markt), wo ich im Regierungs-

gebäude für einige Stunden Schutz gegen die Mittagssonne fand. Dann ging ich an's Aufsuchen der Ruinen, welche ich hier zu finden glaubte, und ward an eine höchst sandige Stelle dicht an der Sebcha geführt, wo der Tradition zufolge die antike Stadt gestanden haben soll. Jetzt befindet sich nichts dafelbst, als die Grabkapelle eines arabischen Heiligen, Namens Sjahydy Hassân. Wenn hier wirklich im Alterthum eine Stadt befindlich war, so sind ihre Fundamente seitdem spurlos verschwunden; freilich bedeckt hier der Sand oft in wenigen Jahren ganze Strecken, Brunnen, Gebäude, Pflanzungen und Alles, so daß es wohl möglich ist, daß die Tradition Recht hat und daß unter den Sanddünen von Sjahydy Hassân eine Stadt begraben liegt. Wie hieß diese antike Stadt? Die Peutinger'sche Tafel nennt ein Aggarsel-Nepte, ebenso der Anonymus von Ravenna ein Nepte, Ptolemäos in dieser Gegend ein Netata, auch kennt man ein Bisthum aus der letzten Hälfte des fünften Jahrhunderts, Namens Neptis, dessen Bischof Laetus, auf Hunerichs Befehl verbannt, ein Heiliger des Calenders wurde (sein Tag ist der 23. September). Alle diese Namen möchten wohl, sowie auch der des Episcopatus Nebbitanus, der schon 411 erwähnt wird, mit einander und mit dem heutigen Nefta identisch sein, aber alle bestimmten Indicien, ja irgend welche nachweisbare Ruinen fehlen, so daß man gar nicht einmal bestimmt behaupten kann, daß hier wirklich eine antike Stadt war.

Außer Ssuq besitzt die Dajengruppe von Nefta noch sieben Dörfer, Ummada, Schorfâ, Sjahydy Sâlim Sebda, Alkma, Qudila, Aulâd 'Alyy und Bânâ Mohammed. Auch ihr Flüsschen ist mineralisch-thermisch von 18° Réaumur Wärme. Ich besuchte mehrere Dörfer, fand jedoch in ihren Häusern nur Luftziegel und nicht, wie ich es gehofft hatte, alte Architekturfragmente zum Bau verwendet.

Am Abend des 24. März nach Tûsâr zurückgekehrt, verließen wir dieses am folgenden Tage und ritten in 14 bis 15 Stunden nach Dasga durch dieselbe schauerliche Wüsteneinsamkeit zurück, welche wir schon auf dem Hinweg zur Genüge kennen gelernt hatten.

## Siebenzehntes Capitel.

### Seryâna.

Ruinen von Smâ el Hamrà. — Ein zärtlicher antiker Gatte. — Untersuchungen über die Lage von Gemellae und Gremellae. — Das moderne Seryâna. — Die Grabkapelle des heiligen Ssayydy Telyl. — Seltsame Sage über diesen. — Madynat el qadyma. — Rass el 'Ayn. — Untersuchungen über die Lage von Chelepte. — Ein römisches Balneum. — Der „schwarze Stein“.

Wenn Marius auf seinem Zuge nach Capsa denselben Weg eingeschlagen hätte, welcher mich von dieser Stadt nach Seryâna führen sollte, so würde er nicht nöthig gehabt haben, eine so große Menge von Wasserschläuchen mit sich zu führen, da ein kleiner, im Frühjahr nach den Regengüssen mit Wasser gefüllter Gießbach die ganze Strecke durchrinnt und außerdem noch das nur sieben Meilen von Capsa entfernte Seryâna Ueberfluß an Quellen besitzt. Der römische Feldherr wollte freilich seinen Zug geheim halten, darum führte er seine Truppen westlich durch Einöden an den kleinen Fluß Tanas, dem heutigen Ued el abhadh, und von da in drei nächtlichen Marschen nach Capsa, wo er ankam, ehe man von seinem Marsche Kenntniß besaß.

Diese Gegend muß zur Zeit, als Rom definitiv von ihr Besitz ergriffen hatte, eine dichte Bevölkerung gehabt haben, denn kaum in irgend einem andern Theil des tiefen Innern trifft man so viele Ruinenstädte und vereinzelte Denkmäler an.

Das erste dieser Denkmäler sollte ich gleich am Morgen des 26. März, zwei Stunden nach meiner Abreise von Dasga, erreichen. Es lag einsam in einer öden Landschaft am Rande

eines wasserlosen Flüsschens, das von ihm den Namen trägt, nämlich Ued ess Ssmâ, d. h. Fluß des Thurmes, denn die Araber sehen dieses zierliche Bauwerk, welches ein dreißig Fuß hohes viereckiges Mausoleum ist, für einen Thurm an und nennen es der röthlichen Farbe seiner Bausteine wegen Ssmâ el hamrâ, d. h. der rothe Thurm. Das sehr schöne und wohlerhaltene, aus soliden Werksteinen erbaute, mit korinthischen Pilastern geschmückte Grabmal trägt in großen Lapidarbuchstaben eine lateinische Aufschrift, worin ein zärtlicher Gatte, Namens Lucius, den Tod seiner hier begrabenen Frau, Namens Urbanilla, in den rührendsten Ausdrücken beklagt. Dieselbe lautet:

VRBANILLA MIHI CONIVNX VERECVNDIA PLENA  
 HIC SITA EST  
 ROMAE COMES NEGOTIORVM SOCIA PARSIMONIO  
 FVLTA  
 BENE GESTIS OMNIBVS CVM IN PATRIAM MECVM  
 REDIRET  
 AV MISERAM CARTHAGO MIHI ERIPVIT SOCIAM  
 NVLLA SPES VIVENDI MIHI SINE CONIVGE TALI  
 ILLA DOMVM SERVARE MEAM ILLA ET CONSILIO  
 IVVARE  
 LVCE PRIVATA MISERA QVESCIT IN MARMORE  
 CLVSA  
 LVCIVS EGO CONIVNX HIC TE MARMORE TEXI  
 ANC NOBIS SORTE DEDIT FATVM CVM LVCIDA-  
 REMVR

Diese Urbanilla, sagt die Inschrift, starb in Karthago auf der Rückreise von Rom, wohin sie ihren Mann begleitet hatte. Der Umstand, daß ihre Leiche von Karthago hieher gebracht wurde, deutet an, daß dieser Lucius in der Nähe gewohnt haben muß. Aber man sieht sich umsonst nach Ruinen um, welche der Wohnung eines reichen Römers, was jener

Lucius nach der Pracht des Denkmals zu urtheilen gewesen sein muß, angehört haben könnten.

Mittag machten wir bei einem Ruinenhaufen, welcher dem nahegelegenen Berge nach, den Namen Hanschyr Sjahydy 'Alysch führt. Auch hier sah ich höchst ausgedehnte Ruinen, aber, bis auf einige Grabmonumente, lauter unförmige Schutthaufen. Das am Besten erhaltene Mausoleum zeigte sich dem heute Morgen angetroffenen sehr ähnlich und unterschied sich nur durch einen pyramidenförmigen Aufsatz. Die Inschrift nennt es als Grabstätte eines Julius Rogatus, der 91 Jahre alt wurde.

Nach dem Itinerar kann über den Namen der hier gelegenen Römerstation kein Zweifel bleiben; die Entfernung von 24 Milliarien von Capsa und die Richtung von da nach Telepte giebt uns die Station ad Gremellas, und ganz übereinstimmend mit dieser Entfernungsangabe finden wir auf der Peutinger'schen Tafel eine Station Gemellae, oder, wie es dort geschrieben ist, Vico Gemellas. Als eine große Seltsamkeit muß es jedoch erscheinen, daß das Itinerar außer seinem Gremellae auch ein Gemellae nennt und zwar als die unmittelbar auf Gremellae folgende Station. Da nun die Entfernung von jenem Gemellae nach dem Telepte des Antoninischen Routiers, welches die nächste Station ist, sowie sie das Itinerar giebt, wieder sehr gut mit der Entfernungsangabe von Vico Gemellas nach dem Thelepte in der Peutinger'schen Tafel stimmt, so kann ich nicht umhin, das ganze Mittelglied der Straße, welches das Itinerarium Antonini Augusti zwischen Gremellae und seinem Gemellae giebt, als ein fehlerhaftes Einschiel anzusehen, wahrscheinlich durch eine unachtsame Wiederholung desselben Namens durch den ersten Zusammensteller dieses Provinzialroutiers entstanden. In dieser Annahme bestärkt mich der Umstand, daß der älteste und einer der besten Codices, der aus dem achten Jahrhundert

stammende Wiener Codex, hier hintereinander zweimal Gremellas schreibt und von einem Gremellas nichts weiß (Itinerarium Ant. Aug. ed. Parthey et Pinder p. 35). Ein anderer Codex giebt auch noch dazu die Entfernung von Gremellas nach Gemellas als dieselbe wie die von Gemellas nach Telepte an, ein neuer Wiederholungsfehler. Aus allem dem scheint mir hervorzugehen, daß das vermeintliche Gremellae und Gemellae ein und derselbe Ort waren. Wenn wir, wie es wahrscheinlich ist Telepte oder Thelepte in Madynat el qadyma bei Feryana zu erblicken haben, so bestätigen auch von dieser Seite die Entfernungsangaben des Itinerars und der Tafel, welche bis auf 2 Milliarien übereinstimmen, vollkommen die Lage von Gemellae an Stelle von Sjahdy 'Ayisch.

Dieses Gemellae war ohne Zweifel identisch mit der in der Notitia Dignitatum genannten Festung, dem unter dem Comes Africae stehenden Hauptort des limes Gemellensis. Ein limes bildete eine Gränzprovinz, eine Art von abgesondertem Militärdistrict, an ein feindliches oder rebellisches Land anstoßend, und wir ersehen sowohl aus dem Umstand, daß Gemellae Hauptstadt eines solchen limes war, als daraus, daß das nahe Capsa als Festung eine wichtige Bedeutung hatte, daß die Numidier dieser Gegend den Römern viel zu schaffen gemacht haben müssen, ähnlich wie die Bewohner der Mauritania Sitifensis (der heutigen Kabylien), in welcher nicht weniger als vier bis fünf Limites befindlich waren.

Auch Gemellae war in der christlichen Periode ein Bisthum, dessen Bischof Vicleus 255 auf dem von Cyprian präsidirten Concil erschien. Im J. 411 sandte es nur einen donatistischen Bischof zum Concil von Karthago. Dieser, Namens Burcaton, rief stolz aus, als sein Name verlesen wurde: Traditorem non habeo nec habui unquam. Als Verräther galten natürlich den Donatisten die katholischen Bischöfe. Zu Hunerichs Zeit war es wohl schon zerstört, da kein Bischof mehr vorkommt.

Im Laufe des Nachmittags kamen wir an nicht weniger als vier Hanschyr (Ruinenstädten), lauter unförmigen, unkenntlichen Trümmerhaufen, vorbei. Der letzte lag in einem engen Thal und führte den Namen Nagr el Fül (Schloß der Bohne), dann gelangten wir in eine offene Gegend, in welcher die kleine Dasis Feryâna uns aufnahm.

Das moderne Feryâna ist ein Dorf von etwa fünfhundert Einwohnern, mit meist einstöckigen steinernen oder von Luftziegeln erbauten Häusern, mit einem sehr kleinen Basar von kaum einem Duzend Läden, in welchen viele Schmuckartikel seltsamster Form von Silber, Korallen oder Glas, für die Beduinenweiber der Umgegend, feilgeboten werden. Die Landschaft bildet durch ihre Palmenpflanzungen einerseits, andererseits durch ihre dem Norden mehr entsprechende Bodencultur ein Mittel Ding zwischen einer Oase und einer Landschaft des Tell. Derselbe zwitterhafte Character drückt sich auch in der Mischung ihrer Bevölkerung aus. Dieselbe besteht nämlich theils aus den den Saharastämmen verwandten, in Häusern ansässigen, bäurisch lebenden Dorfbewohnern, theils aus den nomadisch in der Gegend herumziehenden, aber oft doch für längere Zeit hier mit ihren Zelten sich niederlassenden Beduinen, vom Stamme der Aulâd Sjahydy 'Abd. Den Hauptstolz der Einwohner bildet die Moschee und die daneben liegende Sâuya (hohe Schule), welche den Namen eines Heiligen, Sjahydy Talyl führt, dessen Andenken in so hohen Ehren steht, daß fast alle Feryâner sich Aulâd Sjahydy Talyl oder Tlyly (d. h. etwa Talylaner) nennen. Der Name Aulâd bedeutet zwar Söhne, und auch wirklich rühmen sich viele Einwohner Feryâna's von dem großen Heiligen abzustammen, aber die Bedeutung des Wortes braucht keineswegs buchstäblich genommen, sondern kann lediglich bildlich als Verehrer erklärt und übersetzt werden.

Von diesem wunderlichen Heiligen erzählte mir der Wakhyl

(Wächter) seines bei der Sânya gelegenen Grabes, welchen ich am Abend besuchte, die fabelhaftesten Geschichten. Er soll hier in der Nähe in einer schwarzen Höhle gewohnt haben, welche noch gezeigt wird und die auch ich sah. Schwarz heißt sie wegen der Dunkelheit des Gesteins sowohl, als wegen ihrer in Folge der vielen von Schäfern oder Nomaden in ihrem Innern angezündeten Feuer geruhten Decke. In dieser Höhle lebte nun Sjahydy Tahyl, von der ganzen Welt zurückgezogen, in der ersten Zeit auch ohne Besuche von Verehrern, welche ihm erst später, als der Ruf seiner Heiligkeit stieg, zu Theil werden sollten.

Ein Gelübde, welches er abgelegt hatte, verhinderte ihn, selbst für seine Nahrung zu sorgen. Aber dafür starb er doch nicht Hungers. Denn Allah hatte sechs Löwen angewiesen, die Diener des Heiligen zu sein. Diese brachten ihm alle Nahrung, deren er bedurfte, und waren in seiner Gegenwart so sanft und friedlich, daß sie ihm wie Hunde gehorchten. Wenn er reisen mußte, so ritt er auf einem der Löwen, während die fünf andern daneben herliefen, bis der erste müde war, worauf ihn ein anderer ablöste. So legte Sjahydy Tahyl oft in einem Tage ungeheure Strecken zurück.

Was ihn zuerst als einen Wundermann bekannt machte, war folgendes Ereigniß. Eines Tages verirrt sich ein Beduinenkind von einem auf der Wanderung begriffenen Stamme bis vor Sjahydy Tahyls Höhle. Das Kind trat sorglos ein, aber wer beschreibt sein Entsetzen, als es in derselben einen nackten, am ganzen Leibe behaarten Greis in Mitten von sechs Löwen sitzen sah. Das Kind wollte fliehen, aber es fühlte sich von einer magischen Gewalt gefesselt. Der Heilige kam auf es zu und tröstete es. Er hatte nicht nöthig, zu fragen, wie der Kleine sich verirrt habe, und woher er komme, denn er wußte Alles im Voraus. Darum versprach er gleich, ihn zu seinen Eltern zurückzuführen.

Ssayhydy Tahl sahnte das Kind auf einen Löwen, er selbst bestieg einen zweiten und die vier andern liefen neben her. Bald erreichten sie eine Lagerstätte, welche jedoch leer war, aber alle Anzeichen sprachen dafür, daß ein wandernder Stamm hier gelagert habe. Sie verfolgten die Spur desselben und erreichten abermals einen Zeltplatz, aber auch dieser war bereits verlassen. Da der Stamm, zu welchem der Kleine gehörte, vom äußersten Ende Arabiens kam, und im Begriff war, nach Marokko auszuwandern, und Ssayhydy Tahl mit seinem Schützling ein Lager nach dem andern zu spät erreichte, so kamen sie, immer dem Wanderstamm folgend, beinahe durch das ganze Paschalik Tunis und das von Algier. Natürlich konnten sie von der Bevölkerung nicht lange unbenutzt bleiben; bald ging der Ruf von den zwei Löwenreitern durch's ganze Land, dessen Bevölkerung schaaarenweise zu dem Heiligen strömte, ihm ihre Verehrung bewies und ihn bat, ihn durch ihr Stammesgebiet begleiten zu dürfen. Ssayhydy Tahl gestattete es; er ließ sich sogar herab, für die Nacht die Gastfreundschaft der Menschen anzunehmen und kehrte selbst in Städten ein, wo er im Hause oder Palast des Oberhauptes wohnte und dieser, sowie alle Würdenträger, den Staub seiner Füße küßten.

Nach Algier gekommen, wurde er vom Beherrscher des Landes gebeten, in dessen Palast abzustiegen, was der fromme Mann auch zu thun geruhte. Aber dieser Pascha, obgleich er eine gewisse Frömmigkeit durch diese Einladung des Heiligen an den Tag gelegt hatte, war doch kein recht gottesfürchtiger Mensch, er zweifelte an der Wunderkraft des Heiligen. Er bildete sich nämlich ein, die Löwen seien ganz gewöhnliche gezähmte, abgerichtete Löwen, denen man die Zähne ausgerissen und die Klauen abgeschnitten habe und die außerdem noch durch Opium betäubt worden wären, wie die Löwen von Ssayhydy Daud, welche alle Jahre die Regier, ihre Abrichter,

durch Algiers Straßen zu führen pflegen. Darum wollte der Dey seine Künste mit diesen Löwen treiben. Da Sjahydy Talyl dieß aber vielleicht nicht gelitten haben würde, so wußte der Fürst denselben durch eine List auf kurze Zeit zu entfernen.

Die Löwen, durch die Abwesenheit ihres Herrn, dessen Nähe allein ihre wilde Natur zu bändigen vermochte, wüthend gemacht, empfingen den Pascha, als er zu ihnen eintrat, um mit ihnen zu spielen, so schlecht, daß eine Minute nach seinem Eintritt nichts mehr von ihm übrig war, als der Kopf. Die Löwen hatten alle seine Glieder zerrissen und verschlungen, nur der Kopf war ihnen zu groß, diesen ließen sie auf dem Boden rollen und spielten damit wie mit einer Kugel.

Wie der Heilige zurückkam, rollte ihm der Kopf des Pascha unter die Füße. Sjahydy Talyl wußte wohl, was vorgefallen war und durch welch' strafbare Gesinnung sich der Pascha sein schreckliches Loos zugezogen hatte, aber das vom Leib getrennte Haupt dessen, deß Gast er geworden war, erregte doch sein Mitleid, und wehklagend redete er es an: „Warum warst du so ungläubig, Fürst?“ sagte der Heilige. „Du lebstest noch, wärest Du ein untadelhafter Moslim geblieben.“

Der Kopf des Dey, vom Heiligen angeredet, bekam plötzlich durch Wunderkraft die Sprache wieder und rief:

„O Mann Gottes, ich glaube an Dich und an alle Wunder, die Du gethan und daß Dir nichts unmöglich ist. Darum kannst Du auch meinen Leib wieder aus dem Rachen der Löwen holen und zusammensetzen. Wenn Du das thust, so gelobe ich, alle Tage hundertmal Deinen Lieblingsvers des Qurâns herzusagen.“

Der Heilige versammelte nun alle Großen der Stadt auf dem Hauptplatz von Algier und ließ auch das Haupt

des Pascha, sowie seine sechs Löwen dorthin kommen. Vor allem Volk erzählte er das Borgesfallene bis zu dem Versprechen des Pascha, den Dorânvers des Heiligen täglich hundertmal herzusagen, was bekanntlich die Bedeutung hat, daß der, welcher dieß thut, zu der religiösen Bruderschaft des Heiligen gehören will. Darauf befahl er dem abgerissenen Haupte schon jetzt mit dem Hersagen des fraglichen Verses den Anfang zu machen, und zum Staunen des Volks begann der Totenkopf wirklich zu sprechen und den Dorânvers zu recitiren. Aber das Staunen nahm noch viel mehr zu, als sie nun sehen mußten, wie nach Hersagung eines jeden Verses eines der vielen kleinen Stücke, in welche die Löwen den Leib des Fürsten zerbissen hatten, aus deren Rachen wieder herausfuhr und sich an das Haupt anfügte. Der Körper des Pascha war nämlich in hundert und ein Stück zerbissen worden. So kam es, daß nach hundertmaligem Recitiren des Lieblingsverses Sjayhydy Talyl's der Körper des Pascha vollständig war, bis auf ein Glied, denn die kleine Zehe am rechten Fuße war das hundert und erste Stück, und dieses konnte der Dey durch keine Bitten vom Heiligen wiedererhalten. „Eine Strafe muß sein“, sagte dieser, „und ich habe Dir nur eine gelinde auferlegt.“

Einige Tage darauf fand Sjayhydy Talyl den Wanderstamm, gab das Kind seinen Eltern zurück, entzog sich aber dem Dank dieses Stammes, des Pascha's, sowie aller der Tausende, welche er durch seine unzähligen Wunderthaten beglückt hatte. Er kehrte nach Feryâna zurück, wo er hundert Jahre alt wurde, starb und ward hier in der Dobba (Grabkapelle) beigesetzt.

Für den Alterthumsfreund besitzt jedoch Feryâna ein ungleich höheres Interesse, als durch Sjayhydy Talyl und seine Wunder, dadurch, daß sich in seiner nächsten Nähe an einer Stelle, welche den Namen Madynat el qadyma, d. h. die alte

Stadt, führt, römische Ruinen von großer Ausdehnung befinden. Als ich mich noch am Tage meiner gegen drei Uhr Nachmittags erfolgten Ankunft in Fernâna dorthin begab, wurde ich durch das weite Trümmergefilde in Erstaunen gesetzt. Die noch vorhandenen Ruinen zeigen sich zwar sehr schlecht conservirt, dennoch erkennt man auf den ersten Blick, daß die hier befindliche Stadt eine wichtige und starke Festung gewesen sein muß. Mitten aus dem weiten, mit kolossalen Werksteinen und Schutthaufen förmlich übersäten Ruinenfelde ragen einige sechs oder sieben größere Mauerfragmente in die Höhe und unter Andern auch vier schöne korinthische Säulen, welche die vier Ecken eines kleinen Gebäudes geschmückt zu haben scheinen und von den Arabern „el Arba' achwân“, d. h. die vier Brüder, genannt werden. Ueber der eigentlichen Stadt erhebt sich der Dschebel Kass el 'Ayn, auf welchem höchst massive antike Ruinen in besserem Zustande erhalten, als die der Stadt, sich erheben. Der in die Augen fallendste Theil dieser Ruinen ist ein riesiges Mauerviereck, aus großen, plump behauenen Quadersteinen aufgeführt, wahrscheinlich seiner erhöhten Lage, seinem festen Charakter, sowie seinem großen Umfang und der in seinem Umkreis eingeschlossenen kleineren Bauten nach zu schließen, die Außenmauer der Citadelle. Die innerhalb dieses Mauervierecks eingeschlossen gewesenene Gebäude sind nur noch in ihren Fundamenten zu erkennen. Ich bemerkte an diesen Ruinen zweierlei Arten des Bauens vertreten, die eine mit großen festen Materialien, die andere mit zerstreuten Bruchstücken aus wahrscheinlich zerstörten, älteren Gebäuden. So sah ich Säulenfragmente, welche so zugehauen waren, daß es unverkennbar schien, daß sie zu einem Gebäude späterer Zeit, als die war, in der sie vielleicht an einer Prachtbaute figurirt hatten, als Bausteine verwendet worden waren. Ueberall in diesem Theile von Afrika, wo wir solcherlei Benutzung von Säulenfragmenten oder sonstiger kunstvoll

gearbeiteter Materialien als gemeine Bausteine finden, spricht die Vermuthung dafür, daß sie zu einer byzantinischen Restaurationsbaute gehörten. Besonders, wenn diese Baute eine Festung ist, gewinnt diese Vermuthung an Wahrscheinlichkeit, denn überall in Afrika restaurirten Belisar und dessen Nachfolger, der Patricius Salomon, die von den Vandalen zerstörten Festungen auf solche eilige und plumpe Weise, indem sie alte Baufragmente zusammenhäufte und damit die noch stehenden Reste der ursprünglichen Festungen wiederherstellten. In Tebessa, dem antiken Theveste, ist dieß vielleicht am deutlichsten zu sehen und dort wurde die byzantinische Restauration auch durch eine aufgefundenene Inschrift unzweifelhaft gemacht. Hier nun sah ich deutliche Indicien eines ähnlichen Werkes.

Aus dem Gesagten möchte ich den Schluß ziehen, daß die hier befindliche Festung, von den Vandalen, wie alle in Afrika, zerstört, zur Zeit der byzantinischen Herrschaft wieder erbaut wurde. Daß diese Stadt das Feraditana der Kirchengeschichte (Morcelli Africa Christ. I. 157...), wie Shaw aus der Namensähnlichkeit schließen will, gewesen sei, glaube ich nicht. Wir kennen aus den Bisthumslisten zwei Feraditana, ein Majus und ein Minus, aber wir wissen nichts über ihre Lage. Andere haben mit mehr Recht in Madynat el qadyma und seiner Citadelle Kass el 'Ayn die römische Colonie Telepte erblicken wollen, welche zwar das Itinerarium Antonini Augusti 71 Milliarier von Capsa entfernt angiebt, während der Weg von Dafsä nach Ferhâna nur 37—38 Milliarier beträgt, also beinahe die Hälfte weniger, ein Unterschied, der zu groß ist, um ihn durch einen durch Terrainschwierigkeiten verursachten Umweg der Straße erklären zu können. Wir haben jedoch schon oben bei Ssayydy 'Aysich, welches wir mit Gemellae identificirten, gesehen, daß das Itinerar hier ein fehlerhaftes Glied der Route durch Versehen eingeschaltet hat, Gemellae

zweimal hintereinander nennt und eine Straße von einem Gemellae zum andern, das dort Gremellae heißt, angiebt. Diese Straße müssen wir von der Summe der ganzen Route abziehen und dann finden wir die Entfernungsangabe des Itinerars mit der Wirklichkeit (denn Sfayhyh 'Alysch liegt in directer Linie 20 Milliaren von Feryhâna entfernt) und auch mit der Entfernungsangabe der Peutinger'schen Tafel, die den Ort zu Folge eines Schreibfehlers Theleote nennt, übereinstimmend. Der heilige Cyprian erwähnt Telepte als eine Stadt der Provinz Byzacium, zu welcher sie also zu seiner Zeit wiedergekommen war, nachdem sie unter Massinissa zu Numidien gehört hatte. In der Kirchengeschichte ist Telepte nicht nur als Bischofssitz, von dem uns drei Inhaber Julianus, Donatianus und Frumentius, welche auf den karthagischen Concilen von 255, 411 und 484 erschienen, bekannt sind, berühmt, sondern auch als die Geburtsstätte des Bischofs Fulgentius von Ruspe, der zweimal vom Vandalenkönig Thrasamund nach Sardinien verbannt, dort als Mönch lebte und später canonisirt wurde.

Auf dem Rückweg von Madynat el qadyma führten mich die Araber nach einem großen viereckigen Gebäude, dicht am Flüsschen gelegen, welches seiner Anlage nach vollkommen dem Namen entspricht, den es noch heutzutage trägt. Es heißt nämlich Hammâm, d. h. Bad, und war offenbar ein römisches Balneum. Auch ein anderes vermeintliches Denkmal wurde mir gezeigt, nämlich ein großer schwarzer Monolith, von den Arabern Hadschr el Assuâd genannt und abergläubisch verehrt, fast wie der berühmte schwarze Stein, den ich in Mekka sah. Dieser Hadschr el Assuâd hat jedoch nicht das Geringste mit der Archäologie zu thun und ist eine rohe Steinmasse.

---

## Achtzehntes Capitel.

### Sfobantala oder Sfbantla (Sufetula).

Menge der Ruinenstädte in dieser Gegend. — Hausch el Chayma. — Hanschyr ess-Sfala. — Ruinen römischer Villen und Bauernhäuser. — Ankunft in Caçrayn. — Lager der Sarâschytsch. — Ruinen von Caçrayn. — Inschriftliche Bestätigung der Vertlichkeit. — Grabdenkmal des Secundus. — Reise von Caçrayn nach Sfbantla. — Das antike Sufetula. — Ruinen dreier Tempel. — Triumphbogen. — Forum. — Byzantinische Citadelle. — Wichtigkeit von Sufetula unter den Byzantinern. — Einnahme durch die Araber.

In der Nähe von Jeryâna liegen noch andere Ruinen, bei dem etwa eine Meile davon entfernten am Fuße des Dschebel ess Sollam (Leiterberges) gelegenen Hausch-el-chayma (rundes Landhaus). Diesem sollte ein Ausflug am Morgen des 27. März gelten. Wir folgten stromaufwärts dem Laufe des Flüsschens Uëd bu Hayya, an dessen Ufer wir einen unförmigen Schutthaufen, Hanschyr Mulâd en Nuâssr antrafen. Nun vertieften wir uns immer mehr in die Berge und kamen nach einer halben Stunde an einen andern Trümmerhaufen, Hanschyr Uëd esch Schryf genannt. Hier sah ich nichts als einige zwanzig enorme Werksteine zerstreut umherliegend und sonst nur Schutt.

Nach einer weiteren Stunde befanden wir uns bei einem großen viereckigen Mauerfundament, von Trümmermassen gekrönt, welchem die Araber den Namen Hanschyr Mulâd el Dschanna, d. h. der Paradieseskinder, geben. Ein Araber erklärte mir diesen Namen durch eine Sage. Ein Beduine, der sich in der Nacht hieher verirrt, habe hier einen strahlend weißen Engel gesehen. Seitdem hätte sich Niemand mehr

hingewagt, bis einmal einige Europäer an diesen Hanschyr gekommen seien und von dort einige Inschriftsteine und die Statue eines jungen Mannes weggetragen hätten. Aus dieser Erzählung wurde mir der Entstehungsgrund der Sage klar. Da die Beduinen über die in römischen Ruinen zuweilen gefundenen antiken Götterstatuen die abergläubigsten Begriffe hegen, so hatte jener, von dem die Legende handelt, wahrscheinlich eine solche Statue für einen Engel gehalten.

Gegen 9 Uhr Morgens erreichten wir die Ruinen von Hausch-el-chayma, welche jedoch den Erwartungen, die ich mir nach den Erzählungen der Araber davon gemacht hatte, durchaus nicht entsprachen. Hier konnte ich nichts erblicken als in Mitte eines nicht einmal sehr bedeutenden Trümmerfeldes die Ruinen einiger aus großen Werksteinen errichteten Mausoleen und das Fundament einer kleinen Citadelle.

Durch den Ausflug nach Hausch-el-chayma war beinahe die Hälfte des Tages verloren gegangen. Wir konnten also nicht hoffen, in der noch übrigen weiter zu kommen als bis nach Dagrâyn (den zwei Schlössern), welches zwar eine Abschweifung nach Westen von unserm graden Wege bildete; aber einmal befinden sich daselbst höchst ausgedehnte und interessante antike Ruinen, und dann war es eine Niederlassung des Stammes der Farâschysch, von welchem wir ja vier Männer bei uns hatten und den wir als uns befreundet ansehen konnten. Der Weg dorthin führte Anfangs in nördlicher Richtung, bis wir nach einem zweistündigen Ritt abermals beim Hanschyr es Sâla bei Trümmern einer römischen Stadt anlangten. Die Fundamente der Stadtmauern waren hier deutlich zu traciren, ebenso die von mehreren Häusern. Die große Ausdehnung des Umkreises der Stadtmauern läßt auf die Bedeutsamkeit dieser antiken Stadt schließen, obgleich ihr Name bis jetzt noch dem Reiche der Vermuthungen angehört. Ptolemäos läßt uns hier gänzlich im Stich; wir haben frei-

lich die Wahl zwischen mehreren von ihm ungefähr in dieser Gegend angegebenen Orten, wie Ubata, Bepillion, Tuscubis, Timica, aber jedes genauere Indicium fehlt. Das Itinerar kann uns gleichfalls nicht leiten, da es die Straße von Telepte nördlich nicht weiter verfolgt und das von der Peutinger'schen Tafel 20 Milliarierien nördlich von Telepte verlegte Ubaha Castrum kann in dem nur 10 Milliarierien entfernten Hanschyr ess Esála wohl schwerlich gesucht werden.

Jetzt blieben uns noch drei volle Meilen bis Dagrån zurückzulegen und da es schon zwei Uhr Nachmittags war, so mußten wir eilen, um nicht spät nach Sonnenuntergang bei den Faråschysch anzulangen. Diese Eile war mir um so mehr unerwünscht, weil wir auf diesem Wege mehr als noch irgendwo außerhalb der bekannteren Ruinenstädte, zahlreiche Reste des Alterthums zerstreut antrafen. Gleich bei den ebenbeschriebenen Ruinen stießen wir auf die unverkennbaren Spuren einer Römerstraße, deren Wagengeleise noch deutlich zu sehen war. Dieser Umstand rechtfertigt es vollkommen, wenn wir die von der Peutinger'schen Tafel angegebene Straße, welche von Telepte über Ubaha Castrum nach Majores führte, hier suchen. Eine wirklich noch in ihren Pflastersteinen nachweisbare Römerstraße, wie die hier vorhandene war, ist aber für den Alterthumsfreund in diesem Lande ein feltner Fund und kann ihm zu einem kostbaren Fingerzeig werden.

Etwas später erblickten wir rechts und links viele zerstreute Ruinen, oft in ziemlicher Entfernung von einander; sie trugen ganz den Character von römischen; die wenigen größeren schienen mir die Reste von Villen (großen Landhäusern), die kleinern entsprachen vollkommen der Beschreibung der Casae oder Casulae (kleiner Landhäuser oder gemauerter Hütten), wie sie die römischen Bauern in der Blüthezeit des Staates hatten und wie sie Martial (Ep. VI. 43) beschreibt, während in ältester Zeit bekanntlich die Casae, sogar die klas-

fische des Romulus, nichts als Schilfhütten waren. Wie klein und namentlich wie schmal mitunter diese Casae gewesen sein müssen, was uns ja auch eine pompejanische Freske im Museum zu Neapel recht anschaulich macht, davon bekam ich hier wieder einen Beleg. Die Thür nämlich, welche bei einer dieser kleinen Bauten noch vollkommen erhalten war, besaß bei einer Höhe von sieben bis acht Fuß eine Weite von kaum anderthalb, so daß nur mit Mühe ein Mann sich hindurchzwingen konnte. Das Gebäude selbst entsprach genau diesen Verhältnissen der Breite zur Höhe. Auch diese für eine so geringe Breite verhältnißmäßig große Höhe ist auf der erwähnten pompejanischen Freske zu sehen. Ein anderer auffallender Umstand bei dieser Thür war der, daß dieselbe nicht die bei solchen bescheidenen Bauten gewöhnlichen Cardines (Thürangeln) besaß, sondern statt deren die mehr bei Luxusbauten üblichen Antepagmenta, d. h. Rillen, durch welche ein unten in der Schwelle und oben in der Decke befestigter Eisenstock ging, welcher nicht nur durch die Rille, sondern auch oben und unten durch die Thürpfosten gänzlich verdeckt war, so daß man nichts vom Bewegungsapparat der Thür sehen konnte.

Aus dem Vorhandensein solcher, allem Anschein nach römischen, ländlichen Wohnungen werden wir zu dem Schlusse geführt, daß die hier Angesiedelten, ungleich der Mehrzahl der Colonisten, welche in Städten lebten und von diesen aus ihrem Landbau vorstanden, wirklich das Land selbst bewohnten, denn an eine Stadt ist bei der weitläufigen Zerstreutheit der Ruinen hier nicht zu denken. Vielleicht waren auch dieß nicht die Wohnungen von freien Colonisten, sondern von Sklaven, welche für ihre Herren das Feld bestellen mußten und oft auf demselben wohnlich untergebracht wurden. Bekanntlich war die Agricultur durch Sklaven in keiner römischen Provinz schon in frühester Zeit so ausgedehnt, wie in Afrika, wo ja auch die Karthager dieselbe schon in so großartigem Maß-

stabe betrieben und zu einer förmlichen ökonomischen Wissenschaft ausgebildet hatten, in welcher die Römer sich sogar von ihnen belehren ließen, wie uns der Umstand beweist, daß nach Zerstörung Karthago's ein dort gefundenes Buch über den Ackerbau vom karthagischen Feldherrn Mago verfaßt, auf Befehl des Senats durch Silanus in's Lateinische übersetzt wurde, fast das einzige Beispiel eines so officiell empfohlenen fremdländischen Werkes (Plinius Hist. Nat. XVIII. 5).

Diese Ruinen von Landhäusern, sowie die zahlreichen in dieser Gegend gelegenen Trümmerstädte lassen auf eine dichte Bevölkerung dieser Gegend im Alterthum schließen. Wie sie jetzt angebaut, oder vielmehr nicht angebaut ist, würde sie freilich nicht im Stande sein, eine solche zu ernähren. Aber zu einer solchen wüstenartigen Steppe, in welcher außer dem vorstigen Halfa (*Marochlea tenacissima*) und dem weißlichen Beifuß (*Artemisia herba alba*) fast nichts wächst, zu einer solchen Steppe, wie wir sie in unserm Jahrhundert sehen, ist sie eben nur in Folge der langjährigen Verwahrlosung durch die arbeitscheue und außerdem noch wenig zahlreiche Bevölkerung geworden, deren geringe Bedürfnisse die Viehzucht auf eine mühelose und ihren nomadischen Instinkten entsprechendere Weise hinreichend befriedigt.

Nach einem weiteren Ritt von einer Stunde trafen wir abermals auf eine Ruine Hanschyr er Küysched, und gleich darauf auf eine andere Hanschyr el Makdûdiss. Letzterer Name schien mir eine entstellte Form von Kadâdyss, welches „ungedroschenes Getreide“ bedeutet und also den Ort als eine Tenne kennzeichnet. Für eine solche mögen wohl die Araber das ansehnlichste hier vorhandene antike Gebäude halten, welches allerdings damit eine entfernte Ähnlichkeit zeigt. Es ist eine große rundliche Ruine, von welcher jedoch nicht viel mehr, als Theile des Erdgeschosses stehen. Daneben liegt ein zweistöckiges Gebäude, sowie noch einige kleinere, welche alle, eben-

so wie die vermeintliche „Tenne“ selbst, den Charakter von Grabmonumenten und Mausoleen tragen. Diese Denkmäler sind übrigens allen architektonischen Schmuckes beraubt, auch suchte ich umsonst nach der kleinsten Inschrift. Wie in so vielen Ruinenstädten, so war auch hier die Nekropole fast das Einzige, was nicht ganz in Schutt und Staub lag. Dennoch vermochte ich es, die Fundamente eines festungsartigen Gebäudes zu traciren, welche von sehr massenhaften Werksteinen gebildet waren, aber Spuren von einer Restauration mit anderen Baufragmenten trugen. Alle übrigen Häuser dieser gewiß einst nicht unansehnlichen Stadt boten jetzt nur unförmige Trümmernmassen.

Ueber den muthmaßlichen Namen dieser antiken Niederlassung hat bis jetzt noch keiner der Reisenden, welche sie besuchten, eine Ansicht geäußert, dennoch möchte ich es wagen, hier eine Identification vorzuschlagen und zwar mit dem von der Peutinger'schen Tafel erwähnten Ubaha Castrum, welches 20 Milliarie von Telepte entfernt lag. Die directe Entfernung von Ferhâna nach Hanschyr el Maqdûdiss beträgt zwar nur 16 Milliarie, aber vier können gewiß hier auf den Umweg gerechnet werden. Das Itinerar giebt hier keine Straße an.

Bei einbrechender Dunkelheit stießen wir plötzlich auf mehrere Gruppen von Zelten, welche mit einer Umfriedigung von aufgeschichteten Reisern und Dornen umgeben waren. Daß dieß unser Nachtlager bei Dagrâhn war, stand außer Zweifel. Wie aber hinein kommen? Das schien Anfangs gar nicht leicht, denn ein ganzes Heer großer schakalsartiger Hunde brach mit fürchterlichem Geklâffe daraus hervor und schien uns den Eintritt streitig machen zu wollen. Die arabischen Hunde sind ebenso orthodox fanatische Moslims, wie ihre Herren. Sie haben ungemein feine Spürnasen und wittern den Kezer und Ungläubigen, selbst wenn sie noch nie einen

gesehen hätten. In unserer kleinen Karawane waren nun drei Nichtmoslims, nämlich außer mir noch die beiden Kinder Israels und deren unheilige Ausdünstung mochte den orthodoxen Niechorganen dieser gläubigen Hunde keineswegs gefallen. Auch die Stadtaraber pflegen diese interessanten Thiere nicht zu lieben; dieselben mögen ihrem Instinkt wohl als halbe Europäer gelten. Was sie aber lieben ist der alte staubige, zerfetzte Burnus des Beduinen und zum Glück hatten wir vier der letzteren bei uns, Farâschysch von dem Stamme der Herren dieser Zelteswächter. Unfern vier Farâschysch gelang es denn auch schnell, die stammverwandten Thiere zu besänftigen, welche sich, knurrend und murrend zwar, aber doch zurückzogen.

Diese unsre beduinischen Begleiter begaben sich nun zuerst in die Zelte, um auf unsre Ankunft vorzubereiten. Aber es dauerte nicht lange, so kam eine ganze Schaar von Farâschysch zu uns heraus und begrüßte uns auf's Höflichste.

Einige von ihnen hatten nämlich schon früher Kunde von unsrer Annäherung erhalten und erfahren, daß wir nicht mit dem gewöhnlichen Erpressungssystem reisten, welches übrigens auch bei ihnen gar nicht praktisch anzuwenden gewesen wäre, ja daß wir sogar einige ihrer Stammesgenossen bei uns hatten. Dieß sicherte uns einen trefflichen Empfang. Ich wurde in ein prächtiges Zelt geführt und dort eingeladen mich auf einem Fell niederzulassen, welches ich zu meinem Erstaunen für das eines Löwen erkannte. Wohl wissend, daß diese Gegend im Besondern, wie die ganze Regentschaft Tunis im Allgemeinen jetzt nur noch äußerst selten Löwen sieht, so war ich neugierig genug nach der Erlegungsart dieses Thieres zu fragen und erfuhr, daß dasselbe bei der Jagd, welche die hierin sehr unerfahrenen Farâschysch angestellt hatten, einen ganz außerordentlichen Schaden angerichtet; nicht weniger als fünf Menschenleben waren dabei zu Grunde gegangen. Vor-

her hatte der Löwe sogar, wie mir die Farâschysch versicherten, eine ganze Judenfamilie aufgefressen. Ich erfuhr hier nämlich den interessanten Umstand, daß unter dem Stamme der Farâschysch eine gewisse Anzahl israelitischer Familien lebe. Dieselben treiben zwar hier wie überall in Tunisien ausschließlich Handel und Schlächtereie, sind aber im Uebrigen völlige Beduinen geworden. Sie wohnen in Zelten, führen dasselbe nomadische Leben, wie der Stamm, dem sie gewissermaßen einverleibt sind, ohne jedoch eigentlich zu ihm zu gehören, denn von verwandtschaftlicher Verbindung mit jenen ist nicht die Rede. Dennoch hegen die Farâschysch für diese Juden, welche sie „ihre Juden“ nennen, nicht dieselbe Verachtung, wie die übrigen Moslims gegen Israeliten im Allgemeinen. Hier sind es vielmehr die Juden, welche sich von den Moslims abzusondern streben. Diese Israeliten suchen nämlich gewöhnlich ihren Aufenthaltsort an dem äußersten Ende des Lagers, oft ganz auch von einander abgesondert. Eine solche beinahe vereinzelt nomadisirende Judenfamilie hatte der besagte Löwe überfallen, war in ihre Lagereinfriedigung gedrungen und da er dort kein Vieh fand (die handelsbeflissenen Juden halten selten Vieh) bis zu den Menschen vorgeedrungen und hatte diese theils erwürgt, theils wirklich verschlungen.

Außer den Farâschysch haben auch noch die Hamâma ihre Juden. Einige kühne Ethnologen wollen behaupten, da diese Juden sich als Nomaden so sehr von ihren Glaubensbrüdern unterscheiden, dieselben müßten auch in der Abstammung verschieden sein und sind auf den Gedanken gekommen, sie könnten wohl die letzten Reste der bekannten verloren gegangenen zehn Stämme Israels sein. Doch diese zehn Stämme hat man schon in so vielen Volksgruppen erblicken wollen, und keine von allen diesen Ansichten hat Stich gehalten, daß wir auch dieser keine große Plausibilität beimessen können.

Die frühesten Morgenstunden des 28. März benutzte ich zur genaueren Besichtigung der Ruinen von Dagrâhn (gewöhnliche Aussprache: Kaffrin). Dieser Name, welcher die „zwei Schlösser“ oder auch nur die „Steinhäuser“ bedeuten kann, wird von den Arabern mit Vorliebe allen Ruinenstädten, von welchen noch schloßartige Reste stehen, beigelegt. Die Ruinen boten ein so eigenthümliches Aussehen, wie ich dergleichen noch nie erblickt hatte. Man denke sich auf einem weiten Trümmerfelde, welches sich vom Hügel in das Thal hinab erstreckt und dessen Umfang über eine halbe geographische Meile beträgt, eine Menge Säulen und Marmorsteine, die alle einzeln, ohne Zusammenhang untereinander, nach Art aufgeschossener Spargel, aus dem Boden herausragen. Einzelne Säulen tragen noch ihre, meist korinthischen Capitälern, aber die der Mehrzahl sind abgebrochen, alle ragen einige Fuß über der Erde empor, in welcher sie noch zu drei Vierteln ihrer Länge verborgen sind. Die meisten bestehen aus Marmor oder aus weißem Sandstein, der aber durch die Regengüsse geglättet erscheint. Inmitten dieses seltsamen Trümmerfeldes erheben sich jedoch noch einige zehn ummauerte Gebäude, das Einzige, was von dieser einstigen bedeutenden Römerstadt, außer jenen vielen Hunderten anscheinender Meilenzeiger, oberhalb des Bodens vorhanden ist.

Unter diesen zum Theil noch erhaltenen Bauten fällt auch hier, wie überall, wo solche Luxusarchitektur vorkommt, vor allen Dingen eine Triumphpforte in die Augen. Dieselbe liegt an einem der höchsten Punkte des Ruinenfeldes dicht neben der Mauermaße eines größeren Gebäudes und unweit von einer kleinen arabischen Dobba (Grabkapelle). Die Triumphpforte aus einem einzigen einfachen, von soliden Mauern getragenen Bogen bestehend, mißt etwa dreißig Fuß in der Höhe; die Hälfte dieser Höhe erreicht die Bogenöffnung. Sie ist ohne irgend welche architektonische Zierde, zwei kleine Säulen neben dem Karnieß abgerechnet. Ihre ganze Architektur

kündet deutlich die Periode ihrer Entstehung als eine des bereits sehr vorgeschrittenen Kunstverfalls an. Ueber dem Thorbogen findet sich folgende Inschrift:

COLONIAE SCILLITANAE  
 Q·MANILIVS·FELIX·C·FILIVS·PAPIRIA·  
 RECEPVS·POST·ALIA ARCVM·QVOQVE·CVM·  
 INSIGNIBVS·COLONIAE  
 SOLITA·IN·PATRIAM·LIBERALITAE·  
 EREXIT·OB·CVIVS DEDICATIONEM·DECVRIONIBVS·  
 SPORTVLAS·CVRIIS·EPV·.....

Hieraus lernen wir den Namen dieser römischen Niederlassung als den von Colonia Scillitana kennen, ein Name, welcher sonst zwar in dieser Form nicht vorkommt, der aber mit dem vom Itinerarium Antonini Augusti angegebenen Cilio identisch sein möchte. In der That giebt das Itinerar Cilio auf der Straße von Sufetula nach Theveste, dem heutigen Tebessa, als 25 Milliarier von Sufetula und 50 Milliarier von Theveste entfernt an. Da nun Nagràhn von Sbaytla, in dem man Sufetula erkannt hat, 22—23, und von Tebessa 47—48 Milliarier in directer Linie entfernt ist, so trifft dieses so genau wie nur möglich zu, denn die wenigen fehlenden Milliarier sind eher ein günstiger als ein ungünstiger Umstand, da man eine Straße doch unmöglich in diesem Bergland sich als directe Linie denken kann. In der Geschichte der Concilien kommt auch ein episcopus Cillitanus vor. Wir haben also drei Schreibarten des Namens: Scillium, Cillis und Cilio. Dieses Cilio oder vielmehr Cilium, von der Inschrift Scillium genannt, ist ohne Zweifel mit dem Bisthum identisch, das wir als Episcopatus Scillitanus erwähnt finden, dessen Bischöfe Squillacius und Variator auf den Concilien von 411 und 484 zu Karthago erschienen. In letzterer Stadt befand sich auch eine Basilica, dem Martyres Scillitani gewidmet, von welcher Augustinus spricht. Eine andere Inschrift auf demselben Bogen lautet:

CLEMENTIA · TEMPORIS · ET · VIRTUTE  
 DIVINA · DD · NN · CONSTANTINI ET DECIMINVC . .  
 SEMP · AVG · ORNAMENTA · LIBERTA · RESTITVTA ·  
 ET VETERA CIVI  
 TATIS · INSIGNIA · CVRANTE · CELONIO  
 APRONIANO · CX A  
 PATRO · CIVITATIS

Die Erwähnung der beiden gleichzeitig regierenden römischen Kaiser Constantin und Licinius (denn dafür müssen wir wohl den letzteren Namen nehmen) giebt uns das Datum der Erbauung des Triumphbogens als das Jahr 312 oder 313 nach Christi Geburt, da vor dieser Epoche Constantin noch andre Nebenkaiser (Maximin und Magentius) anerkannte, und da nach derselben Licinius im Kriege gegen ihn war, also wohl nicht auf einer Inschrift mit ihm figuriren konnte.

Wichtig ist eine kleine Inschrift, welche sich auf einer Hinterwand des weiter unten zu beschreibenden schönen Mausoleums findet, sie nennt nämlich den Namen eines Decurio der Colonia Theleptensis. Hätte man nicht hier die andere Inschrift, welche deutlich den Namen der Stadt als Colonia Scillitana angiebt, so würde man natürlich aus jener schließen, daß hier Thelepte lag. Aber wenigstens das können wir daraus mit Wahrscheinlichkeit folgern, daß Thelepte nicht weit von hier war.

Außer dem Triumphbogen bemerkte ich in der einstigen Colonia Scillitana vor Anderm noch ein sehr schönes Mausoleum, aus einem viereckigen Grabgemach bestehend, welches ein erstes von neun korinthischen Säulen umgebenes Stockwerk trägt, worauf sich ein nischenartiger Aufsatz befindet, offenbar zum Aufstellen von Statuen bestimmt. Dieses schöne kleine Mausoleum, bei dessen Anblick ich mich unwillkürlich an die Via Appia in Rom versetzt wähnte, so edel war sein Baustyl, ist etwa achtzehn Fuß hoch, ohne die drei großen Stufen zu rechnen, welche zum Erdgeschoß führen; letzteres

mag sieben, das säulnumringte erste Stockwerk sechs und der Aufbau fünf Fuß Höhe haben, während die Breite des Denkmals vier, seine Tiefe drei Fuß beträgt. Auch hier liest man eine Inschrift, welche aus sagt, daß ein gewisser Titus Flavius Secundus dieses Grabmal für seinen Vater Titus Flavius Secundus, seine Mutter Flavia Urbana, seine Schwestern Separata und Flavia, seine Brüder Marcellus und Martialis und seine Gattin Pacata erbaute. Derselbe Titus Flavius Secundus ist am Ende der Grabinschrift auch als hier begraben erwähnt. Merkwürdig ist das fabelhaft hohe Alter, welches diese Aeltern des Titus Flavius erreichten, der Vater hundert und zwölf, die Mutter hundert und fünf Jahre, wenn nicht anders diese nach *vixit annos* hieher gesetzten Zahlen irgend eine andere, uns unbekannte Bedeutung haben sollten. Uebrigens sind dergleichen Altersangaben auf Grabsteinen in Numidien nichts Seltenes; im Museum von Constantine kann man über zwanzig Inschriften lesen, welche Hundertjährigen gewidmet sind.

Unterhalb der Grabinschrift lesen wir zwei lateinische Gedichte; das eine, außerordentlich lang, enthält neunzig Hexameter, das zweite besteht in zehn Distichen. Das erste Gedicht enthält theils langgedehnte philosophisch-moralische Betrachtungen, mit einer lobhudelnden Anwendung auf die hier Begrabenen, theils eine pomphaste und übertriebene Beschreibung des Grabdenkmals selbst. Auch in dem elegischen Gedicht (in Distichen) finden wir eine ähnliche Lobeserhebung des Denkmals. (Am Schluß dieses Bandes in Anhang II. wiedergegeben.)

In dem Gedicht wird das Bild eines Hahns erwähnt, welcher oben auf der Spitze des Mausoleums stand und dessen Ruf die Götter hier versammeln soll. Schließlich wird dem Secundus gewünscht, daß er viele Jahre lang diese Inschrift lesen, d. h. lange leben möge. Ich muß ge-

stehen, daß ich mich freue, die Inschrift nicht so oft lesen zu müssen, als dieser Secundus, der hier wohnte, möglicherweise gethan hat.

Außer diesem Mausoleum des hundertjährigen Ehepaars sah ich noch einige sechs andere, die leidlich erhalten waren. Sie boten jedoch weder Inschriften noch architektonische Schönheiten. Eines zeichnete sich durch seine Größe aus, indem es einen etwa vierzehn Fuß hohen Eingangsbogen hatte, an dessen Seiten korinthische Säulen standen, welche ein Karnies getragen zu haben scheinen. Das obere Stockwerk war zur Hälfte herabgefallen, aus der noch stehenden konnte man aber die Höhe des Denkmals auf dreißig Fuß schätzen.

Jetzt ist Dagrâyn keine Stadt mehr. Die Beduinen vom Stamme der Farâschysch kommen von Zeit zu Zeit auf mehrere Monate hieher, während nur einige sehr verkommene Mitglieder ihres Stammes hier länger zu verweilen pflegen. Nach der moslimischen Eroberung war jedoch Dagrâyn Anfangs noch bewohnt, wie die Spuren der Einrichtung eines antiken Grabmonuments zu einer Moschee zeigen. Doch jetzt ist der Ort schon seit Jahrhunderten verlassen.

Als wir Dagrâyn am 28. März gegen 10 Uhr Morgens verließen, hätten wir beinahe eine zärtliche Vorwurfszene zu bestehen gehabt, denn die Farâschysch hatten uns so in ihr Herz geschlossen, daß sie uns gar nicht ziehen, sondern wenigstens noch den heutigen Tag behalten wollten. Aber ich hatte Eile, noch heute zu den mir als so interessant geschilderten Ruinen von Sufetula zu kommen, und da der Weg dorthin an 5—6 Meilen beträgt, so durfte ich nicht länger mit dem Aufbruch zögern. Gegen Mittag erreichten wir den kleinen wasserarmen Ued el Hatab, in dessen Nähe ich ein Hanschyr Namens Bint ess Sultân in Augenschein nahm, das jedoch nur wirre Schuttmassen, vermischt mit einigen Säulenfragmenten, zeigte. Wir kamen dann in ein ödes, wasserarmes

Hochthal, das sich zwischen dem Dschebel Hammyma nördlich und dem Dschebel Märba südlich hinzieht, in welchem am Fuße des letzteren Berges ich einen aus Festungsfundamenten und andern unbedeutenderen Ruinen bestehenden Hanschyr, nach dem Berge benannt, ansah.

Gegen 4 Uhr Nachmittags gelangten wir in eine frischere, grünende Gegend; das Thal wurde enger; wildgeklüftete Berge umgaben uns, vor uns in der Ferne die charakteristische Masse des Dschebel Truza. Eine Stunde vor Sonnenuntergang hielten wir unsern Einzug in die düstere, nur von einem Marabut bewohnte Ruinenstadt.

Ssbaytla (in gewöhnlicher Aussprache: Sbitla) wird jetzt allgemein für das alte Sufetula gehalten, eine Stadt, welche, so bedeutend sie auch ihren Ruinen nach zu schließen sein mußte, doch in der Geschichte kaum erwähnt wird.

Bei Ptolemäos können wir keine Stadt entdecken, deren Name auch nur eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Worte Sufetula zeigte. Im Itinerar erscheint jedoch Sufetula als ein wichtiger Mittelpunkt, von welchem Römerstraßen nach allen Hauptorten von Byzacium und Numidien gingen. Die darin angegebenen Entfernungen von 172 Milliarier von Karthago, 110 von Hadrumetum, 25 von Sufes, 75 von Theveste stimmen alle so gut, als wir es bei der Unkenntniß der meisten Zwischenstationen annehmen können. Das wichtigste Beweisstück freilich, eine von Shaw copirte Inschrift, auf welcher der Name Colonia Suffetulensium zu lesen war, ist spurlos verloren gegangen. Dennoch nehmen alle historischen Geographen jetzt die Identität von Ssbaytla mit Sufetula als verbürgt an. Von dieser, nach ihren Ruinen zu schließen, großen und bedeutenden Stadt haben wir so gut wie gar keine historischen Nachrichten. Ein Bisthum Sufetulensis episcopatus wird allerdings genannt, aber das ist auch die einzige Spur, welche diese Stadt in der Geschichte zurückgelassen hat. Die Bischöfe

Privatianus, Jocundus (mit donatistischem Gegenbischof, Namens Titianus) und Praesidius erschienen auf den Concilen von 255, 411 und 484. Letzterer wird von Victor Vitensis auch als das Opfer der Verfolgung des Geiserich erwähnt, der ihn in's Exil schickte, woher er jedoch zurückkam, um von Hunerich auf's Neue verbannt zu werden. Auch eine Synode wurde hier zu Cyprians Zeit abgehalten, über die jedoch nichts weiter bekannt.

Wie der Name unzweifelhaft andeutet, so muß Sufetula einen karthagisch-phönicischen Ursprung gehabt haben. Dieser Name wird allgemein vom phönicischen „Schofet“, שׁוֹפֵט, d. h. der Fürst oder der Richter, abgeleitet. Schofet hießen die Richter Israels vor der Königszeit. Dieser Titel war bei den stammverwandten Phönicern eine Magistratur und wird bald mit Königen (etwa im Sinne der zwei zugleich regierenden Könige von Sparta), bald mit Consuln übersetzt. Livius verwechselt die Sufeten gradezu mit „Consuln“ (Hist. XXX, 7). Die Römer, welche, wie es scheint, das Sch nicht aussprechen konnten, machten aus „Schofet“ sufes und gaben diesem Worte eine lateinische Pluralendung, woraus sufetes entstand. Es wäre demnach wohl möglich, daß der Name Sufetula aus diesem Plural Sufetes entstanden sei und die Stadt etwa „die consularische“ hieß. Dieß ist nicht die Ansicht von Gesenius, welcher vielmehr den Namen von הַעֲלֵי שׁוֹפֵט, d. h. Hügel des Aquäducts ableitet. Nach Movers (Phönicier II, 2, 498) stammt jedoch der Name von הַעֲלֵי שׁוֹפֵט „Hügel des U“ oder von הַעֲלֵי שׁוֹפֵט, d. h. „U ist Richter“. U oder I war nach dem berühmten Phönikologen der Name des phönicischen Chronos oder Saturn.

Die Ruinen dieser antiken Stadt zeigen sich sehr bedeutend, zum Theil wohl erhalten und gehören vorwiegend der besseren Periode der Kunst und Architektur an. Nachdem ich mir von einem erhöhten Punkte einen orientirenden Ueber-

blick über das Trümmerfeld verschafft hatte, begab ich mich gleich zu demjenigen Theil desselben, welcher mir von oben als der bedeutungsvollste erschienen war. Es war dieß ein architektonisch begränztes, von einem Porticus eingeschlossenes Parallelogram von etwa 150 Fuß Länge und 60 Fuß Breite, umgeben oder vielmehr eng zu einem Ganzen verbunden mit drei der schönsten Tempel, zwei großen Triumphpforten und andern öffentlichen Prachtbauten. Dieß muß das Forum, der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens, der Römer gewesen sein. Man müßte noch nie ein römisches Forum gesehen haben, um einen Augenblick an dieser Bestimmung zu zweifeln. Namentlich mit dem Forum von Pompeji fällt die Ähnlichkeit auf den ersten Blick auf. Obgleich der Porticus, welcher diese Architekturmassen zu einem Ganzen vereinigte, zum größten Theile verfallen ist, so kann man ihn doch deutlich traciren und sich von der Ausdehnung des von ihm eingeschlossenen Forums einen richtigen Begriff verschaffen.

Von den drei an das Forum stoßenden Tempeln war der erste von korinthischer Ordnung, etwa 30 Fuß breit und 50 Fuß lang. Er erwies sich als ein *prostylus tetrastylus* (vornsäuliger mit vier Säulen versehener Tempel). Vier korinthische canellirte Marmorsäulen trugen das Tympanum (Vordergiebel), während sich auf den Seitenwänden und der Rückwand korinthische Pilaster in gleichen Abständen von einander, wie die Säulen des Pronaos, befanden. Vom Innern zeigte sich nur wenig erhalten und auch die Fagade, obwohl in allen ihren Dimensionen nachweisbar, war zum großen Theil verfallen. Aber von den Steinen des Tempels fehlte vielleicht kein einziger; nur bildeten sie einen riesigen Schutthaufen.

Der zweite, dicht an ihn gränzende Tempel ist etwa 15 Fuß länger, als der erste, und von entsprechender Breite. Seine architektonische Anlage ist ganz ähnlich, nur ist hier die Säulenordnung nicht die korinthische, sondern die gemischte,

welche bekanntlich der korinthischen verwandt ist, sonst ist die Zahl der Säulen, die Form des Gebäudes, die Stellung der Pilaster ganz dieselbe. Von ihm hat sich außer dem Bordergiebel und seinen Säulen noch fast Alles erhalten. Die Cella ist besonders wohl conservirt; sie mißt etwa zwei Drittel der Länge des Tempels.

Der dritte Tempel hat sich am besten erhalten; er bietet in allen Stücken die genaue Nachahmung des ersten, so daß der mittlere Tempel von zwei sich völlig gleichenden Prostylen eingeschlossen war.

Diese drei Tempel liegen so nahe aneinander, daß sie eigentlich nur eine einzige Ruine bilden. Sie gehören offenbar alle drei der bessern Zeit der Architektur an. Zahlreiche Inschriften, welche man hier entdeckte, lassen, trotz ihrer Unvollständigkeit, die Kaiser Marc Aurel und Antoninus Pius als die Urheber dieser Bauten annehmen. Von jener Unvollständigkeit möge die folgende Inschrift einen Begriff geben, welche noch von allen hier gefundenen am meisten ununterbrochen sich folgende Buchstaben hat.

.....IVIPI.....NI..  
 ...DIV...RVAPRONEP.....R..  
 ...INO.....DO...NTMAX...IIPP..

Nur in der mittleren Zeile können uns hier einige Worte über die Bedeutung dieser Inschrift Aufklärung geben. Diese sind .. rva pronep ... , welche unfehlbar zu Nervae pronepos zu ergänzen sind. Also war der Urenkel des Nerva, d. h. durch Adoption Antoninus Pius, der auf der Inschrift Gemeinte.

In der Nähe der Tempel erhebt sich eine große Triumphphorte mit einem zehn Fuß hohen Mittelbogen und zwei halb so hohen Seitenarcaden. Zur Seite des Mittelbogens befinden sich zwei schöne korinthische Säulen. Auch dieser arcus triumphalis ist im schönsten Style gebaut und stammt ebenfalls, wie zwei auf ihm befindliche Inschriften beweisen, aus der Zeit der Antonini. Die eine Inschrift lautet:

.. IVIANTONI  
 NI . AVG . . .  
 PP. F. DD. PP.

Die andere:

IMPCAESARAVG . . . . .  
 . . . . . ONIN . . . . .  
 . . . . .

In Beiden ist fast nichts als der Name Antoninus zu entziffern, aber dieser ist auch unverkennbar. Der Ehrenbogen ward also wohl zu gleicher Zeit wie die Tempel erbaut.

An das Forum anstoßend, den drei Tempeln gegenüber, liegt eine andere zwar größere Triumphpforte, aber von viel weniger schönen Dimensionen, als die erste, offenbar der Zeit des Verfalles angehörig. Sie besitzt nur einen einzigen etwa dreißig Fuß hohen Bogen. Ihre architektonischen Ornamente sind zwar dem korinthischen Style entlehnt, machen demselben aber Ehre. An der Vorderseite trägt dieser Triumphbogen folgende Inschrift, welche mir das bestätigte, was ich beim ersten Anblick desselben errieth, daß er nämlich der späteren Kaiserzeit, d. h. der Zeit des Kunstverfalls, seine Entstehung verdanke.

D. D. N . . PR . . . V . . . PMAX . . . . .  
 INVIC . . . SA . . . GF . . EM . . CONSTANTIO . . MAXIMIANO  
 BISSIMIS . CAESARIBVS . P . D . N . . . . VGVSTO . . . . .  
 ISTICINPROVIN . . ISVA . . . . . TVTO . .

Fast das Einzige, was wir aus dieser Inschrift entziffern können, sind die Namen des Constantius und Maximianus und ihre Titel als Cäsaren. Wir werden dadurch auf das Ende des dritten Jahrhunderts als die Erbauungszeit dieses Denkmals hingewiesen, und dieser Epoche entspricht auch vollkommen der Charakter der Architektur.

Außer den dicht um das Forum gelegenen Bauten sehen wir in Sufetula noch ein Theater, ein Amphitheater, einen Aquäduct, eine Citadelle, eine Basilica, alles mehr oder weniger ansehnliche, wenn auch zum größten Theil verschüttete

Ruinen. Auch ist eine Stadtstraße, welche von einem der Bogen nach den Tempeln führt, noch vollkommen erhalten.

Viele Ruinen von Ssbaytla zeigen deutliche Spuren, daß sie in späterer Zeit, ihrer ursprünglichen Bestimmung entgegengesetzt, zu Befestigungen benutzt worden sind; so namentlich die drei Tempel, deren Cellen, durch barricadenartige Anhäufungen von Bautrümmern rings um sie herum, zu kleinen Citadellen umgeschaffen erscheinen. Außerdem befindet sich in der Ruinenstadt noch ein großes festungsartiges Gebäude, welches in der Zusammensetzung seines Baumaterials, ganz den byzantinischen Citadellen in Nordafrika, namentlich denen von Tebessa (Theveste) und von Scherschell (Julia Caesarea) gleicht. Die meisten byzantinischen Citadellen in diesem Lande wurden durch den Patricius Salomon, den Nachfolger Belisars in der Verwaltung des eben eroberten Vandalenreiches, gegründet. Weil zur Zeit Salomons, außer der Hauptstadt Karthago's, keine nordafrikanische Stadt Mauern und Befestigungswerke bewahrt hatte, welche bekanntlich die Vandalen nirgends bestehen ließen, und die Kriegszeit der Byzantiner sich auf Festungen und die in ihnen gelassenen Garnisonen zu stützen pflegte, so war es die Aufgabe dieses Gouverneurs, überall wo es möglich war, Forts und Citadellen zu errichten. Da deren Erbauung ein Werk der Noth und Eile war, denn die kaum eroberte Landschaft wäre ohne Festung hinter des Feldherrn Rücken gewiß bald in die Hände der stets aufrehrerischen Numidier gefallen, so mußte man die ersten besten Materialien, welche am leichtesten zugänglich waren, so schnell wie möglich benutzen. So kommt es, daß wir in den byzantinischen Citadellen Afrika's alle möglichen architektonischen Fragmente, oft solche von entschiedenem Kunstwerth zu gemeinen Bausteinen verwendet finden. Dasjenige Gebäude Ssbaytla's, welchem ich den Namen einer Citadelle beilegen möchte und das unweit jenes Triumphbogens aus Constantius'

Zeit am Flusse liegt, zeigt nun ganz die besagte Beschaffenheit seines Baumaterials. Die Art der Zusammenfügung dieses Materials ist hier die bei den Römern und Byzantinern oft angewendete, sehr dauerhafte und höchst ökonomische des sogenannten *opus formaceum*, welches die Franzosen *pisé* nennen, gewesen. Bei Errichtung einer formacischen Mauer schritt man folgendermaßen zu Werke: Man vereinigte kleine Steine, mit Erde und Lehm zu einer compacten Masse gepreßt, in großen hölzernen Formen (woher der Name *formaceus* von *forma*), welche Formen man dann nach Art der Werksteine übereinander schichtete; war die Erde getrocknet, so zog man die Bretter, welche die Form bildeten, hinweg (Plinius *historia naturalis* XXXIV. 48). Schon die Karthager sollen sich dieser formacischen Bauart bedient haben und deshalb haben einige Archäologen nicht angestanden, wie so vielen ähnlichen, auch diesem Gebäude in Sbaytla einen so alten Ursprung zuzuschreiben. Aber das Material widerspricht dieser Vermuthung durchaus; ich sah unter demselben Stücke von Architraven und Säulencapitalern aus der römischen Glanzzeit sowohl, wie aus der Zeit des Kunstverfalls, sowie viele kleine Inschriftsfragmente oft nur aus zwei lateinischen Buchstaben bestehend. Aus dem Baumaterial dieses Gebäudes dürfen wir also mit ziemlicher Gewißheit auf seine Erbauungszeit, als eine nachrömische, die doch nur die byzantinische gewesen sein kann, schließen.

Allerdings lag dieses Gebäude nicht auf dem höchsten Punkte von Sufetula, wo man doch eine Citadelle suchen möchte. Aber eine so erhöhte Lage wäre nur da nothwendig gewesen, wo außer der Citadelle keine anderen Festungsbauten gestanden hätten. Solche waren aber hier in den zu Festungen umgewandelten Tempeln vorhanden und dieselben standen gewiß mit dem großen byzantinischen Gebäude am Flussesufer

in Verbindung, ja bildeten mit ihm zusammen höchst wahrscheinlich eine einzige Festung, eine vergrößerte Citadelle.

Daß Sufetula in der Periode der byzantinischen Herrschaft eine wichtige Festung war, geht aus dem historischen Umstand hervor, daß zur Zeit, als 'Abd-Allah ben Sfa'd ben Abù Sfarh, der Milchbruder des Chalyfen 'Omâr, die Truppen des byzantinischen Statthalters Gregorios geschlagen hatte, diese sich nach Sufetula flüchteten und hinter seinen Mauern gegen die Verfolger Schutz fanden. Wie groß das Vertrauen auf die Stärke der Festung gewesen sein muß, zeigt uns die massenhafte Anhäufung in derselben der vor dem Feinde geretteten Schätze, welche, als sie später in die Hände der Araber fielen, eine so ungeheure Beute bildeten, daß jedem Reiter nicht weniger als dreitausend Goldstücke aus derselben zugetheilt worden sein sollen.

War aber Sufetula zur Zeit des Statthalters Gregorios eine Festung, so kann die Errichtung derselben Niemand anders zugeschrieben werden, als den Byzantinern, denn die vor ihnen hier herrschenden Vandalen hatten in ganz Afrika, außer ihrer eignen Hauptstadt Karthago, keine Festung übriggelassen, und deßhalb sind wir gerechtfertigt, wenn wir allen militärischen und strategischen Bauten in Sfbahyla, wie es auch der Character ihrer Architektur deutlich bekundet, einen byzantinischen Ursprung zuschreiben.

Ein andres, ebenfalls militärisch scheinendes Gebäude bildet ein großes längliches Viereck, welches am einen Ende in eine Abside ausläuft. Die Ruine ist jedoch in so schlechtem Zustande, daß ich nicht viel Schlüsse über ihren ursprünglichen Zweck ziehen konnte. Eine Kirche scheint sie nicht gewesen zu sein, möglicherweise aber bildete die Abside eine Kapelle, welche mit einer Kaserne oder mit einem befestigten Kloster zusammenhing, denn die Mönche waren hier oft auch halbe Soldaten, welche Festungen bewohnten, wie uns das

befestigte Kloster in Tebessa beweist, über dessen Bestimmung ein Artikel in der Revue historique von Algier (Jahrgang 18) alle Zweifel gehoben hat.

Der Aquäduct von Sufetula, von welchem noch eine Anzahl Bogen vorhanden sind, bietet namentlich dort einen imposanten Anblick, wo er auf fünf Bogen den Fluß Uéd Ssbaytla überbrückt. Höchst wahrscheinlich diente er zugleich als Brücke, da von einer solchen sonst nichts zu sehen ist, und wir aus der Analogie von Constantine und andern wissen, daß solche als Brücken benutzte Wasserleitungen vorzukommen pflegten.

Ssbaytla oder wie es bei Abü el Fedä geschrieben wird Ssobaytala muß zur Zeit der ersten arabischen Eroberung eine der wichtigsten Städte Afrika's gewesen sein, da es den Arabern sogar als die Hauptstadt des ganzen Landes erschien. Abü el Fedä sagt ausdrücklich: „Ssobaytala war der Sitz des Königs von Ifryqiya (Africa) von Alters her und durch die schönsten und größten Bauten ausgezeichnet.“ Der Fall dieser wichtigen Stadt erfolgte schon im J. 27 der Hidschra, sie war also eine der ersten Eroberungen der Araber in Ifryqiya, welche von hier nach Dafsä weiter vordrangen, aber damals noch Tunis und Karthago unberührt ließen. Nach dieser Zerstörung scheint sich die Stadt niemals wieder ganz erhoben zu haben. In der moslimischen Geschichte hat sie keine Rolle.

---

## Neunzehntes Capitel.

### Sfabyba. Thala.

Ein geldsüchtiger Heiliger. — Reise von Sbaytla nach Sfabyba. — Das antike Sufes. — Untersuchungen über den phöniciſchen Namen. — Römische Reste in Sfabyba. — Reise von Sfabyba nach Thala. — Hanschyr el Baqr. — Das Thala des Ingurtha und das Thala des Tacfarinas. — Sallust's Schilderung von der Einnahme Thala's. — Ruinen in Thala. — Römische Nekropole. — Ausflug von Thala nach Haydra. — Gefährlichkeit dieser Gegend. — Besuch der Ruinen von ad Mederam. — Abenteuer des jungen Kochs mit arabischen Räubern. — Rückkehr nach Thala. — Eintritt in's Gebiet des Madschirſtammes. — Die große Ebene Sfrä Wartän. — Hanschyr el Madyna. — Das antike Abba oder Obba.

Der einzige Bewohner des einstigen Sufetula ist jetzt eine Art von Derwiſch, Namens Jbrähym, der in einer wohl-erhaltenen Ruine ſich eingeniſtet hat und ſich den Titel „Wakyl“ (Grabwächter) einer Heiligenkapelle beilegt. Seine Reden floſſen von Salbung über, aber ſeine Finger waren ſtets nach Geſchenken ausgeſtreckt, ja er wurde manchmal ſo zudringlich, daß nichts übrig blieb, als ihn zur Thür hinauszuverſen. Dieß hatte ich am Abend vorher zweimal gethan und immer hatte er ſich wieder eingefunden. Auch, als ich am Morgen des 29. März eben mein Pferd zur Abreiſe beſteigen wollte, erſchien Jbrähym und erbat eine Liebesgabe für ſeinen todten Heiligen, wie er ſich ausdrückte, worunter natürlich ſein eigener lebendiger Magen verſtanden war. Nur mit Mühe entledigte ich mich dieſes Zudringlichen, der mir mit ſeinen ſechs halb-nackten Kindern noch eine halbe Stunde lang nachlief und

„Korub“ (Kupfergeld) schrie, ähnlich wie die Bettler in Algier „Sordi“ (d. h. Sous) rufen.

Ich fing erst an, den Morgen zu genießen, als der Dervisch nicht mehr sichtbar war. Solche Menschen wie dieser Ibrähym halte ich aller Almosen für unwürdig, einmal, und das ist der triftigste Grund, weil sie gar keinen Mangel leiden, sondern von den Arabern gefüttert werden, dann weil sie ein ascetisches Leben heucheln und doch im Besitz mehrerer Gattinnen ihr Dasein auf eine so sinnliche Weise genießen, wie der beste Lebemann.

An der Stelle, wo Ibrähym endlich für gut fand, uns zu verlassen, gewährte ich zu meinem Staunen ausnahmsweise schöne Reste des Alterthums, zwar kein Gebäude mehr bildend, aber doch geeignet, einen Kunstgenuß zu gewähren. Es waren die Trümmer eines Tempels, von dessen Säulen noch einige aufrecht standen, die meisten aber den Boden bedeckten. Darunter befanden sich einige vom schönsten Porphyr, die Capitälcr höchst kunstreich im besten Styl gemeißelt. Ich vermuthete, daß der Tempel, zu dem sie gehörten, von den Bürgern Sufetula's errichtet und irgend einer Nationalgotttheit, die in einem abgelegenen Hain ihre durch die Tradition bezeichnete heilige Stelle haben mochte, gewidmet war, denn der Tempel muß ganz isolirt gestanden haben. Von andern Ruinen war keine Spur zu sehen. Die Araber nennen diesen Ort Hanschyr el Ust.

Mittag machten wir am Ued Dschildschil, bei einem gleichnamigen Hanschyr, dessen Trümmermassen einen Hügel bedecken. Auf der höchsten Spitze desselben liegt die Ruine eines Forts der Citadelle der kleinen Stadt, deren Name es unnütz wäre zu suchen. Von diesem Hanschyr hatten wir noch einen vierstündigen angestregten Ritt, bis wir gegen 5 Uhr die Ruinen von Esabyba am Horizont auftauchen sahen.

Während meine Leute das Lager herrichteten, stöberte ich in den Alterthümern herum. Die Ruinen von Esabyba (gewöhnlich Sibiba ausgesprochen) füllten ein weites Trümmerfeld, dessen Umkreis ich auf nicht weniger als eine halbe geographische Meile schätzen kann. Das in diesem ungeheuren Zwischenraum eingeschlossene Terrain ist wellenförmig mit vier oder fünf ansehnlicheren Hügeln, auf denen die massiveren Trümmer liegen. Zuerst fesselte meine Blicke ein großes kirchenähnliches Gebäude, welches die Araber eine Moschee nennen und das möglicherweise auch einmal zu diesem Zwecke gedient hat. Aber alle Materialien des Innern und auch gewiß der ganze Mauerkreis sind antik. Im Innern stehen noch 36 Säulen, welche offenbar von älteren Gebäuden herkommen. Wahrscheinlich wurden sie aus andern Bauten hieher verpflanzt, um die Moschee zu schmücken, deren Mauer jedoch schon vorher gestanden und wohl einer Basilika angehört haben muß. Auf zwei Hügeln bemerkte ich Fundamente und Theile der Umfangsmauern von festungsartigen Gebäuden; das größere scheint die Citadelle, das kleinere ein Fort gewesen zu sein. Unweit davon liegt eine verfallene christliche Kirche. Eine große Ruinenmasse, aus Backsteinen bestehend, in deren besser erhaltenem Theil man noch einen Saal traciren kann und dessen hie und da sich zeigende Hohlziegel auf die Bestimmung zu einem Bade deuten, scheint den Thermen angehört zu haben. In der Ebne liegt eine massenhafte Ruine byzantinischer Bauart, d. h. nicht etwa im byzantinischen Styl, sondern ganz ohne Styl, aus allen möglichen von andern Gebäuden geraubten Materialien plump zusammengesetzt, welche Bauweise man in diesem Lande die byzantinische nennen muß, weil die Byzantiner hier nur in Noth und Eile enorme Steinmassen aufeinanderhäufsten und sich weder um Styl noch Schönheit kümmerten. Wie fast alle byzantinischen Bauten in Afrika, so hatte auch

dieses ohne Zweifel eine militärische Bestimmung, wenn es auch für eine Citadelle nicht hoch genug liegt.

Ueber den Namen der hier im Alterthum gelegenen Stadt giebt uns das Itinerarium Antonini Augusti vollkommene Aufklärung und dieselbe wird durch die Namensähnlichkeit zwischen dem modernen Namen Sabyba und dem antiken Sufibus bestätigt. Nach Osten hin trifft die Entfernungsangabe von 108 Milliarum von Sufibus nach Hadrumetum beinahe auf ein Milliarum zu, denn die directe Linie von Sabyba nach Süssa (Hadrumetum) gezogen, mißt allein schon 100 Milliarum. Nach Nordnordwest wird Sufibus von Karthago als 147 Milliarum entfernt angegeben und die grade Linie von Sabyba nach Karthago beträgt 130 Milliarum; 17 Milliarum Umweg auf eine so große Entfernung sind das Geringste, was man annehmen kann. Nach Norden haben wir die Straße von Sufibus nach Tuburbo Minus, 126 Milliarum; Tuburbo Minus ist das heutige Teburba, von wo eine grade Linie nach Sabyba gezogen allein schon 106 Milliarum mißt; das überaus bergige Terrain und der Umweg über Affuras, welchen diese Straße beschrieb, rechtfertigen eine Abweichung von 20 Milliarum von der graden Linie. Die Entfernung von Sufibus nach Sufetula, welche zu 25 Milliarum angegeben wird, läßt ebenfalls keinen Zweifel, wie ich mich durch eigne Schätzung dieser eben zurückgelegten Strecke überzeugt habe. Was die Namensähnlichkeit betrifft, so ist diese so auffallend, daß dieser Punkt den Beweis gewiß nicht umstoßen kann. Der moderne Name ist offenbar aus der Ablativform Sufibus und nicht aus Sufes (der ursprünglichen Form) entstanden. Ablativformen standen bekanntlich in spätrömischer Zeit für den Nominativ. Zum Ueberfluß ist übrigens noch in neuester Zeit hier eine Inschrift gefunden worden, welche ich nicht sah, deren Richtigkeit jedoch verbürgt ist, und die deutlich den Namen Colonia Sufetana

angiebt (Guérin, Voyage dans la Régence de Tunis, Paris 1862).

Was wir von dieser libyphöniciſchen, ſpäter römischen Stadt wiſſen, iſt freilich nur ſehr wenig. Ihr phöniciſcher Name wird zwar von Geſenius von  $\text{עִבְיָ בַּעַל}$ , „Hügel des Baal“ abgeleitet, hat aber wohl ähnlichen Urfprung, wie der von Sufetula, und kommt wohl auch vom Worte Schofet (Richter), was die Römer in Suſes verwandelten und mit Conſuln oder Königen überſetzten. Beide Städte ſcheinen mir nicht, wie Manche glauben, deßhalb Conſulariſche oder Königlich geheißen zu haben, weil ſie eigne hier reſidirende Suſeten hatten, ſondern wohl, weil der Ertrag aus ihren Steuern den Suſeten als Einkommen angewieſen war, wie wir Aehnliches auch bei andern Städten vorausſetzen können, namentlich bei den beiden von Ptolemäos angeführten Bulla, Bulla regia und Bulla Meſna (d. h.  $\text{בִּלְלָה מִשְׁנָה}$  Miſchnah, die zweite). Das Wort Bul ( $\text{בִּל}$ ) bedeutet Einkommen. Also war Bulla regia wohl den Königen oder Conſuln als erſte Steuerſtadt, Bulla Meſna denſelben als zweite Steuerſtadt zum Einkommen angewieſen. Ja, ich möchte die Möglichkeit aufſtellen, daß wir in Suſibus oder in Sufetula das ſonſt ganz unbekante Bulla Meſna des Ptolemäos erblicken können. Aus der Periode der römischen Herrſchaft finden wir von Suſibus keine andere Erwähnung, als die in den Itinerarien. In chriſtlicher Zeit wird es als Biſchofsſitz und im Martyrologium als Geburtsort von ſechzig Märtyrern bezeichnet, von denen Auguſtinus (Epistolae L.) berichtet, daß ſie eine Statue des Hercules zerſchlagen und deßhalb das Martyrium erlitten hätten. Das Heidenthum ſcheint demnach hier noch im 5ten Jahrhundert mächtig geweſen zu ſein. Als Stadt ſcheint Suſibus Sufetula überdauert zu haben, denn noch im Jahre 123 der Hidſchra wird der Einzug des Gouverneurs Koltum ben 'Ayâdh in Eſabyba von Ibn Chaldûn erwähnt.

Sjabyba ist jetzt nicht mehr wie zu el Bakri's Zeit, welcher es pomphast beschreibt, eine bewohnte Stadt, denn die hier hausenden Beduinen vom Mädschir'stamme haben keine Häuser, sondern führen das Zeltelben. Mein Zelt stand mitten in dem Ruinenfelde neben der sogenannten Moschee, welcher man den Namen 'Qaba's, des Eroberers von Afrika, beilegt. Zum Glück war hier kein zudringlicher Derwisch, wie in Ssbantla, und wir konnten am Morgen des 30. März unbelästigt unsern Ritt gegen Thala zu fortsetzen. Der Weg dorthin beträgt in directer Linie zwar nur neun, aber der Unebenheiten des Terrains wegen nahe an elf geographische Meilen. Doch waren wir jetzt schon an härtere Strapazen gewöhnt und so sollte uns dieser 15—16stündige Ritt nicht lästig werden. Um 5 Uhr Morgens aufgebrochen, folgten wir dem Laufe des Ued Sjabyba, bis wir an eine Ruinenstadt, welche den Namen Hanschyr el Baqr führt, kamen. Hier auf einem Hügel sah ich ein Grabmonument, ganz den römischheidnischen an Form ähnlich, nur durch ein großes eingemeißeltes Kreuz als christlich bezeichnet. Einige hundert Schritte weiter entdeckte ich auf einem zweiten Hügel, dessen Ruinen ebenfalls Hanschyr el Baqr heißen, die Reste eines großen viereckigen Gebäudes, wahrscheinlich eines Forts. Auf diesem Wege giebt uns das Itinerar zwischen Tucca Terebinthina und Sufibus keine Zwischenstation an, so daß wir in Ermangelung auch anderer Indicien darauf verzichten müssen, diese Ruine mit einer bekannten Stadt zu identificiren.

Von Hanschyr el Baqr ging unser Weg direct westlich über einen niederen Gebirgszug, bis wir um Mittag ein enges Thal erreichten, in dem der kleine Ued et Tosla (der Mädchenfluß) sich hinzog. Hier machten wir in einer völlig verlassenen Gegend einen kurzen Halt, um schon um 1 Uhr wieder aufzubrechen. Wir überschritten abermals eine kleine Wasserscheide und kamen gegen 4 Uhr an einen mitten im Gebirge

gelegenen Ruinenhaufen, Hanschyr er Râcha genannt. Auch hier sah ich die Fundamente eines großen festungsartigen Gebäudes, sonst war Alles eine unförmige Schuttmasse. Beim Sonnenuntergang erreichten wir Hanschyr Hamda, wo ich ähnliche Ruinen wie die in Hanschyr er Râcha entdeckte. Nun hatten wir noch drei Stunden in vollkommener Dunkelheit zurückzulegen, und da diese Gegend als höchst unsicher verrufen ist, so gab ich meiner kleinen Karawane eine strategische Marschordnung. Sehr bedauerte ich, daß die vier Farâschysch uns in Sibaytla verlassen hatten, um von da nach dem nahen Dschilma, ihrer Heimath, zurückzukehren. Wir waren jetzt nur noch acht Bewaffnete; die Tüchtigsten, Hâdsch Hâmed und seine Söhne, ließ ich an den Endpunkten unsers Zuges reiten, den Hâdsch mit dem einen Sohn hinten, da diese Seite die ausgefetzteste war. Der andere Sohn und ich selbst ritten voran. Dann folgten die Hamba's; die unfriederischen Söhne Israels mußten in die Mitte genommen werden, wo sich auch das Gepäck befand. Bedâwy und Brâhym ritten zwischen ihnen und dem Hâdsch. Auf diese Weise, militärisch geschlossen, mag unsre kleine Schaar wohl den hier wie überall versteckt lauern den Wegelagerern imponirt haben, denn wir erreichten um 9 Uhr Abends in aller Sicherheit Thala.

Zum Glück war Thala eine kleine Stadt und kein von Dornhecken umgebenes, von schakalsartigen Hunden umheultes Beduinenlager, sonst würde unsre Ankunft in so später Stunde wohl mit Schwierigkeiten verbunden gewesen sein. Obgleich mir der Chalyfa (Stellvertreter) des Dâhid (Gouverneurs), der sogleich von meiner Ankunft benachrichtigt worden und herbeigeeilt war, eine Wohnung im Regierungshaus anbot, so zog ich doch mein geliebtes Zelt bei Weitem vor. Dieser Ort hat etwa tausend Einwohner und ich konnte mir bei den Händlern hier fast allen Proviant verschaffen, dessen ich benöthigt und zwar sehr benöthigt war, denn seit Dasça hatte

ich eigentlich keinen menschlich bewohnten Ort mehr angetroffen. Der Chalysa war über meine Art zu reisen, daß ich nämlich nicht auf den Regierungsbefehl hin überall Lebensmittel erpreßte, so entzückt, daß er sich gar nicht von mir trennen zu wollen schien. Erst um Mitternacht verließ dieser Würdenträger mein Zelt und ich konnte einer 5—6stündigen Ruhe pflegen, um am andern Morgen schon in aller Frühe die Ruinen von Thala in Augenschein zu nehmen.

Das heutige Thala vertritt die Stelle der alten Festungsstadt des Jugurtha, welche auch Thala hieß, so daß wir in diesem Namen ein weiteres Beispiel einer völlig unveränderten Nomenclatur haben, wie wir in Dasea schon ein andres sahen. Die Lage der Ruinen entspricht auch so vollkommen der Bestimmung einer Bergfestung, welche Thala hatte, daß es wirklich Wunder nimmt, wie man so lange im Irrthum über die wahre Stelle von Jugurtha's Feste sein konnte. Denn erst in allerneuester Zeit ist man darauf verfallen, das heutige Thala als die Stätte des alten anzusehen. Bisher war man immer der Ansicht Shaw's gefolgt, welcher jedoch, wie man jetzt allgemein annimmt, das Innere dieses Landes nicht selbst durchreist, sondern alle Berichte darüber mit großem Fleiß in den Küstenstädten gesammelt hat. Shaw nun findet das alte Thala in Feryâna, und erklärt es zu gleicher Zeit für identisch mit dem Telepte des Itinerars. Diese Identität wird nun freilich durch die Bisthumslisten als unmöglich dargethan, welche auf ein und demselben Concil Bischöfe von beiden Städten anführen. Was jedoch die Lage der jugurthinischen Feste an Stelle des heutigen Feryâna anbelangt, so halte ich sie deßhalb für unmöglich, weil Marius auf seinem Feldzug gegen Capsa, welches von Feryâna nur sieben Meilen entfernt ist, ja dann von dieser Stadt aus die bequemste Operationsbasis gegen Capsa gehabt hätte und nicht gezwungen gewesen wäre, sich Capsa von Westen her durch Steppen

und Wüsten zu nähern. Sallust sagt nicht, daß Metellus Thala zerstörte, aber, wäre es selbst zerstört gewesen, so blieben doch immer die Quellen und der Fluß, aus welchem Marius sein Heer viel bequemer weil mehr in Capsa's Nähe mit Wasser hätte versorgen können, als aus dem drei Tagemärsche entfernten Fluß Tanas. Wenn wir lesen, welche große Mühe sich Marius gab, seinem Heere Wasservorräthe zu sichern, so müssen wir die Annahme für rein absurd halten, Feryâna, das quellenreiche, könne damals in seiner Gewalt gewesen sein. Thala war aber zur Zeit des Zuges gegen Capsa schon längst in Gewalt der Römer. Telepte oder wie sonst die Stadt hieß, welche ein Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung an Stelle des heutigen Feryâna lag, war gewiß damals nicht in Gewalt der Römer, sonst hätte Marius sich und seinem Heere nicht so viele Entbehrungen und Wüstenmärsche auferlegen müssen. Ohne Zweifel hätte der Feldherr die Stadt leicht wegnehmen können, aber er wollte ja seinen Zug den Capsensern geheim halten, was er nicht konnte, wenn er mit der Einnahme von Telepte Zeit verloren hätte.

Eine zweite Ansicht, welche die Feste Jugurtha's nach einem andern Thala zwischen Constantine (Cirta) und Bougie (Saldae) in der großen Kabylien (der alten Mauritania Sitifensis) verlegt, hat mehr für sich, scheint mir aber gleichfalls nicht die richtige. Dieses zweite, dieses kabyliische Thala existirt längst nicht mehr; selbst der Name ist verschollen; der einzige Edryssy erwähnt es im zwölften Jahrhundert und führt daselbst eine zerstörte Burg an.

Dennoch, wenn wir auch die genaue Lage dieses zweiten Thala nicht kennen, so wissen wir aus Tacitus (Annales III. 21. II. 52. und IV. 23.), daß es ein solches gab, welches in der Rebellion des Tacfarinas eine Rolle spielte, und nicht mit dem hiesigen Thala identisch sein kann, weil der Schreiber der Annalen seine Lage als zwischen Cirta (Constantine) und

Saldae (Bougie) bezeichnet. Ich halte es auch gar nicht für wahrscheinlich, daß das Thala des Jugurtha und das Thala, welches Tacfarinas belagerte, eine und dieselbe Stadt waren. Denn ersteres wird uns von Sallust als eine mächtige Festung, reiche und blühende Stadt, wo die Söhne des Königs eine glänzende Erziehung erhielten, genannt und letzteres erscheint bei Tacitus nur als ein einfaches praesidium (Tacfarinatis copias praesidium cui Thala nomen aggressas Tac. Ann. III. 21). Es ist auch durchaus nicht anzunehmen, daß ein Rebelle, wie Tacfarinas, welcher nicht viel besser als ein Räuberhauptmann war, welcher den Krieg auf numidische Weise, d. h. einen unregelmäßigen Guerillakrieg führte, sich an eine große und mächtige Feste, wie das Thala des Jugurtha war, gewagt haben würde.

Um uns einen Begriff über die Lage von Sallust's Thala zu verschaffen, müssen wir den Marsch des Metellus zurückverfolgen, welchen dieser mit seinem Heer vor Einnahme der Festung machte. Sallust berichtet kurz vorher von einem offenen Feldsieg des Metellus gegen Jugurtha. Da der Autor aber in seiner großartigen Verachtung aller Einzelheiten es verschmäht, uns das Schlachtfeld zu nennen, so müssen wir zu den nächstvorhergehenden Anhaltspunkten unsre Zuflucht nehmen. Solcher Anhaltspunkte haben wir nun zwei, einmal die Angabe von der Reise des Marius vom Feldlager nach Utica (Cap. 73) welche in zwei Tagen zurückgelegt ward, dann die Beschreibung der kurz vorher erfolgten Wiedereinnahme Baga's. Aus ersterer Angabe können wir ersehen, daß das Heer unmöglich weit von Utica gestanden haben kann, aus letzterer wird wahrscheinlich, daß es noch in der Nähe von Baga lag. Die Schlacht erfolgte gewiß auch in Nähe dieser Stadt, zu deren Entsatz Jugurtha herbeigeeilt sein mochte. Baga, das heutige Badscha, liegt im Norden von Thala, welches Jugurtha auf seiner Flucht erreichte. Das in Kabylien gelegene

Thala wäre zu weit von der Umgegend Baga's selbst für den als ziemlich lang angegebenen Marsch des Metellus.

Wahrscheinlich floh der geschlagene König nach dem tiefen Innern des Landes und da lag das heutige Thala mitten auf seinem Wege. Andere Indicien können wir aus Sallust nicht entnehmen; seine Beschreibung von der anfänglich gehetzten aber dann plötzlich als grundlos sich erweisenden Furcht vor Wassermangel klingt ganz, wie wenn dieser Wassermangel nur in den Berichten der kriegslistigen Numidier existirt hätte, welche den Metellus dadurch vor Thala abschrecken, später als Metellus wirklich nach Thala kam, ihren Angaben den Anschein der Wahrheit geben wollten, indem sie das Heer mit Wasser versorgten, grade als ob keines sonst der Armee erreichbar gewesen wäre.

Der Name Thala soll ein kabylisches Wort sein, welches „Quellen“ bedeute (Exploration Scientifique de l'Algérie IV p. 40. 43). Da jedoch fast alle Städte Numidiens und namentlich die nördlicheren, phöniciſche Namen haben, die Hauptstadt Cirta nicht ausgenommen, und es wahrscheinlich ist, daß die Numidier erst von den Karthagern die Sitte, in Städten zu wohnen annahmen, so glaube ich, auch hier der phöniciſchen Etymologie den Vorzug geben zu müssen. Gesenius leitet ihn von  $\text{חַיָּת}$ , Wasserleitung, ab, giebt ihm also dieselbe Bedeutung, wie die libysche Etymologie. Er hält es jedoch auch für möglich, daß das Wort von  $\text{ת}$  Hügel abstammt. Ich möchte es von  $\text{חַיָּת}$  plur.  $\text{חַיָּתִים}$ , ableiten, welches „Lämmer“ heißt, da diese Thierart den Reichthum und den Haupternährungsweig der hier hausenden Stämme bildet.

Vor dem jugurthinischen Krieg wird Thala nicht in der Geschichte erwähnt. In diesem spielt es aber eine wichtige Rolle und gab Gelegenheit zu einer der ruhmvollsten Waffenthaten des Metellus. Diese Stadt, welche Sallust als eine große und reiche, als die Schatzkammer des Königs und den

Aufenthaltort von dessen Söhnen schildert, diese Zufluchtsstätte des geschlagenen Jugurtha, erreichte Metellus nach einem ähnlichen mühsamen Marsche, wie der spätere des Marius nach Capsa, und befand sich zum Schrecken ihrer Bewohner, welche sich durch die Unwegsamkeit der Umgegend geschützt geglaubt hatten, plötzlich vor ihren Thoren. Jugurtha floh augenblicklich, nahm seine Kinder und einen Theil der Schätze mit sich und überließ die Stadtbewohner ihren eigenen Verteidigungsmitteln. Metellus schritt nun zu einer regelmäßigen Belagerung. Er umgab die Stadt mit Wall und Graben. Dann ließ er Sturmdächer vorrücken, einen Damm aufwerfen und über dem Damme Thürme errichten, um die Arbeiter zu schützen. Dagegen trafen die Thaleser eifrig Gegenanstalten; kurz auf beiden Seiten ließ man es an nichts fehlen. Aber die Widder (arietes) des Metellus wurden so ununterbrochen in Bewegung gesetzt, daß vierzig Tage nach Ankunft des Heeres die Mauern erschüttert waren. Jedoch den Römern fiel nur die Stadt selbst, nicht ihre Schätze, in die Hände. Mit allen Reichthümern, Kunstsachen, sowie sonstigen Kostbarkeiten verbrannten sich in dem königlichen Palaste, in den sie sich geflüchtet hatten, die zahlreichen römischen Ueberläufer, die in Jugurtha's Heer dienten und keine Gnade vom Sieger zu erwarten hatten, nachdem sie vorher ein schwelgerisches Abschiedsmahl gehalten hatten.

So fiel Thala mit seiner verbrannten Königsburg in die Hände der Römer. Von einer Zerstörung der Stadt selbst ist nicht die Rede. Später geschieht ihrer nicht mehr Erwähnung; denn das Thala, welches Tacfarinas belagerte, kann nicht im heutigen Tunisien gelegen haben, aus Gründen, deren oben gedacht worden ist. In den alten Itinerarien suchen wir diese Stadt umsonst. Strabo allein erwähnt Thala (VIII. 2. 12.) neben Capsa, Baga, Uthina und Zama, die einzigen Städte des Innern im heutigen Tunisien, welche

er anführt; Ptolemäos führt einen Ort von annähernd ähnlichem Namen an, nämlich Theudalä, welches südlich von Utica, nordöstlich von Bulla regia und nordnordöstlich von Theveste lag, lauter zutreffende Richtungen, jedoch sind meist die Entfernungen zu groß.

In den Concilsberichten suchen wir Thala umsonst, dagegen finden wir ein Tela oder Tele, das sonst nirgends identificirt worden ist, und von dem wir nur wissen, daß es in der Proconsularis lag. Dieser Name dürfte also wohl als eine spätere Form von Thala oder Tala anzusehen sein. Vier Bischöfe von Tele sind uns bekannt, die Donatisten Natalius (393) und Felix (411), indem der Ort damals keinen katholischen Bischof hatte, und später Deumhabet (483) und Bonifacius (625), welche bei Gelegenheit der bekannten Concile genannt werden.

Die hundert Häuser des modernen arabischen Thala erweisen sich alle bis auf den letzten Stein aus den Trümmern der römischen und numidischen Stadt Thala zusammengesetzt. Die edelsten Materialien sind zerschlagen worden, um diesen ärmlichen Kleinstädtern elende Wohnungen aus den Fragmenten zu bauen. Aus diesem Umstand allein konnte ich es mir erklären, daß von der alten Stadt so auffallend wenig Ruinen noch aufrecht standen. Ihre Grundmauern sind jedoch deutlich nachzuweisen und mögen einen Umkreis von einer halben deutschen Meile beschreiben. Sie lag auf zwei Hügeln, durch ein wenig tiefes Thal, in dem die moderne Stadt erbaut ist, getrennt. Auf diesen Hügeln sah ich solide Fundamente von massiven Quadersteinen, ohne Zweifel Reste von Befestigungen. Die Schutthaufen der Häuser und zahlreiche Säulenfragmente, Karniese, Frieße liegen auf den Abhängen gegen das Thal und in diesem selbst zerstreut. Im Süden der heutigen Stadt sah ich auch mehrere massive Grundmauern von festungsartigen Gebäuden, welche ihrer erhöhten Lage nach zu schließen einem

Fort, möglicherweise der Jugurthinischen Citadelle angehört haben mögen. In der Nekropole sind einige Grabmonumente leidlich erhalten, besonders eines mit zierlichen Pilastern korinthischer Ordnung. Aber dieser Friedhof scheint doch auch sehr viel von dem Vandalismus der Bewohner gelitten zu haben; denn an vielen Mauern ihrer modernen Häuser oder vielmehr Hütten finden sich Inschriftstafeln von Mausoleen als gemeine Bausteine verwendet.

Ein seltsames Beispiel von Aberglauben kam mir hier vor. Während ich in der sogenannten Stadt umherging und den Vandalismus ihrer Bewohner beklagte, sah ich, wie eben ein Araber auf einem Eselchen eine kleine Ladung von Steinfragmenten aus den Ruinen Thala's herbei führte, um sie zur Ausbauung seines schon begonnenen Hauses zu benutzen. Als ich diese Steine musterte, fiel mir plötzlich eine Inschriftstafel auf, welche ich dem Araber abzukaufen mich erbot. Dieser Kerl war jedoch ein solch unwissender Fanatiker, daß er fürchtete, ein Nichtmoslim könne ans diesen mystischen Buchstaben Gott weiß welches Unglück für die Stadt herausbeschwören. Nicht nur wollte er mir die Tafel nicht geben, sondern er zerschlug sie auch vor meinen Augen in viele Stücke, damit ja kein Späterer die mystischen Charaktere entziffern und dadurch Spuk anrichten möge.

Als ich am Morgen des 31. März dem Chalyfa von Thala meine Absicht mittheilte, einen Ausflug nach den etwa dritthalb Meilen entfernten Ruinen von Haydra zu machen, war derselbe nicht wenig erschrocken und behauptete Anfangs, er könne nicht die Verantwortung übernehmen, mich dorthin reisen zu lassen, da jene an Algerien stoßende Gränzgegend den Aufenthaltsort des räuberischsten Gesindels aus beiden Regentschaften bilde. Da ich jedoch auf meinem Plan bestand, so fand es der Chalyfa nöthig, mir noch vier Mann zur Bedeckung auf diesen Ausflug mitzugeben und so rückten wir

denn, zwölf Bewaffnete stark, gegen 10 Uhr aus dem Städtchen aus, wo ich Moses mit dem Zelt zurückließ, da wir ja am Abend nach Thala zurückkehren sollten.

Nach Ueberschreitung des Ued Madschir kamen wir in eine reich mit Strauchwerk und aromatischen Kräutern bewachsene Hügelandschaft. Dort stießen wir bald auf einen Ruinenhaufen, Hanschyr Manschiya genannt, wo ich jedoch nichts, als ein großes Quadersteingemäuer, mitten aus einem Schutthaufen hervorragend, bemerken konnte. Im Weiterritt passirten wir zwei Flußbetten, jetzt trocken, in der Regenzeit jedoch zuweilen bis über den Rand gefüllt, den Ued esch Scharyf und den Ued el Kahl.

Darauf kamen wir an den Ued Haydra, das stärkste Flüsschen dieser Gegend. An ihm liegt der große Hanschyr gleichen Namens, die Ruinen einer bedeutenden antiken Stadt, auf beiden Ufern des Flüsschens vertheilt.

Der Gefährlichkeit der Gegend wegen, welche von den berüchtigten Gränzstämmen, den Ramanscha und Hananscha, bewohnt wird, mußte ich die größte Vorsicht beim Besuche dieser Ruinen anwenden und durfte hier nicht, wie ich es bisher anderswo immer gethan hatte, allein oder von einem einzigen Araber begleitet, mich im Trümmerfelde ergehen. Wir ließen daher unsre Pferde in der ziemlich wohlerhaltenen Ruine einer christlichen Basilika, welche uns zu dem profanen Zwecke eines Stalles dienen mußte, unter der Obhut zweier Männer zurück und wir übrigen zehn formirten uns zu einer geschlossenen Schaar, welche die archäologische Wanderung durch die weitläufigen Ruinen Haydra's antreten sollte. Boran gingen zwei Hamba's aus Thala, dann folgten unsre alten Begleiter, die Hamba aus Dayruân, dann kam ich und Bedâwy, hinter uns die zwei andern Hamba's aus Thala und zuletzt Hadsch Hamed mit seinem einen Sohn, während der andere mit Brâhym die Pferde hütete. Bei den Pferden war

auch Saul zurückgeblieben, der für uns das zweite Frühstück besorgen sollte, aber statt dessen sich verirrt und ein schlimmes Abenteuer bestand. Doch davon später. So bildeten wir nun eine förmliche Patrouille, welche, Gewehr geschultert, Doldh und Pistolen im Gürtel, eher aussah, als verrichte sie den Garnisonsdienst in einer vom Feinde belagerten Stadt, als ginge sie friedlich Alterthümer aufzusuchen.

Die Ruinen von Haydra besitzen einen in dieser Gegend sonst selten gefundenen Typus; sie sind nämlich vorwiegend christlich; heidnische Denkmäler existiren zwar auch, und sind solche von großer Schönheit darunter, aber alle scheinen in späteren Jahrhunderten zu andern Zwecken, als ihren ursprünglichen, benutzt und demgemäß umgemodelt worden zu sein. So zeigt sich das schönste Monument, ein herrlicher Triumphbogen mit vier edelgeformten korinthischen Säulen zur Seite des hohen schöngewölbten Eingangs, merkwürdiger Weise halb in einem ihn überkleidenden andern Bau eingeschlossen, welcher Bau jedoch, von geringerer Solidität als der Bogen selbst, zum Theil wieder verfallen ist, so daß das herrliche Kunstwerk zur Hälfte sichtbar wird. Nie fand ich noch bis jetzt am Einfallen eines Alterthums Freude, aber diesem häßlichen Ueberbau gönne ich von Herzen einen recht baldigen Einsturz. Dieser Bogen trägt deutlich lesbar folgende Inschrift:

IMP · CAES · L · SEPTIMIO · SEVERO · PERTINACI · AVG · P · M  
 TRIB · POT · III · IMP · V · COS · II · PP · PARTHICO · ARA  
 BICO · ET PARTHICO · AZIABENICO DD · PP

Der Bogen ist also von gleichem Alter wie der Severusbogen in Rom, doch glücklicherweise trägt er keine so geschmacklosen Basreliefs wie jener, welche deutlich anzeigen, wie bei den Römern die Sculptur früher in Verfall gerieth, als die Architektur, denn diese letztere war zur Zeit des Septimius Severus (195) noch blühend. Wer es wohl unternommen hat, dieses Kunstwerk in das häßliche neuere Gehäuse einzu-

schließen? Ob es wohl die Byzantiner, die Verunstalter aller antiken Kunstwerke und Erbauer von schwerfälligen, aus gestohlenem Material plump zusammengefügt Monstrefasernen, waren?

Ich würde versucht sein, es zu glauben, wenn die Citadelle den byzantinischen Charakter, d. h. die Conglomerat-Architektur zeigte, aber den besitzt sie ja gar nicht, sie ist im Gegentheil höchst massiv aus Werksteinen gebaut. Aus diesem Umstand kann man schließen, daß die Stadt zur byzantinischen Zeit nicht mehr befestigt war, denn die römische Festung muß von den Vandalen, welche grundsätzlich alle Stadtmauern und Festungen niederrissen, zerstört worden sein. Es steht übrigens von der Citadelle wenig mehr als einzelne Theile des Erdgeschosses und einige Wände kleinerer Bauten, welche in dem geräumigen Parallelogramm eingeschlossen waren. Der Umkreis der in ihren Fundamenten deutlich zu tracirenden Mauern ist sehr bedeutend und mag an tausend Fuß betragen. Dieses war also die sowohl heidnisch-römische, als christlich-römische Citadelle der Stadt, welche höchst wahrscheinlich von der Vandalenzeit an nicht mehr bewohnt wurde. Denn, war eine Stadt in dieser Gegend nicht mehr befestigt, so stand sie allen Räubereien der hier rebellisch schweifenden Numidier offen und kein Bürger konnte in ihr Sicherheit und Ruhe finden. Man sieht es an den Befestigungswerken aus byzantinischer Zeit von dem ganz nahe bei Haydra gelegenen Theveste, daß die Byzantiner sich von allen Seiten gegen das Landvolk schützten, daß sie es sogar, wenn es in der Kirche betete (denn die Numidier waren scheinbar zum Christenthum bekehrt), von eigens dieser Richtung, d. h. der im Innern der Stadt gelegenen Kirche zugekehrten Befestigungswerken aus bewachen mußten. Ein Landvolk aber, welches selbst, wenn es betet, noch bewacht werden mußte, ließ gewiß keine friedlichen Bürger in dem festungslosen Orte leben.

In der That sind auch alle christlichen Baudenkmäler, welche man hier findet, vorvandalischen Ursprungs. Ein solches architektonisches Monstrum, wie das byzantinische Kloster in Tebessa, findet sich hier nicht. Das schönste dieser Gebäude ist eine Kirche, im Styl der christlichen Basiliken erbaut, deren drei Schiffe von zwei Reihen kostbarer antiker Säulen, offenbar heidnischen Tempeln entnommen, getrennt wurden, von welchen noch einige stehen.

Die andere christliche Basilika ist viel weniger schön, übrigens auch mehr Ruine. Eine heidnisch-römische Basilika, d. h. eine ihrer ursprünglichen Bedeutung, nämlich der eines Gerichtshauses und einer Börse zugleich entsprechende Basilika findet sich jedoch auch hier. Dieses Gebäude liegt mit seinem Chalcidicum (Porticus mit einem schiefen Dach) direct dem Fluß zugewandt. Die Säulen des Chalcidicum sind alle gestürzt, aber ihre zerstreuten Fragmente von großer Schönheit bedecken den Boden. Die Gallerieen im Innern sind zu erkennen, obgleich man der Trümmerhaufen wegen die Säulenzahl nicht bestimmen kann. Möglich, daß auch dieses Gebäude, welches übrigens ganz der Beschreibung der ursprünglichen vorchristlichen Basiliken entspricht, zur christlichen Zeit in eine Kirche verwandelt worden war. Unweit davon stieß unsre Patrouille auf eine vierte kleinere Basilika, ebenfalls dreischiffig und in einer Abside endigend. Da diese Kirche zu klein für gewöhnliche Pfarreizwecke gewesen zu sein scheint, so möchte ich in ihr eine jener Memoria oder Märtyrer- und Heiligen-Kapellen sehen, welche wir aus den Werken des Augustinus kennen.

In der Nekropole befindet sich ein recht zierliches Monument, welches das Ansehen eines kleinen Triumphbogens hat, aber wohl nur den Eingang zur Gräberstadt bildete. Im Friedhof selbst sind keine Denkmäler von Bedeutung. Die reicheren Bewohner der Stadt scheinen ihre Monumente vor

den Stadthoren zerstreut gehabt zu haben. Vor dem südlichen liegt ein Grabmonument, welches ein Heptagon bildet und sehr kunstvoll mit Ornamenten des korinthischen Styls geschmückt ist. Zwei große völlig vereinzelt stehende Säulen, der Mauerkreis eines kleinen Theaters, verschiedene Häuserfundamente, die Reste einer piscina, eine noch wohlerhaltene gepflasterte Stadtstraße, das waren die Hauptalterthümer, zu denen sich unsre kleine Karavane der Reihe nach begab. Alle diese Denkmäler liegen auf dem linken Ufer des Ued Haydra, während auf dem rechten ebenfalls die ausgedehnten Trümmer einer Vorstadt, deren eine Straße sich noch gut erhalten zeigte, zu sehen waren.

Wie lautete der Name dieser antiken Stadt? Mannert hat in diese Gegend Admedera verlegt und zwar nach dem ziemlich nahen Tebessa. Da man dieses aber jetzt unzweifelhaft für Theveste erkannt hat, so könnte man vielleicht hier jenes Admedera suchen, welches jedenfalls in diesem Theil der Provinz gelegen haben muß. Die Entfernung von 25 Milliarren von Theveste, welche das Itinerar giebt, entspricht auch vollkommen; und in dem Namen Haydra selbst könnte man eine Verstrümmelung vom Worte ad Medera, wie die Peutinger'sche Tafel den Namen giebt, dem Admedera des Itinerars, dem Amadera, Admedera oder Anmedera der Bisthumslisten erblicken. Zwei Bischöfe Eugenius (255) und Speratus (411) sind uns bekannt geworden. Der englische Reisende Davis hat in Haydra das Casa nigra der Kirchengeschichte erblicken wollen, in welchem der Urheber des Donatistischen Kirchenschisma's, Donatus, geboren ward. Ja, Davis will sogar in einer hiesigen Basilika die Grabinschrift eines Donatus Sacerdos gefunden haben, welcher mit dem berühmten Donatus, von dem Einige den Namen dieser Schismatiker ableiten, identisch sein soll. Aber Donatus war Bischof von Casa Nigra und starb also nicht als sacerdos schlechtweg, zu-

dem war Donatus in Afrika ein so häufiger Name, daß sich auf eine solche Inschrift, ohne Jahreszahl, gar kein Beweis gründen läßt. Der Umstand, daß Norisius (More. Afr. Christ. I, 75) Ammedera als den letzten Ort der Proconsularis bezeichnet, die hier etwa die Gränze des heutigen Tunisiens hatte, paßt auch ganz auf diese Lage. Casa Nigra lag dagegen in Numidien.

Als wir von der Besichtigung der Alterthümer nach der ersten Basilika zurückkehrten, trafen wir daselbst zwar unsere Pferde und die zwei zu ihrer Bewachung zurückgelassenen Männer, aber der Küchenjunge Saul, sowie unser Frühstück waren spurlos verschwunden. Was war aus Saul geworden? Weder Brähym noch der Sohn Hâmeds wußten etwas andres, als daß der junge Jude nach einem nahen Ruinenhaufen, wo ein recht schöner Platz zum Sitzen war, mit unserm Frühstück gegangen war, um es dort auszubreiten und Alles für unsere Ankunft herzurichten. Aber keiner der Beiden hatte gesehen, wo dieser Platz war, da sie die Pferde nicht verlassen durften. Wir bildeten also wieder eine Patrouille, um Saul und unser verlorenes Frühstück aufzusuchen.

Es dauerte nicht lange, so kamen wir mitten in diesem Trümmerfelde alten Datums auch auf die modernen Trümmer unsres Frühstücks, denn zum großen Bedauern aller Hungrigen, unter denen ich auch war, lag dieses in malerischer Unordnung und mit Sand und Staub bedeckt, theils auf dem Erdboden, theils auf Ruinensteinen ringsumher gestreut. Von den Tellern fehlten nur einige, Messer und Gabeln waren aber vollkommen verschwunden. Von Saul, der allein uns dieses Räthsel lösen konnte, war keine Spur zu entdecken. Während wir alle möglichen Vermuthungen über diesen seltsamen Vorfall austauschten, drang auf einmal ein mattes Gewimmer an unser Ohr. Es schien aus nächster Nähe zu kommen, aber wir vermochten lange nicht seinen Urheber zu entdecken. Nach-

dem wir viele der unzähligen Schlupfwinkel zwischen den massenhaften Ruinenhaufen untersucht hatten, stießen wir endlich auf eine Vertiefung zwischen zwei riesigen Quadersteinen, in welcher ein völlig nackter Mensch in bewußtlosem Zustande lag. Dieser Mensch war der unglückliche Saul. Nun suchten wir ihn aus seiner Ohnmacht, denn ernsterer Natur war sein Zustand nicht, aufzurütteln, was mir denn auch mit starkem englischem Riechsalz, das ich glücklicher Weise bei mir führte, um bei Gelegenheit die Araber damit in Erstaunen zu setzen, gelingen sollte. Nachdem wir eine Kleidung für ihn improvisirt hatten, mußte er erzählen. Aber er schien so angegriffen, wurde jeden Augenblick von einem krampfhafsten Zittern befallen und stotterte dergestalt, daß ich nur bruchstückweise den Sachverhalt ermitteln konnte. Dieser war ungefähr folgender.

Saul war kaum mit den Lebensmitteln und Geräthschaften nach dieser Stelle gekommen, welche er unvorsichtig genug in einiger Entfernung von den Wächtern unsrer Pferde für unser Frühstück ausgesucht hatte und die sich auch wirklich unter andern Umständen gar nicht besser dazu hätte eignen können, als vier Beduinen auf ihn zustürzten, ihn packten und unter Drohungen von ihm alle mögliche Auskunft über uns verlangten, wie stark wir wären, ob und wie bewaffnet; kurz der arme Israelite mußte ein förmliches peinliches Verhör bestehen, peinlich, denn er bekam während desselben nicht wenige Prüffe und Stöße, ja schon während des Verhörs wurde er allmählig entkleidet und seiner Uhr, Ringe und sonstiger kleiner Kostbarkeiten, wie sie die putzsüchtigen Juden von Tunis sehr lieben, beraubt, ein nicht geringer Verlust für ihn, denn diese Israeliten pflegen sich oft recht gut, ja über ihren Stand, zu kleiden. Die von ihm der Wahrheit gemäß ertheilte Auskunft muß nicht nach dem Geschmack der Beduinen gewesen sein, denn da sie hörten, wir

seien zu gut bewaffnet und auch zu zahlreich für ihre Raubangriffe, so wendeten sie ihren ganzen Unwillen gegen Saul, den sie bis auf's Hemd, dieses mitbegriffen, auskleideten und dann unbarmherzig durchprügelten, bis der arme Teufel endlich alle Besinnung verlor und ohnmächtig an der Stelle niedersank, wo wir ihn finden sollten. Ihr weiteres Verfahren wurde aus dem Zustand, in dem wir das Frühstück fanden und durch die fehlenden Geräthschaften klar. Unsere Lebensmittel mochten ihnen unheilig vorgekommen sein, darum hatten sie sich begnügt, dieselben auf dem Boden zu zerstreuen, ohne Zweifel, um eine kleine Rache für das Entgehen des größeren Raubes zu üben. Auch die Teller hatten ihnen nicht recht gefallen, denn sie hatten nur wenige mitgenommen. Die Bestecke jedoch hatten sie alle gestohlen. Glücklicherweise waren diese nicht von Werth. Ich sah voll gerechter Schadenfreude im Geist den Augenblick ihrer Enttäuschung voraus, wenn sie erfahren würden, daß die Löffel und Messer, welche wie Silber glänzten, und die sie gewiß dafür hielten, da Beduinen keine Idee von der Erfindung Metalle nachzuahmen besitzen, nichts als Neusilber wären. Mein Verlust erwies sich somit als ein sehr geringer, aber der des armen Saul war für ihn höchst fühlbar. Ueber seine Durchprügelung tröstete er sich schnell, aber der erlittene Verlust seiner Effecten sollte ihn für den Rest der Reise ganz schwermüthig stimmen.

Als wir am Abend dem Chalyfa von Thala unser kleines Abenteuer schilderten, beglückwünschte uns dieser lebhaft, daß wir so wohlfeilen Kaufs davongekommen seien. Oft käme es vor, so meint er, daß nicht vier oder fünf, sondern vierzig oder fünfzig Beduinen mit den Reisenden in Collision geriethen und dann ließe die Sache selten unblutig ab. Auch die Gegend von hier bis Medäd, in dessen Richtung uns der morgende Tag führen sollte, wäre keineswegs sicher und deshalb riethe er mir sehr, wenigstens zwei der Hamba's von

Thala für die nächsten Tage zu behalten. Diesen höchst vernünftigen Vorschlag beschloß ich anzunehmen und sollte unsre Haydraer Karavane, aus zehn Bewaffneten und zwei Friedensmenschen bestehend, bis zum 3. April beisammen bleiben.

Am Morgen des 1. April begannen wir unsre Reise mit einem Besuch des Bordsch (befestigtes Landhaus), in welchem der Dâhid des Mâbschirstammes seine Residenz hat. Wir fanden diesen Würdenträger grade im Begriff, ein ungeheures Frühstück in Gestalt eines Thurmes von Ruffkuffu zu sich zu nehmen, zu welchem er uns mit gnädigem Schmunzeln einlud. Ich bedankte mich zwar, aber meine Leute nahmen mit Wollust daran Theil und hatten sich bald so überladen, daß sie später nur mit Mühe ihre Pferde zu besteigen vermochten. Während dieser Tafelfreuden meiner Escorte besuchte ich die dicht am Bordsch gelegenen Ruinen, Hanschyr el Hammâm genannt. Sie sind von ziemlichem Umfang und deuten auf eine Stadt dritten oder vierten Ranges, doch so durcheinandergewürfelt, daß sich nichts erkennen läßt. Das einzige noch aufrecht stehende Gebäude ist eine kleine Triumphpforte, welche die von dem französischen Reisenden Belisier erwähnte Inschrift mit dem Namen der Stadt „Saltus Massipianus“ trägt. Damit ist ein Name gefunden, aber weiter nichts, denn von Saltus Massipianus wissen wir auch nicht das Geringste.

Wir sagten bald dem Dâhid, seinem Ruffkuffu und dem Saltus Massipianus Lebewohl, da wir noch einen Ritt von fünf Meilen über bergiges Terrain hatten, welcher wohl die noch übrigen acht Stunden Tageshelle in Anspruch nehmen konnte.

Mein heutiger Weg bildete den Anfang zu einer zweitägigen Abschweifung von dem Anfangs beabsichtigten Reiseplan. Dieser letztere hätte mich auf der gewöhnlichen Straße in nordöstlicher Richtung nach Medâd und Mochtar gebracht, wozu ein Tag hinreichend war, während dieser Umweg

nach Norden mich zuerst nach Madyna, am zweiten Tage nach Sansür und erst am dritten nach Medâd führen sollte. Der Grund, warum ich diesen Umweg von 10—12 Meilen nahm, war einestheils, weil ich die schöne fruchtbare Ebene von Sferrâ Wartân in ihrer vollen Länge durchschneiden wollte, um einmal ein Stück der alten Kornkammern Roms, das noch heute diesem Namen Ehre macht, kennen zu lernen, dann, weil ich wünschte, die Ruinen von Sansür eher zu sehen, als die von dem bei Mochtar gelegenen Hammâm. Man hat nämlich in beiden Orten das alte Assuræ erkennen wollen, in Sansür schon in älterer, in Hammâm in neuester Zeit und zwar mag wohl Sansür die begründeteren Ansprüche auf diesen Namen haben. Eben deswegen wollte ich Sansür zuerst sehen, um mir aus der Ausdehnung seiner Ruinen einen Begriff von seiner Bedeutung zu machen und den so gewonnenen Maßstab bei Prüfung der Ruinen von Hammâm anzulegen.

Die Ebene Sferrâ Wartân, welche wir in Zeit von acht Stunden von ihrem südlichen bis zu ihrem nördlichen Ende durchritten, ist unstreitig das fruchtbarste Kornland von Tunisien. Auf drei Seiten wird diese Ebene von Bergketten abgegränzt, im Westen vom Dschebel Kayfân el Haudh und seinen südlichen Ausläufern, im Norden vom Dschebel Cafrân und im Osten vom Dschebel Kubiya und Dschebel Belula und dem dazwischen liegenden Höhenzug. Im Süden steigt das Terrain mehr allmählig an und gewinnt nach und nach den Charakter einer Hochebene, um sich am südlichsten Ende mit den Ausläufern des Dschebel Dâhya und des Dschebel Ssemâna zu vereinigen.

Diese fruchtbare Niederung stand jetzt (Anfang April) grade im vollen Schmuck ihrer von reisendem Korn bedeckten Getreidefelder. Gleich einem unermesslichen See, so dehnte sich rings um uns das grünende, der Reise nahende Aehren-

meer; noch hatte es nicht die lichtgelbe, beinahe goldene Farbe angenommen, die solche Kornebenen im Frühommer tragen, noch labte es das Auge mit dem in Afrika so seltenen und immer so wohlthueden Grün; aber schon begannen die Spitzen der Aehren sich zu gilben. Die Sonne lag vergoldend auf dieser lichtgrünen Fläche, die fast durch nichts unterbrochen schien. Nur hie und da entdeckte man das Bett eines trockenen Gießbachs, das in einer schmalen Schlucht zwischen den Feldern sich oft in völlig grader Linie hinzog; nur ausnahmsweise ragten Bäume in die Höhe, aber an Sträuchern war kein Mangel; namentlich die Zwergpalme zeigte hie und da ihre zierlichen kleinen Fächer zwischen den wogenden Aehren. Dieses charakteristische Strauchwerk wird vom arabischen Landmann nie ausgerottet; er weiß, daß die Zwergpalme nur auf gutem Boden gedeiht, und so dient ihm ihr Vorhandensein gleichsam als ein Wegweiser, wo er säen soll. Es ist, als fühle er eine gewisse Dankbarkeit gegen diesen Verkündiger der fruchtbarsten Stellen, und so rottet sein Spaten lieber alles Andre aus, als die kleine *Chamaops humilis*. Beinahe die einzige Unterbrechung der Einförmigkeit dieser Getreideebene bildeten kleine Haine der baumartig aufgeschossenen *Cactus opuntia*, deren grotesk verschlungene Stengel sich in wildem Chaos durcheinander zu winden schienen und von blau- und rothblühenden windenartigen Pflanzen umrankt waren.

Diese Ebene wird zum großen Theile vom Madschirstamme bewohnt, dessen Däyid wir heute Morgen verlassen hatten. Zu einer Niederlassung desselben Stammes kamen wir um Mittag und ruhten neben einem kleinen, grellweiß angestrichenen Marabut mit zierlicher Kuppel im Schatten einiger Terebinthenbäume. Aber auch dieses schöne Ruheplätzchen mußte bald wieder mit dem Sattel unsrer Pferde vertauscht werden, welche durch das ihnen hier gebotene treffliche Futter, die halbreifen Gerstenähren, die der Araber den

Pferden als den köstlichsten Leckerbissen bietet, zu erhöhter Lebenslust erweckt waren und die noch übrigen Begegnungen mit ungewohnter Schnelligkeit zurücklegten. So kamen wir schon um 5 Uhr bei unserm heutigen Nachtquartier in einem Lager der Beduinen vom Madschirstamme, in der Nähe von Hanschyr el Madyna, an.

Den Hanschyr el Madyna, d. h. die Trümmer der Stadt, zu besuchen, benutzte ich die noch übrige Tageszeit. Selten noch sah ich eine Trümmerstadt so anmuthig gelegen; am Ufer eines kleinen Flüsschens, des Ued Madyna, dessen Bett mit Oleandern dicht umwachsen ist, bildet das Ruinenfeld selbst einen großen Garten, in dem Granatenbäume und Cactuspflanzungen das lebhafteste und matte Grün ihrer Blätter, das Hochroth und Goldgelb ihrer Blüthen untereinander zu mischen scheinen. Das Beduinenlager, in dem wir übernachteten sollten, stößt dicht an ein antikes Theater, dessen Bogengewölbe an der Fassade noch erhalten sind. Die Sitze und die Bühne bilden nur noch einen riesigen Trümmerhaufen, jedoch ist das Postscenium (der kleine Anbau hinter der Bühne) noch deutlich zu unterscheiden. Unweit davon sah ich die Reste eines kleinen Tempels, dessen Eingangsthor noch erhalten ist; zu Seiten seines Bogens stehen zwei schöne korinthische Pilaster. Die Pronaos jedoch und der größere Theil der sehr kleinen Cella sind eingestürzt. Auf einem Trümmerstück dieses Tempels las ich die von Pelissier entdeckte Inschrift, aus welcher dieser Archäologe den Namen der Stadt gefunden haben will. Diese Inschrift ist jedoch sehr fragmentarisch:

..... DIVI  
 THIB . . ITANUM PEC  
 ..... DD·P

Die mittleren Buchstaben dieser Inschrift hat Pelissier zu Thibaritanum ergänzt und aus dem so erlangten Namen geschlossen, daß hier das oppidum Thibaritanum gelegen habe,

von welchem wir wissen, daß es im dritten und fünften Jahrhundert ein Bischofsitz war, dessen Bischöfe Vincentius und Victor auf den Concilien von 255 und 411 erschienen. Die Identification der Bisthümer hat immer ihre großen Schwierigkeiten und oft Hindernisse, denn die Bisthumslisten geben uns nur die Provinz an, in welcher der Episcopatus sich befand, und sonst haben wir kein einziges Indicium über den Theil der Provinz, wo er lag, und die Straße, mit welcher er in Verbindung stand. Bei solcher Ungewißheit scheint es mir, daß man nur dann annehmen darf, die Lage eines der alten Bisthümer entdeckt zu haben, wenn eine wirklich vollständige Inschrift diese angiebt, nicht aber, wenn dieselbe erst aus Inschriftsfragmenten zusammengesetzt oder durch Ausfüllung von Inschriftslücken ergänzt werden muß. Zudem ist hier noch die Schwierigkeit, daß das Bisthum Thibaris in der Byzacena lag, während diese Dertlichkeit doch wahrscheinlich immer zur Proconsularis gehörte.

Auf einem kleinen Hügel über dem Trümmerfeld sah ich die Reste der alten Nekropole, wo ich jedoch alle Mausoleen bis auf ein einziges, übrigens unbedeutendes, zerstört fand. Im Gebiet der Stadt selbst erblickte ich noch einen Triumphbogen, dessen unteres und oberes Karnieß, sowie zwei Säulen, erhalten sind, ferner die Reste eines festungsartigen Gebäudes, einige Spuren von Cisternen in dessen Nähe, außerdem noch zahlreiche verschüttete Quadersteinmassen.

Am Morgen des 2. April von Hanschyr el Madyna aufgebrochen, erreichten wir nach zwei Stunden das kleine Dorf Abba, beinahe ganz aus antikem Material erbaut und in nächster Nähe von Trümmern gelegen, in denen mir jedoch nichts Bedeutendes auffiel. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Ort mit dem von Livius und Polybios erwähnten Abba oder Obba identisch ist, in welchem Syphax nach seiner Flucht von Utica ein Asyl fand. (Polybios XVI, 6, Livius XXX, 7.)

Der Ort wird von der Peutinger'schen Tafel *Obba* geschrieben und 32 *Milliarien* nördlich von *ad Mederam*, 7 *Milliarien* südlich von *Laribus* oder *Lares* angegeben. Die letztere Entfernung trifft zu, wenn anders *Lorbess* mit *Laribus* identisch ist, die erstere ist jedoch um 6 *Milliarien* zu klein, da eine directe Linie, von *Haydra* nach *Abba* gezogen, allein schon 38 *Milliarien* mißt. Dieß würde jedoch eher gegen die Identität von *Haydra* mit *ad Mederam* sprechen, welches wir somit nördlicher suchen müßten, als gegen die von *Abba* mit *Obba*, denn letztere scheint mir einestheils durch die zutreffende Entfernungsangabe im Norden, andernteils durch die vollkommene Identität der Namen, denn schon im Alterthum wurde der Name auch *Abba* neben *Obba* geschrieben, festgestellt.

Mittag machten wir in dem kleinen elenden Dorf *Suâryn*, wo sich kaum einige nachweisbare Reste des Alterthums befinden. Dieß wunderte mich um so mehr, da *Suâryn* durch den gelehrten *Mannert* eine gewisse Berühmtheit erlangt hat; denn dieser historische Geograph will durchaus in ihm die Stätte des weltberühmten *Zama*, der Königsstadt der *Numidier*, des Schlachtfeldes des zweiten punischen Krieges erblicken. Aber diese Ansicht ist längst aufgegeben, besonders seit man die Lage von *Assurae* gefunden zu haben glaubt, von welchem *Zama* nach der Peutinger'schen Tafel östlich, nicht westlich gesucht werden muß. Ich glaube vielmehr, daß wir mit Wahrscheinlichkeit *Zama* in dem heutigen *Dschâma*, am Flusse *Silyâna*, nordöstlich von hier in einer großen Ebene gelegen, suchen können.

Drei Stunden vor Sonnenuntergang langten wir nach einem angenehmen Ritt durch ein hügeliges, an *Oleanderbüschen* und *Pistacienbäumen* reiches Land in *Sansûr* an, wo wir unser Lager mitten unter den Ruinen wählten, in deren Nähe wir eine kleine Niederlassung von *Beduinen* vom Stamme der *Aulâd 'Aûn* antrafen.

## Zwanzigstes Capitel.

### Sansür (Assuræ), Mâdir oder Mochtar (Tucca Terebenthina).

Die Ruinen von Sansür. — Nekropole. — Sessungsfundamente. — Andere Trümmer. — Ritt von Sansür nach Mochtar. — Ruinen von Mochtar. — Das antike Tucca Terebenthina. — Abweichende Ansichten. — Inschriften. — Mausoleen. — Grab des Heiligen Ssaydy 'Alyy ben 'Amr. — Wunderliche Geschichte dieses Heiligen. — Ausflug nach Hammâm. — Schwieriger Weg. — Bedeutende römische Ruinen. — Ungewisse Identification. — Vielsache Reste aus der christlichen Periode.

Die Ruinen von Sansür entsprechen einer Stadt dritten Ranges. Die Mauern beschreiben einen Umkreis von etwa 6000 Fuß und sind noch deutlich zu traciren. Sowohl sie als die Citadelle tragen Spuren byzantinischer Restauration. Ich sah hier nicht weniger als drei Triumphbogen, die zwei ersten leidlich wohl erhalten, im corinthischen Styl, den dritten eingestürzt, jedoch mit noch aufrecht stehenden Pfeilern. Am Fuße des ersten Triumphbogens liegen jene Inschriftstafelfragmente auf dem Boden zerstreut, deren Worte Sir Grenville Temple so zusammensetzt, daß man aus ihnen den Namen Assuras herauslesen kann. Die drei wichtigsten Fragmente sind folgende:

1) XI	2) . . . .	3) . . . . .
AVG·	ET CAS	TRORVM
OL·I	VL·ASS	VRAS DEV
P		

Die Worte der untersten Zeile dieser drei Fragmente hat nun der englische Archäologe so zusammengesetzt, daß sie Col. Jul. Assuras lauten, welches vervollständigt Colonia Julia Assuras

bildet. Obgleich es höchst auffallend ist, daß Assurae ohne jeden grammaticalischen Grund in der Accusativform zu stehen kommt, so möchte vielleicht doch diese Zusammensetzung nicht zu verwerfen sein, besonders da die Entfernungsangaben im Itinerar von 30 Milliaribus von Musti und 40 von Sufes, auf diese Stelle passen.

Hier wäre also jenes Assurae zu suchen, welches Ptolemäos Asuros, die Peutinger'sche Tafel, bei der auch die Angabe von 56 Milliaribus von ad Mederam zutrifft, Assures, Plinius oppidum civium Romanorum Asuritanum und die Bisthumslisten Assurae nennen, eine Römerstadt, von der wir außer ihrem Namen nicht das Geringste wissen. Man wird jedoch unten bei el Hammâm sehen, daß noch ein anderer Trümmerhaufen Anspruch darauf erhebt, Assurae zu sein.

Assurae spielt in der Kirchengeschichte eine nicht ganz unbedeutende Rolle. Nicht weniger als sieben seiner Bischöfe sind uns bekannt. Von dem ersten derselben, Fortunatianus, schreibt Cyprian (H. N. lib. V, c. 4), daß er „den Glauben verrathen“, d. h. in der Christenverfolgung den Götzen geopfert habe. Victor erschien 255 auf dem von Cyprian präsidirten karthagischen Concil und der Donatist Praetextatus, der zur Secte der Maximianisten gehörte, im J. 393 auf dem Concil von Cabarsuffum. Beim Fall der Maximianisten wurde an seiner Stelle der Donatist Rogatus erwählt, der sogar 397 zum Katholicismus übergegangen sein soll. In demselben Jahre hatten jedoch die Katholiken von Assurae auch einen eignen, aus ihrer Zahl hervorgegangenen Bischof Evangelus. Der von Hunnerich im J. 484 verbannte Bischof von Assurae Peregrinus erfuhr ein milderes Loos, als seine meisten Collegen. Er konnte nämlich in Afrika bleiben, wahrscheinlich sogar in der Nähe seiner Diöcese, doch schrieb ihm das Rescript des Königs vor, daß er seine Kirche nie wiedersehen, sondern sich nach Art der Colonisten nur mit Ackerbau beschäftigen solle.

Außer den Triumphbogen und der massiven kleinen Citadelle bemerkte ich in Sanfür noch einen Tempel, dessen Pronaos allein fehlt; um die Außentwand der Cella zieht sich ein schöner Zophorus mit sehr geschmackvoll gemeißelten Blumenquirlanden. Zwei thurmartige Mausoleen mit noch erhaltenen Grabgemächern, das Fundament und Theile der Bühne eines Theaters, mit noch stehendem Postscenium, die Ruinen eines Steindammes am Flussesufer und zweier Brücken, einige Häuserfundamente bildeten die ferner noch unterscheidbaren Bauten dieser einstigen Römerstadt.

Da wir in diesem Ruinenfelde etwas sehr einsam und gefährlich übernachtet hatten, denn den nahe wohnenden Beduinen war, wie ich hörte, nicht zu trauen, so fühlte ich mich wirklich erleichtert, als wir am Morgen des 3. April wieder in die schöne große Getreideebene von Sferrâ Wartân einlenkten, um sie dießmal an ihrem westlichen Ende in südlicher Richtung zu durchreiten und am Abend Medâd zu erreichen.

Ein so großer Umweg von unsrer Route, wie der, welchen wir in den drei letzten Tagen gemacht, reute mich schon deshalb nicht, da ich ohne ihn wohl schwerlich den einzigen noch heute diesen Namen verdienenden Theil der einstigen Kornkammer Roms zu Gesicht bekommen hätte.

Am Abend des 3. April blieben mir noch zwei Stunden vor Sonnenuntergang zur Besichtigung der Ruinen von Medâd. Dieser arabische Name steht für den Plural von Mâ'ida, d. h. Tisch, welche Benennung die Araber den hier in großer Anzahl gefundenen quadratischen antiken Grabsteinen beizulegen lieben. Der Araber, welcher im gewöhnlichen Leben gar keinen Tisch kennt, denkt sich einen solchen nämlich als etwas anders, als was er wirklich ist, er stellt sich unter Tisch einen würfelförmigen Kasten von Holz oder Stein vor. Bei solchem Begriff von einer Tischform muß ihm allerdings

die Nekropole dieser Römerstadt wie eine großartige Aneinanderreihung solcher Möbel erscheinen. Die Mehrzahl dieser vermeinten Tische besteht aus einem vier bis fünf Fuß hohen würfelförmigen Grabdenkmal, ragt drei bis vier Fuß über dem Boden empor und ist mit einer Platte bedeckt. Unzweifelhaft ist es, daß diese Steinwürfel Todtendenkmäler waren, ja einzelne darauf befindliche Inschriften bestätigen noch diese Gewißheit. Aber die Form derselben scheint denn doch eine ungewöhnliche für einen römischen Friedhof. Die im Rom der späteren Republik und der Kaiser übliche Leichenverbrennung brachte ganz andere Gräberformen mit sich, als die welche wir hier sahen. Kann man diese Gräberform nun mit der Sitte der Beerdigung der Leichen in Verbindung bringen? Allgemein herrschend aber war die Sitte der Beerdigung der Leichen in Numidien nur vor der römischen Herrschaft oder nach Einführung des Christenthums. Daß diese Gräber ersterer Periode, d. h. der karthagischen Glanzzeit oder der Epoche der Numidischen Herrschaft nicht entstammen, beweist der Mangel phöniciſcher, numidischer oder libyſcher Inschriften. Sie gehörten also wohl einem christlichen Friedhof an, obgleich allerdings die höchst unvollkommen erhaltenen Inschriften keine christlichen Symbole tragen. Das einzige größere Mausoleum, welches sich erhalten hat, steht in einiger Entfernung von dem Gräberfelde. Es erhebt sich auf einem dreistufigen Piedestal, war ursprünglich dreistöckig, mit einem Karnieß über jedem Stockwerk; das gewölbte Grabgemach ist leicht zu betreten, aber weder in ihm noch an der Fagade findet sich eine Spur von Inschriften.

Außer der Nekropole enthält Medäd noch viele Trümmer und Schutthausen antiker Baulichkeiten, worunter auch einige leidlich conservirte Ruinen, z. B. ein viereckiges Festungsfundament mit Theilen aufrechtstehender Mauern, ein kleines Gerichtsgebäude, offenbar später in eine christliche Basilika

umgewandelt, ein Triumphbogen mittlerer Größe. Ja, die Fundamente eines sehr bescheidenen Forums sind zu traciren. Allen diesen Indicien nach befand sich hier eine römische Stadt etwa vierten Ranges.

Was war der römische oder libyphöniciſche Name dieſer Stadt? Der arabische Name kann uns bei dieſer Unterſuchung nicht zu Hülfe kommen, da er ausnahmsweiſe nicht aus einem antiken Städtenamen, wie Sſbaytla aus Sufetula, Bädſcha aus Vaga, Dſchâma aus Zama und die Mehrzahl hieſiger Nomenclaturen entſtanden, ſondern aus einer wirklich arabiſchen Wurzel abgeleitet zu ſein ſcheint. Wenn aber Medâd ein arabiſches Wort iſt, ſo kann es wohl nicht das in den Biſthumsliſten genannte oppidum Miditense geweſen ſein, mit welchem es der verdienſtvolle franzöſiſche Archäologe Guérin der Namensähnlichkeit wegen identificiren will, von deſſen genauerer Lage wir übrigens nicht das Geringſte wiſſen, da die Biſthumsliſten nie dergleichen Aufſchlüſſe geben. Ich glaube, die Frage, was der antike Name von Medâd war, muß offen bleiben, bis es einmal gelingen ſollte, eine darüber aufklärende Inſchrift zu entdecken. Das Biſthum, welches als Miditanus figurirt und deſſen Biſchöfe Sevenianus und Cubodius auf den Concilen von 411 und 484 erſchienen, hieß eigentlich Mididi, wie es im Leben des heiligen Fulgentius (More. Afric. Chriſt. I. p. 227) genannt wird. Es lag übrigens in der Byzacena, während dieſe Vertlichkeit doch wahrſcheinlich ſtets zur Proconſularis gehörte.

Die Aulâd Ahar, welche dieſe Gegend bewohnen, ſind ein Stamm von, wenn man ſo ſagen kann, mehr civilisirten Sitten, als ihre weſtlichen Nachbarſtämme. Die Regierung hat mit ihnen weniger Schwierigkeiten, als mit den andern Stämmen, bei denen ſie die Steuern nicht anders einzutreiben vermag, als dadurch, daß ſie alle Jahre eine Armee im ganzen Lande die Kunde mach. i läßt, um die Kopfſteuer zu erheben,

welche für jeden Einzelnen etwa fünf Thaler beträgt, eine für die Armeren ganz unerschwingliche Summe. Da die Gegend also jetzt weniger Unsicherheit bot, so konnte ich die beiden überzähligen Hamba entlassen, welche nach Thala zurückkehrten.

Unser heutiger Ritt sollte nur ein kleiner werden, denn das im Reiseplan stehende Nachtquartier Mäder war nur etliche vier Meilen von Medäd. Auf dem Wege zu ihm kamen wir an mehreren Ruinenhaufen ohne Bedeutung, sowie auch an einem recht schönen, einzeln stehenden Mausoleum vorbei, welches die Araber Dagr el Hadsch (steinernes Schloß) nennen. Es erwies sich als ein kleiner viereckiger Thurm mit zwei Stockwerken, deren jedes ein Karnieß und das untere eine Einfassung von zehn korinthischen Pilastern besaß. Das Innere bildet ein Sepulcrum familiare mit einigen sehr kleinen Columbarien (Urnenischen).

Auch Mäder oder Mochtar (مُخْتَارٌ) führt, wie Medäd, einen arabischen Namen, welcher „erhöht“, also „hochgelegen“, bedeutet, eine topographisch vollständig gerechtfertigte Benennung. So fehlt uns also gleichfalls in diesem modernen Namen ein Anknüpfungspunkt zur Auffindung des antiken. Aber die Itinerarien kommen uns hier ausreichend zu Hülfe. Das Itinerarium Antonini Augusti giebt nämlich fünfundzwanzig Milliarier nördlich von Sufes und zwölf Milliarier östlich von Assura die alte Stadt Tucca Terebenthina an, und da wir Sufes in Sabyba gefunden haben, welches wirklich die angegebene Entfernung von Mochtar hat, und Assura das etwa zwei deutsche Meilen von hier entfernte Sansür sein möchte, so spricht die Wahrscheinlichkeit für Tucca als die Vorgängerin von Mochtar.

Mit Tucca, welches Ptolemäos Tufma nennt, kommen wir endlich einmal wieder auf eine von diesem Geographen

erwähnte Stadt. So begriffsverwirrend wir auch manche der Angaben des Alexandriners in Bezug auf die Lage der auf dieser Reise berührten Punkte finden mußten, und so sehr wir zur Furcht berechtigt schienen, schon ganz auf falsche Spur gerathen zu sein, desto mehr überrascht es uns, nun plötzlich wieder eine antike Stadt auffallend mit der Wirklichkeit stimmend angegeben zu finden und auf einmal gegen unser Erwarten wieder orientirt zu sein. Tucca ist nach ptolomäischen Begriffen so richtig als möglich angegeben. Man hüte sich indessen, es bei ihm genau unter dieser Namensform zu suchen. Der Name *Tovvxa* bezeichnet bei Ptolemäos das andere nördliche, bei Sicca gelegene Tucca, welches auch Thugga geschrieben wird, wogegen die Terebinthenstadt beim Alexandriner *Tovvua* heißt. In neuester Zeit hat der oft schon genannte Archäologe Guérin Tucca Terebenthina in einem ziemlich unbedeutenden Ruinenfeld zwischen Medäd und Thala wiedererkennen wollen, welches allerdings den Namen Hanschyr *Dūqa* führt. Aber da wir annehmen müssen, daß Tucca Terebenthina die bedeutendste Stadt in dieser Gegend war, da wir im Umkreis von 10 Meilen keine Ruinenstadt finden, welche mit Mochtar an Größe und Bedeutung ihrer Alterthümer wetteifern kann, da ferner die Entfernungsangaben des Itinerars vollkommen zutreffen, so glaube ich, daß wir uns hier nicht durch die Namensähnlichkeit irre führen lassen müssen. Eine Namensähnlichkeit kann doch immer nur als Hülfswort gelten und genügt nicht, um auf sie allein eine Meinung zu gründen. So ist z. B. die auf Namensähnlichkeit beruhende Identification von Massudi mit Musti aus guten Gründen verworfen worden, obgleich außer dem Namen dort auch noch die Entfernungsangaben zutreffen.

Ein Bisthum scheint dieses Tucca nie gewesen zu sein, denn von den drei Bisthümern dieses Namens, die uns be-

kannt sind, lag nur eins in der Proconsularis und dieß ist das bekannte andere Tucca, dessen Ruinen so bedeutend sind. Die beiden andern waren in Numidien und in der Mauritania Sitifensis.

Auf dem Ruinenfelde Tucca's fielen mir außer einer Unzahl aus dem Boden aufragender Säulen und Pfeiler hauptsächlich drei einigermaßen erhaltene Monumente auf. Das unversehrteste war ein pyramidenförmig zugespitztes, dreistöckiges Mausoleum von etwa 50 Fuß Höhe. Das erste Stockwerk steht auf einer breiten Stufenbasis, hat zwei schöne korinthische Säulen an den beiden Ecken, ein Karnieß unter dem obern Mauervorsprung und über dem Eingang ein undeutlich gewordenes Basrelief. Im Innern dieses ersten Stockwerkes, welches leicht zugänglich ist, sah ich einige Grabnischen, doch fehlte jede Inschrift oder Kunstverzierung. Das zweite Stockwerk, wenn es überhaupt diesen Namen verdient, ist nur halb so hoch und scheint mehr eine Fortsetzung des ersteren; es trägt auf der Vorderseite eine Inschrift mit riesigen Buchstaben, von der jedoch Alles bis auf das obligate *Dius Manibus Sacrum* unleserlich geworden ist. Das dritte enthält, wie bei fast allen in Numidien angetroffenen dreistöckigen Mausoleen, eine Loggia oder offene Nische; auf ihm ruht das pyramidenförmige, ziemlich hohe Dach.

Die beiden andern Denkmäler sind Triumphbogen. Der erste, nördlich von dem ebenerwähnten Mausoleum, stammt offenbar aus der besseren Zeit des Kunstgeschmacks; er ist solid gebaut und von höchst harmonischen Verhältnissen. In Abwesenheit einer Inschrift können wir auf die Epoche seiner Erbauung nur annähernd Schlüsse ziehen. Die zahlreichen auf dem Boden zerstreuten Fragmente seiner Säulen, Architrave und Verzierungen lassen jedoch erkennen, daß er der bessern Kunstzeit seine Entstehung verdankte. Von diesem

Denkmal steht nichts mehr, als der nackte Bogen, der noch etwa vierzig Fuß hoch ist.

Beim zweiten Bogen sind wir glücklicher, was die Angabe seines Erbauers oder dessen, dem er gewidmet war, betrifft. Er trägt nämlich auf seinem Epistyl folgende Inschrift:

IM....RI..VI...VA..FAM.TRAIANO.OP.IMO.AVG....  
 GE...ICOPARTHICO.PM...ES.XX.IMP.XII.COS.VI.....  
 .....SEIM..OS.DEDIC.D.D.P.P.

Der Name Trajan ist fast das einzig Leserliche auf dieser übrigens nicht schwer zu ergänzenden Inschrift. Das Denkmal erweist sich kleiner und weniger geschmückt als der erste Triumphbogen. Unweit von ihm liegen die Reste zweier Tempel, deren Säulen zum Theil den Boden bedecken; das Fundament eines Theaters, ein gewölbtes Gebäude, von Säulen gestützt, ein Bad und viele Häuserfragmente sind zu traciren.

In der Nekropole findet sich ein halbverfallenes Grabdenkmal, von welchem beinahe nichts erhalten ist, als eine fabelhaft lange und überaus lobrednerische Inschrift (am Schluß dieses Bandes in Anhang III. wiedergegeben), welche in dreißig großen terentianischen Versen aussagt, daß dieses das Grab eines ganz vorzüglichen jungen Mannes von zweiundzwanzig Jahren, Namens Julius Proculus Fortunatianus, sei, dessen große Tugenden in drei ellenlangen Gedichten gepriesen werden. Außer diesem und dem vorher erwähnten Mausoleum liegen noch sechs ansehnliche, beinahe ganz erhaltene thurmartige Grabdenkmäler in dem weiten Ruinenfelde zerstreut; sie gleichen sich alle so ziemlich und besitzen nichts Bemerkenswerthes. Die Wohlhabenheit der Bürger von Tucca Terebenthina beweist das Vorhandensein einer Wasserleitung, welche die mit einem Flüsschen versehene Stadt zum Ueberfluß auch noch mit dem frischen Quellwasser der nahen Berge versorgte. Achtzehn schöne Bogen dieses Aquäducts zeigen sich noch erhalten und dienen nicht wenig dazu, dieses Ruinen-

feld zu einem der malerischsten zu machen. Im Süden der alten Stadt erhebt sich eine schwerfällige Baumasse von jener Structur, welche die Alten *Diamicton* nannten, und von jenem fragmentarischen Material, wie es die Byzantiner gewöhnlich zum Bau ihrer Citadellen benutzten, zusammengesetzt; die Mauern bewähren sich trotz dieser Conglomerat-Architektur doch als höchst massiv, da sie an sechs Fuß Dicke besitzen und durch trefflichen Cement verbunden sind. Es ist dieß wohl jene Citadelle, welche der *Patricius Salomon* hier baute, wie wir aus *Prokopios* (*de Aedificiis* VI. c. 5) wissen.

Im westlichen Theil des Trümmerfeldes liegen noch eine Menge theils halbzerstörter, theils ganz verschütteter Ruinen. Eine lange Reihe von Bogen eines Gewölbes schienen mir dem unteren Theil eines Amphitheatere angehört zu haben.

Hier befindet sich auch die Grabkapelle eines moslimischen Heiligen, von welchem mir die wunderbarlichsten Geschichten erzählt wurden. *Sahydy 'Ally ben 'Ammr*, so hieß der fromme Mann, dessen sterbliche Ueberreste jetzt, viele Jahre nach seinem Tode, noch die seltsamsten Wunder bewirken sollen. Er pflegte übrigens bei seinen Lebzeiten nicht wenige Proben von seiner Wunderkraft abzulegen. Eine seiner Specialitäten bildete namentlich die Befruchtung des Schooßes der Unfruchtbaren oder solcher, welche dafür galten. Der Heilige pflegte bei Bewerkstelligung dieses Wunders höchst methodisch zu Werke zu gehen. Wurde eine für unfruchtbar gehaltene Frau ihm zugeführt, was gewöhnlich von dem nach den Vaterfreunden sehnsüchtigen Ehemann geschah, so verlangte der fromme Mann zuerst, daß sie sich vor ihm entschleierte, damit er sehen könne, ob die göttliche Gnade sich im Ausdruck ihrer Physiognomie widerspiegele, das heißt ob sie gläubig genug sei, um das Wunder zu verdienen. Denn nur besonders fromme und andächtige Frauen wurden seiner Fürbitte für würdig gehalten. Der Heilige war aber ein so feiner Physiognomiker,

daß er die Frömmigkeit und Andacht, welche allein die Frauen des Mirakels würdig machen konnte, beim ersten Blick aus ihrem Gesicht herauszulesen vermochte. Deshalb war natürlich die Entschleierung durchaus nothwendig. Nun steht eine solche zwar mit allen moslimischen Sittengesetzen im Widerspruch; aber einem Heiligen gegenüber giebt es keine Sittengesetze. Einem solchen Gottesmann, bei dem keine fleischliche Regung aufkommen kann, ist vielmehr Alles erlaubt, da Alles durch den frommen Geist, der ihn durchweht, geheiligt erscheint.

Einige gottlose Menschen wollten freilich behaupten, daß Ssayhydy 'Ahy ben 'Ammr den nöthigen Grad von Frömmigkeit und Andacht, welcher zur Bewerkstelligung des Wunders gehörte, immer nur auf dem Angesicht solcher Frauen ausgedrückt fände, welche durch Jugend und besondere Schönheit ausgezeichnet waren. Aber das war entweder eine Verleumdung, oder die göttliche Gnade hatte bei den von ihr erwählten Frauen das Wunder bewirkt, daß sie, sowie sie sich vor dem Heiligen entschleierten, plötzlich jung und schön wurden. Wie dem auch sein mag, die Thatsache ist, daß der Gottesmann nur mit jungen und schönen Frauen zu thun hatte.

Hatte Ssayhydy 'Ahy ben 'Ammr eine Frau der göttlichen Gnade würdig gefunden, so schritt er in seiner methodischen Verfahrensweise zunächst dazu, dem Ehemann die Augen zu verbinden; denn dessen profane, von irdischen Regungen oft allzusehr entflammten Blicke hätten der Bewerkstelligung des Wunders die größten Hindernisse in den Weg gesetzt. Dieses war eine reine That des Geistes und durfte von keinen von fleischlichen Trieben erregten Augen erblickt werden. Um ja nicht das Wunder der Gefahr eines durch eine solche profane Ursache herbeigeführten Mißlingens auszusehen, mußte dem Ehemann sogar die Fähigkeit genommen werden, sich die Binde in einem Augenblick der Ungeduld herunterzureißen. Deshalb war es nothwendig, ihm auch noch die Hände auf

dem Rücken festzubinden und, damit er ja nicht durch ein blindes Hineintölpeln die Vollziehung der heiligen Handlung störe, mußte er sich noch dazu an einen Baum fesseln lassen und in dieser unbequemen Stellung das Ende der Wunderthat abwarten. Das war freilich für manchen Gatten eine harte Nuß zu knacken, aber die Hoffnung auf die bald zu erlebenden Vaterfreuden genügte, um ihm Geduld zur Ertragung seiner unangenehmen Lage, welche sich oft über sein Erwarten verlängerte, einzufußeln.

War so der profane Ehemann in Sicherheit gebracht, so begann der Heilige die fromme Handlung damit, daß er ein Lämmlein, welches ihm der besagte Ehemann hatte schenken müssen, in gehörig salbungsvoller Weise opferte. Dieß wurde dann schnell geröstet, Brod und Gemüse, Kuchen und andere Süßigkeiten waren zur Hand und der Gottesmann setzte sich mit der zu heilenden Frau an ein leckeres Mahl, welches, wie es schien, durchaus nothwendig war, um Beide in jene gekräftigte und gehobene Stimmung zu versetzen, in welcher die heilige Handlung am Erspriesslichsten zu Werke gehen konnte. Einige verruchte Keger wollen sogar behaupten, der Heilige pflegte bei solchen Gelegenheiten einige Flaschen voll eines röthlichen Saftes hervorzuholen und in Gemeinschaft mit der Patientin zu leeren, eines Saftes, welcher ganz wie Wein ausgesehen hätte. Aber natürlich müssen wir dieß gleichfalls für Verleumdung erklären, oder wenn es auch wahr und das Getränk wirklich Wein gewesen wäre, so weiß doch jeder gläubige Moslim, daß der Wein, sowie er die Lippen eines Heiligen berührt, in Paradiesestrank verwandelt wird, und daß folglich ein Heiliger nie Wein trinken kann, selbst wenn alle Menschen ihn dieß anscheinend thun sehen.

War die leckere Mahlzeit beendet, so zog sich der Heilige mit der Patientin in sein Zelt zurück und verrichtete dort, in inniger Gemeinschaft mit ihr, jene frommen Ceremonien,

welche zur Bewerkstelligung des Wunders nöthig waren. Nach diesen gingen Beide wieder hinaus, setzten sich unter einen schattigen Olivenbaum, tranken Kaffee, den ihnen der Ehemann hatte bereiten müssen, oder kehrten auch wohl zu der Flasche mit dem Paradiesestrank zurück, kurz, sie genossen so ein recht wohlthuendes Verdauungsstündchen, welches selbst einem Heiligen nichts schaden kann. Nach Beendigung desselben fand dann der fromme Mann gewöhnlich noch eine Wiederholung der erwähnten Ceremonieen nothwendig und diese sollen sich oft über alles Erwarten lang ausgedehnt haben. Endlich aber war die Ceremonie beendet, der Ehemann wurde losgebunden, sah das Tageslicht wieder und war entzückt, seine geliebte Gattin in einem so gehobenen, allem Anschein nach inspirirten Zustande wiederzubekommen, wie ihm das Feuer ihrer Augen und die Röthe ihrer Wangen verkündete, lauter Anzeichen, welche für die Wirksamkeit der wunderbaren Handlung eine günstige Vorbedeutung bildeten.

So lebte Sjahydy 'Ahy ben 'Ammr ein gottseliges und wunderthätiges Leben, und er wäre gewiß hundert Jahre alt geworden, hätte nicht ein gottloser Verbrecher seinem Dasein ein unverhofft frühes Ende gemacht. Dieser gottlose Verbrecher war natürlich ein Ehemann, der nicht von dem gehörigen Grade von Glauben und Frömmigkeit durchdrungen sein mochte, um an die übernatürliche Verfahrungsweise des Heiligen zu glauben. Dieser Ungläubige hörte auf die Verlockungen des Satan, welcher, wie der Dorân sagt, „Versuchungsworte in die Ohren bläst.“ Er hörte grade im Augenblick auf diese Worte, als er am Baum festgebunden und der Heilige mit seiner Frau beim Mahle war. Er glaubte nämlich einen schmazenden Laut zu vernehmen, und wie er sich fragte, was das bedeute, da antwortete ihm Satan: „Sjahydy 'Ahy küßt deine Frau!“ Der gottlose Mann glaubte den

Worten des Bösen, gerieth in heftige Wuth, die ihm die Kraft verlieh, sich loszureißen; er eilte auf das Paar zu, entriß dem Heiligen ein Messer und stach den frommen Mann damit todt.

Aber natürlich hat Niemand an die Schuld des Heiligen glauben wollen. Er wurde pomphast beerdigt und verrichtet nun als Leiche, wie man sagt, immer noch seine alten Wunder, deren erspriesslicher Wirksamkeit sein Grabeswächter, ein im Geruch der Heiligkeit stehender baumstarker Derwisch, seine ganzen Kräfte der Seele und des Leibes dienstbar macht und so zum Rufe seines Schutzpatrons nicht wenig beiträgt, so daß Ssayhydy 'Ally ben 'Ammr nach wie vor den Ruhm von Mochtar bildet.

Da ich von höchst interessant geschilderten Ruinen in dem etwa zwei Meilen von Mochtar westlich abgelegenen Hammâm gehört hatte, so beschloß ich, diese Abschweifung von der sogenannten Hauptstraße, welche von Mochtar direct nach Maghrâua führt, zu machen. Ich sage nicht umsonst „abgelegen“ von Hammâm, denn in der That liegt es gewissermaßen außerhalb der Welt, in einer wilden, schwer zugänglichen Gebirgsgegend, zu welcher eigentlich gar kein für Pferde gebahnter Weg hinführt. Der Ort scheint beinahe vergessen, obgleich zwei gelehrte Reisende, Barth und Davis, schon auf ihn aufmerksam gemacht haben. In der Umgegend selbst ist sein Ruf kaum über einen Bezirk von einer Meile weit gedrungen. So weiß selbst ein Paar Meilen von hier schon beinahe Niemand mehr etwas von Hammâm. Außerdem gilt die dortige Gegend für so unsicher, daß es durchaus nicht gerathen schien daselbst zu übernachten. Ich beschloß deshalb den ganzen Tag des 5. April zu einem Ausflug von Mochtar nach Hammâm und zurück zu benutzen, obgleich ich leicht hätte Zeit sparen können, wenn ich von Hammâm, statt nach Mochtar zurück, direct nach Maghrâua gegangen wäre.

Aber Hädsch Hamed, mein Maulthiertreiber, welcher alle Wege in diesem Lande kannte, schilderte mir den von Hammâm nach Maghrâua mit so schaudervollen Farben, ja als nahezu lebensgefährlich wegen der vielen Abgründe und der schlüpfrigen Stellen, an welchen dieser enge Gebirgspaß vorbeiführe, daß mein Bedenken erregt wurde; der Weg von Mochtar nach Hammâm erweise sich zwar schon schlimm genug, aber der von letzterem Ort nach Maghrâua gradezu halbsbrecherisch. Hamed erzählte mir, daß er einmal von Maghrâua nach Hammâm geritten sei und den Weg dermaßen steil und gefährlich gefunden, daß er lieber einen großen Umweg über Mochtar gemacht habe, um nach Maghrâua zurückzukehren, denn bergabwärts an diesen steilen Schluchten hinzureiten halte er für ein thörichtes Wagstück. Der alte Maulthiertreiber war aber gewiß nicht leicht durch Schwierigkeiten eines Wegs abzuschrecken und in der That hörte ich in Hammâm die Bestätigung seiner Aussage, denn einige dort wohnende Araber vom Madschiristamme versicherten mir, daß sie zwar den Hinweg von Maghrâua nach Hammâm zu Pferde, den Rückweg aber von diesem Ort nach Maghrâua nur zu Fuße zu machen wagten, wobei sie noch große Mühe hätten, ihre Thiere sicher an der Hand zu führen.

Für mich bekam Hammâm, das schwer zugängliche, dadurch einen neuen Reiz, daß der schlechte Weg so viele Menschen von seinem Besuche abschreckte und es folglich nur sehr wenig bekannt sein konnte. Hamed hatte nicht übertrieben, wenn er selbst diese leichteste Art, nach Hammâm zu kommen, nämlich die von Mochtar aus, immer noch schwierig geschildert hatte, denn so groß zeigten sich die Terrainschwierigkeiten, so steil einzelne Partieen, so ungebahnt, ja oft gar nicht erkennbar die Wege, daß wir diese Entfernung von nur zwei geographischen Meilen nicht in kürzerer Zeit als in fünf Stunden zurückzulegen vermochten. In landschaftlicher Be-

ziehung bot jedoch dieser steile Gebirgspfad viel Lohnendes. Ich möchte ihn, seinem wildromantischen Character nach, dem berühmten Schluchtenweg der Schiffa zwischen Blida und Medea in Algerien an die Seite stellen. Wie er mit ihm an finsterpoetischen und doch auch hie und da wieder lieblich-lächelnden, abwechslungsreichen Landschaftsbildern wetteiferte, so bot er mit demselben noch andere Aehnlichkeiten, einmal die der Vegetation, welche auch hier fast ausschließlich aus größerem Strauchwerk, der duftenden *pistacia lentiscus*, dem schweremüthigen *Juniperus phoenicea*, dem Oleander, dem wilden Lorbeer und andern subtropischen Büschen bestand, dann auch wegen der Thiergattung, welche diese Schluchten vorzugsweise belebte. Diese bestand nämlich aus jenen flinken behenden Affchen, welche dem Norden von Afrika in Spanien den Titel „Affenland“ eingetragen haben und deren Haupttummelplatz in Marokko die Sierra Bullones bei Tetuan, in Algerien die genannten Schluchten der Schiffa und in Tunisien die Gegend ist, in welcher ich mich heute befand. Diese Affen gehören zur Classe *Simia*, d. h. der sogenannten ungeschwänzten Affen, zur Familie des Inuus, des Magot des Buffon, oder Affen der Berberei. Sie sind außerordentlich zahm, auf unserm Ritt sahen wir sie bis zu unsrer Ankunft mitten auf dem Wege sitzen; erst ganz kurz, ehe wir sie erreichten, zogen sie sich zurück und dann auch nicht in große Entfernung, sondern gewöhnlich nur in die nahe offene Schlucht, wo sie oft in kleinen Schaaren von sechs bis sieben beieinander saßen und uns neugierig zu mustern schienen.

Die Araber haben über diese Affen ganz eigenthümliche Ansichten. Die abergläubischen Beduinen halten sie für die Abkömmlinge jener Sabbathschänder aus der Zeit des Moses, welche im *Norân* (*Sure II und IV, 50*) in „Affen, abgesondert vom menschlichen Geschlecht“ verwandelt wurden. Nun sind zwar schon alle Juden den Moslims verächtlich,

aber solche Juden, die den Sabbath schänden, sind es natürlich doppelt, da die Moslims die Meinung hegen, daß Jeder, der sich nicht zum Islam bekehren will, wenigstens seine angestammte Religion mit Pünktlichkeit befolgen soll. Man kann sich deshalb denken, daß die in Affen verwandelten sabbathschänderischen Juden sich nicht der Gunst der Gläubigen erfreuen. Wie dieses zum Märchenhaften geneigte phantasiereiche Volk gern an Alles eine Fabel knüpft, so konnte es auch nicht fehlen, daß die Affen Gegenstände von Sagen wurden, in welchen sich namentlich das auf deren vermeintliche Abstammung begründete gehässige Vorurtheil zu erkennen gab. In vielen dieser Sagen wird den Affen ein großer Haß gegen den Islam und seine Gläubigen zugeschrieben, sie werden als sehr klug und pfliffig geschildert, sie schmieden listige Pläne, um Gott und den Gläubigen zu schaden, denn groß ist ihre List, aber, wie es im Dorân heißt „die List Allah's ist noch viel größer“ und darum werden die Affen mit ihren Plänen jedesmal zu Schanden.

Nach einem drei bis vierstündigen Ritt in dieser wilden Schluchtengegend stießen wir plötzlich auf die völlig verlassenen Ruinen einer einstigen Römerstadt.

Nach der Ausdehnung des Trümmerfeldes muß die Vorgängerin von Hammâm eine höchst volkreiche Stadt gewesen sein, denn diese Ruinen bedecken eine Fläche von nahezu einem Zehntel einer Quadratmeile, aber unter seinen massenhaften antiken Resten sehen wir uns umsonst nach Zeugen von Glanz und Reichthum dieser einstigen Römerstadt um. Viele, selbst große Gebäude sind deutlich zu traciren, an einzelnen Stellen sind sogar ganze Stadtviertel mit Straßen und den Fundamenten der daran stoßenden Häuser zu erkennen, aber keines von all' diesen Gebäuden scheint sich über die mittelmäßige Gewöhnlichkeit erhoben zu haben.

Das einzige Baudenkmal, welches einigermaßen auf

künstlerischen Werth Anspruch machen kann, ist ein Triumphbogen, der jedoch sammt seiner Corona nur zwanzig Fuß Höhe erreicht und mir in die Classe jener kleineren Bogen zu gehören scheint, wie sie Kleinbürger, Zünfte und Handelsleute irgend einem Patron zu errichten pflegten, ähnlich wie jener kleine Bogen, welcher in Rom an der Kirche San Giorgio in Velabro steht und Arco degli orefici heißt. Aber so schön architektonisch geschmückt wie dieser letztere ist der in Hammâm nicht; er scheint es auch niemals gewesen zu sein. An ihm selbst ist keine Inschrift zu entdecken, aber in seiner Nähe wurde eine Inschriftstafel mit dem Namen Valentinianus Augustus gefunden, woraus wir wenigstens den Schluß ziehen können, daß die Stadt im vierten Jahrhundert noch existirte.

Dieser hier inschriftlich bewahrte Name eines christlichen Kaisers in Verbindung gebracht mit dem Umstand, daß hier mehrere christliche Kirchen, von denen ich zwei traciren konnte, standen und mit der beinahe völligen Abwesenheit von Resten aus der heidnischen Zeit, möchte wohl zu dem Schlusse berechtigen, daß Hammâm in der christlichen Periode seine Glanzepoche gehabt habe. Die Trümmer sind übrigens höchst unregelmäßig auf den Hügelabhängen und selbst bis in eine Schlucht, welche der kleine Ued el Hammâm bildet, vertheilt. In dieser letzteren scheint die Nekropole gelegen zu haben. Wenigstens sah ich hier neben einigen römischen Grabdenkmälern ohne Bedeutung auch noch andere, welche mir älteren Ursprungs schienen. Es waren in den Fels gemauerte Grabkammern, offenbar zur Aufnahme von Sarkophagen bestimmt.

Was den antiken Namen von el Hammâm betrifft, so hat der englische Reisende und langjährige Erforscher der Ruinen Karthago's, Davis, hier das Assuræ des Itinerars erblicken wollen. Wir haben schon oben gesagt, welche Gründe dawider streiten. Allerdings ist es nicht ausgemacht, daß die Art und Weise, wie Sir Grenville Temple die Inschrift in

Sanfür, welche die Worte Colonia Julia Assuræ tragen soll, zusammengesetzt hat, die richtige ist und folglich kann man es gar nicht als bewiesen ansehen, daß Sanfür wirklich Assuræ sei. Deßhalb verdient die Ansicht von Davis offenbar eine Prüfung. Das Itinerar giebt Assuræ zweimal als 12 Milliarum und einmal als 15 Milliarum von Tucca Terebenthina entfernt an. Wenn nun letztere Stadt das heutige Mochtar ist, so kann die Entfernungsangabe von 12 Milliarum als zutreffend angesehen werden, denn die Straße mußte hier der Berge wegen viele Umwege machen. Im Norden, wo das Itinerar Assuræ als 30 Milliarum von Musti entfernt angiebt, will sie freilich weniger passen, da diese Entfernung in Wirklichkeit 36 Milliarum beträgt. Ich kann mich deßhalb doch nicht der Ansicht von Davis anschließen und bleibe einstweilen dabei, Assuræ in Sanfür zu erblicken.

---

## Einundzwanzigstes Capitel.

### 'Ayn Furna. Das Schlachtfeld von Zama.

Atmosphärische Störung meiner Reise. — Fortsetzung derselben nach Maghrâna. — Untersuchungen über diesen Namen. — Seltsame Reste aus urältester Zeit. — Phöniciſche Ruinen. — Römische Trümmer. — Reise von Maghrâna nach 'Ayn Furna. — Größe der Ruinen daselbst. — Citadelle. — Seltsamer Aberglaube eines Schatzgräbers. — Abſtecher von 'Ayn Furna nach der Ebene von Dschâma. — Das Schlachtfeld von Zama. — Untersuchungen über dessen Lage. — Berichte über die Schlacht bei den alten Autoren. — Bordsch Massudi. — Römische Ruinen. — Untersuchungen über die Lage von Masfi.

Ein besonders glücklicher Umstand meiner mit dem heutigen Tage gerade einen Monat währenden Rundreise durch Tunisien war es gewesen, daß wir uns bis jetzt über das Wetter nie zu beklagen hatten, um so auffallender, da wir im Monate der Stürme und heftigen Regengüsse standen. Heute Nacht schien aber der Himmel sich anders besinnen und das Versäumte womöglich in kürzester Zeit nachholen zu wollen. Denn gegen 10 Uhr erhob sich ein so heftiger Sturm, daß mein kleines Zelt aus den Fugen gerüttelt und mit mir und mehreren Personen darin von der Stelle geschoben wurde. Natürlich, da die Zeltplöcke vom Winde ausgerissen worden waren, so blieb es auch keinen Augenblick in dieser Stellung fest, sondern sank bald über unsern Häuptern zusammen. Ein ungeheures Durcheinander erfolgte nun. Bedâwy und Brâhym lagend heulend, von Tisch und Bett bedeckt, auf dem Boden; ich selbst war höchst sanft auf das Bett selbst gefallen und vermehrte also noch die Last der beiden Hartgequetschten. Auf meinen

Kopf aber hatte ich die Zeltestäben und die nassen Zeltswände, denn es regnete zugleich in Strömen. Nicht ohne Mühe gelang es mir, mich frei zu machen, und dann wurden die beiden Verschütteten hervorgesucht. Sie waren zwar hart geschunden, hatten aber doch keinen ernstlichen Schaden genommen. Wir errichteten nicht ohne Anstrengung das Zelt wieder, aber kaum saßen wir von Neuem darin, so erfolgte ein abermaliges Krachen und wir lagen diesmal alle drei auf dem Boden und das Zelt auf uns. In dieser Noth nahmen wir unsere Zuflucht zu den Ruinen von Mochtar, neben denen mein Zelt stand, und wir fanden wirklich einen Platz zum Zeltausschlagen hinter einer gegen die Sturmseite geschützten Wand, so daß ich, wenn auch eine sehr nasse, doch eine weiter nicht mehr gewaltsam gestörte Nacht zubachte.

Erst gegen Mittag am 6. April ließ der Regen ein wenig nach, welche Frist wir benutzten, um den 4—5stündigen Ritt nach Maghrâua zu unternehmen.

Der Name Maghrâua, vom arabischen Verbum **غَرِيَ** (mit kühler Quelle versehen sein) abzuleiten, entspricht seiner Bedeutung, welche „der Ort der kühlen Quelle“ ist, vollkommen, wie ich mich selbst durch köstlichen Labetrunk aus seinem frisch hervorsprudelnden Wasser überzeugte. Dieser so einfachen Ableitung zum Trotz hat man dem Namen durchaus einen phöniciſchen Ursprung beilegen wollen. Aber wie gesucht erscheinen nicht die phöniciſchen Ableitungen dieses Wortes, sei es, daß man es von **מִגְרָעוֹת** (Migræoth), d. h. Mauerabsätze, von **מִגְרָן**, Migron, d. h. lateinisch sessa oder von **מִעָרָה** (Mgara, das y vielleicht wie in Gomorrhä als g zu lesen?), Höhle, herkommen lassen?

Darüber kann freilich kein Zweifel obwalten, daß Maghrâua schon in der allerältesten Zeit ein bewohnter Ort gewesen ist. Die wenig zahlreichen, aber höchst charakteristischen Alter-

thümer, welche noch hier stehen, sprechen zu beredt dafür. Es sind steinerne Zeugen aus beinahe jeder Periode afrikanischer Geschichte hier zu sehen, selbst aus der sogenannten Urgeschichte, welche eigentlich gar keine Geschichte mehr ist. Aus dieser räthselvollen Zeit müssen jene ungeheuren Steinblöcke herkommen, welche vereinzelt ohne Anlehnung an irgend ein Gebäude, aber doch mit einer gewissen Symmetrie zu einander hier aufgestellt erscheinen. Sie besitzen die größte Ähnlichkeit mit jenen Dolmen, Menhirs oder sogenannten Druidentempeln der französischen Bretagne und dem Stonehenge Englands, welche man früher für keltische Baudenkmäler hielt, über welche man aber, seit man deren in Algerien (z. B. bei Geryville) nicht unbedeutende entdeckte, ganz anderer Ansicht geworden ist, d. h. man schreibt sie jetzt entweder einem vorgehichtlichen nomadisch die ganze Welt durchziehenden Volke zu, welches Afrika und Europa durchwandert hätte, oder man hält sie gar für Ueberreste eines Menschengeschlechts, das in den sogenannten Stein- und Erzperioden lebte, oder, und das ist das Klügste, man verzichtet vor der Hand gänzlich auf eine Ursprungsherleitung und wartet ruhig neue, mehr Indicien enthaltende Entdeckungen ab. Diese einst sogenannten keltischen Denkmäler sind bis jetzt ein eben solches Räthsel geblieben, wie jene mysteriösen Pfahlbauten, welche in neuester Zeit den Archäologen so viel Kopfzerbrechens machen. Uebrigens sind die eben beschriebenen räthselhaften Alterthümer nicht die einzigen der Art, welche sich in dieser Gegend befinden. In dem etwa drei Meilen nordöstlich von hier gelegenen Lahyff bemerkte der berühmte Reisende Barth ganz ähnliche, nur scheinen dieselben noch ausgedehnter und in ihrer Form von Kammern und Gängen jenen sogenannten Druidischen Tempeln zu gleichen, wie ich sie auf einer Insel des Morbihan bei Lokmariaker unweit von Vannes in der Bretagne sah, während die von mir bei Maghrâua gesehenen

mehr den Dolmen und Menhir von Lokmariafer selbst ähnlich sehen.

Einen andern, verhältnißmäßig neueren Ursprung möchte ich einer Baute zuschreiben, welche nicht unweit von jenen räthselhaften Steinen in Maghrâua emporragt. Sie ist ebenfalls von höchst solidem Material errichtet, von großen Monolithen, deren manche vierzehn bis zwanzig Fuß Länge und vielleicht halb so viel Breite besitzen. Aber diese Baute bildet keine bloße Nebeneinanderreihung von Monolithen, wie das eben erwähnte archäologische Räthsel, sondern ein wirklich gemauertes Gebäude, ein quadratförmiges, etwa 30 Fuß hohes Haus, mit einem einzigen großen Zimmer im Innern und Mauern von fünf bis sieben Fuß Dicke.

So massiv pfl egte man im hohen Alterthum in Numidien nur Gräber oder Festungen zu bauen, und da letztere Bestimmung hier unmöglich anzunehmen ist, so bleibt nur übrig, die Baute für ein Mausoleum zu halten. Die ältesten, uns bekannten Mausoleen im Maghreb sind das sogenannte Grab der Christin bei Scherschell und das vermeintliche Grab des Sypbar bei Constantine, beide ohne Zweifel alte numidische Königsgräber, bei deren Erbauung aber wahrscheinlich karthagische Baumeister thätig waren. Mit diesen Denkmälern besitzt nun das hiesige, was seine allgemeine Bauart betrifft, eine gewisse Aehnlichkeit, wenn es ihnen auch nur in der Massivität des Baumaterials und der Weise, wie dieses zusammengefügt erscheint, sonst jedoch weder an Größe noch in der Form gleicht. Aber allem Anschein nach steht es zu jenen Königsgräbern in demselben Verhältniß, in welchem ein Privathaus zu einem Palaß steht. Ich halte es also für das Grabmal entweder einer vornehmen numidischen oder einer karthagischen Familie, möglicherweise eines Stammeshäuptlings allein. Weitere Schlüsse ziehen zu wollen, schiene nichts, als ein Rathen in's Blaue hinein.

So finden wir also in der „Quellenstadt“ Denkmäler aus vorhistorischer Zeit sowohl, wie aus der frühesten geschichtlichen Periode dieses Landes. Aber wir finden auch, obgleich nur sehr spärlich, Reste aus historisch neueren Epochen, woraus hervorgeht, daß der Ort wohl nie aufhörte, bewohnt zu sein. Sehr dürftig sind allerdings die noch erhaltenen Ueberbleibsel aus der Römerzeit, aber viele unzweifelhaft jener Periode angehörige Trümmer, sowie mehrere hier entdeckte Grabinschriften beweisen hinlänglich, daß auch hier eine Niederlassung des Königsvolks bestand. Freilich kann dieselbe keine große Bedeutung gehabt haben. Auch suchen wir umsonst in den alten Itinerarien nach einem Namen für dieselbe, wenn es nicht vielleicht das *Serbica* (*Κέρβικα*) des Ptolemäus war, welches zwischen *Tufma* (*Tucca Terebenthina*) und *Sasura* angegeben wird. Da wir nun ersteren Ort in Mochtar, letzteren, der ohne Zweifel mit *Assuræ* identisch, in Sansür wiedergefunden haben, so paßt die Lage von *Maghrâua* vollkommen an die Stelle von *Serbica*. Daß dieses *Serbica* mit dem im sechsten Jahrhundert genannten Bisthum *Serbalia* identisch gewesen, ist eine sehr einladende Vermuthung *Morcelli's* (*Afric. Christ. I, 137*). Wir wissen oder können wenigstens schließen, daß *Serbalia* in der *Proconsularis* lag. Von ihm wird nur ein einziger Bischof erwähnt, nämlich der im Jahre 525 unter *Hilberich* auf dem von *Bonifacius* präsidirten Concil zu *Karthago* erschienene *Constantius*.

Auch jetzt ist *Maghrâua*, obgleich es eine Stadt genannt wird, nur höchst unbedeutend. Ein sogenannter Regierungspalast, Sitz des *Dâhid*, bildet sein einziges hervorragendes Gebäude. Die übrigen Bauten erweisen sich als einfache Hütten, in welchen etwa tausend Bürger, sowie auch Landbeduinen vom Stamme *Ahâr* theils dauernd, theils zeitweise vegetiren.

Aber so häßlich sich sonst auch der Ort zeigt, so besitzt er

doch eine herrliche Umgebung. Der Wasserreichthum hat überall frisches Grün und hie und da wallendes Laub hervorgerufen. Die Bewohner dieses quellsdurchrieselten Städtchens, welche ärmlich genug aussehen, wurden mir als wahre Sybariten geschildert, welche den Sinnengenüssen mit großer Ausdauer ergeben sein sollen. Namentlich viele Raucher des Haschysch oder Kéf soll es hier geben.

Glücklicherweise hatte der Sturm, der noch in der Nacht so heftig wüthete, daß ich mein Zelt verlassen und im Regierungshaus Obdach suchen mußte, gegen Morgen nachgelassen; auch der Regen hatte sich gelegt, so daß wir in aller Frühe am 7. April unsern heutigen, langen Ritt nach Furna antreten konnten. Unser Weg führte uns über ein höchst unebnes Terrain; es war in den ersten Stunden ein beständiges bergauf und bergab Klimmen. Der einzige tragikomische Unfall, welcher Einem von uns auf dieser Kletterpartie begegnete, war der, daß mein sogenannter Dragoman Brähym dreimal vom Pferd fiel. Zuletzt wollte er gar nicht mehr aufsitzen, aber das Gehen wurde ihm doch noch beschwerlicher, zumal da wir heute neun Meilen zurückzulegen hatten und in schnellem Tempo ritten.

Wir kamen nun aus dem Stammesgebiet der Auläd Myâr in das der Auläd 'Aun, von denen wir um Mittag eine Smâla, d. h. größere Niederlassung, antrafen. Nach kurzer, hier gehaltener Mittagsrast aufgebrochen, kamen wir nach anderthalb Stunden an den Ued Sshyhâna, in dessen Nähe einige Trümmerhaufen meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, doch konnte ich nichts Erhebliches entdecken. Wir hatten nicht geringe Mühe, den durch den gestrigen Regen angeschwollenen Sshyhâna zu durchwaten. Auch hierbei passirte das kleine Unglück, daß Brähym mitten im Fluß vom Pferde fiel und beinahe ertrunken wäre. Doch lief noch Alles gnädig ab. Gegen 3 Uhr Nachmittags erreichten wir Denabbe, einen

abermaligen Trümmerhaufen, ohne vorwiegendes Interesse und eine Stunde vor Sonnenuntergang langten wir in unserm heutigen Nachtquartier 'Ayn Furna an, wo sich jedoch nur ein Zeltelager einer Abtheilung der Aulâd 'Aun und kein gemauertes Dorf zeigte.

Mit Furna oder 'Ayn Furna wie es auch genannt wird, hatte ich wieder einen Ort erreicht, dessen antiker Name sich im Laufe der Jahrhunderte fast gar nicht verändert hat, denn wir möchten wohl schwerlich irren, wenn wir es für identisch mit dem römischen Furnus ansehen wollten. Bei Ptolemäos ebenso wie im Itinerarium Antonini freilich suchen wir diesen Namen umsonst, wir kennen ihn nur aus den Bisthumslisten und daher, weil wir aus Victor Vitensîs (Pertec. Vandalica I, 3) wissen, daß ein Thor von Karthago den Namen Porta Furnitana führte. Da sich nun mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen läßt, daß dieses Thor in südöstlicher Richtung lag, was ungefähr die Richtung von Furnus war, so erhält die aus den Bisthumslisten abgeleitete allerdings an und für sich sehr schwache Vermuthung eine höchst werthvolle Bestätigung, so daß wir Furnus oder oppidum Furnitanum wohl als den Namen der antiken Vorgängerin von Furna ansehen können. Drei Bischöfe von Furnus oder Furnos, wie es nach Morcelli's Vermuthung geheißen haben soll, sind uns bekannt geworden, Geminius, der Donatist Florentinus, der keinen katholischen Nebenbischof besaß, und endlich Simeon, welche auf den karthagischen Concilen von 255, 411 und 525 erschienen. Simeon baute auch eine neue Kirche zu Furnus, welche der Erzbischof Bonifacius von Karthago einweihte. In der That bemerkte ich hier die Trümmer eines byzantinischen Gotteshauses.

Der Umfang der Ruinen von Furnus ist höchst bedeutend; sie mögen einen Umkreis von nahezu einer Drittels-Meile ausfüllen. Was mir bei dieser antiken Stadt gleich

Anfangs deutlich hervortrat, war ihr festungsartiger Charakter. Die Citadelle ist beinahe die einzige einigermaßen erhaltene Ruine. Sie ist in ihren unteren Theilen von massivem Material gebaut, oben scheint sie nach Art der byzantinischen Forts aus zusammengehäuften Baufragmenten restaurirt gewesen zu sein. Zwar ist diese Restauration im Laufe der Jahrhunderte wieder verfallen, aber ich sah an den auf dem Boden liegenden, verstümmelten, älteren Architekturbruchstücken, daß man hier antike Werksteine, Säulen und Thürschweller zu kleineren gewöhnlichen Bausteinen umgemeißelt hatte, was deutlich Charakter und Epoche der Restauration als byzantinisch erkennen ließ. Im weiten Mauerkreis der Citadelle sind mehrere Gebäude eingeschlossen. Ein antiker Brunnen liegt neben dieser Citadelle. Sonst sind die Gebäude von Furnus alle zerstört, selbst die Nekropole, jetzt ein Ackerfeld, ist beinahe unkenntlich geworden.

Ich war erstaunt, hier mitten unter diesen Alterthümern einen Araber mit Schaufel und Spaten beschäftigt anzutreffen, welcher Nachgrabungen veranstaltete. Natürlich hatten sie keine archäologischen, sondern klingende Schätze zum Zweck, welcher Zweck jedoch bis jetzt unerreicht geblieben war. Viele Araber glauben, daß die alten Ansâra (Christen oder Römer) hier große Geldsummen versteckt haben, aber dieser Mann schrieb die vermutheten Schätze einer ganz andern und zwar abergläubischen Quelle zu. Er sagte mir ganz offen, daß er an die Dschinn oder Dschennun (Geister) glaube, von denen ja auch der Dorân spricht. Deren Existenz nimmt nun freilich jeder Moslim an, aber „an sie glauben“ bedeutet mehr als dieß, es bedeutet, daß er sie um Hülfe anruft, was der Dorân streng verbietet. Dieser Schatzgräber nun behauptete mit einem Dschinn einen geheimen Bund geschlossen zu haben, welcher Kobold ihm die Stelle, wo große Schätze verborgen lägen, geoffenbart hätte. Ich fragte ihn, wie er denn mir

diese Stelle so offen zeigen und ihren vermeintlichen Inhalt verrathen könne. Aber mit pfiffigem Lächeln erwiderte der Angeredete:

„O Kummy, Du und die Deinen, Ihr könntet diesen Schatz doch nicht heben und wenn Ihr ihn auch tausendmal finden würdet. Für einen, der mit den Dschinn im Bunde steht, wiegt dieser Schatz federleicht, er trägt ihn davon, ohne die geringste Mühe. Aber für einen Uneingeweihten wird er auf einmal, sowie dessen Hand ihn berührt, so schwer, daß er ihn nicht um eine Spanne vom Boden aufheben kann.“ Da ich zu wissen wünschte, ob denn ein Kummy (Christ) nicht auch einen Bund mit den Dschinn schließen könne, wurde mir erwidert, dieß sei unmöglich, und nach dem Grunde gefragt, antwortete der Araber:

„Der Grund ist sehr einfach; weil die Christen schon ohnehin dem Teufel gehören und die Dschinn sie nicht erst durch Schätze und dergleichen zu verführen brauchen.“

Nach seinem eignen Geständniß war er also durch Verführung von den Dschinn in die Gewalt des Teufels gebracht worden. Auf meine Bemerkung darüber lachte er nur und meinte: „O, ich werde am Ende den Dschinn noch ein Schnippchen schlagen und ich werde sie um ihre Schätze und um meine Seele zugleich betrügen.“

Der Weg nach Furna war eine abermalige Abschweifung von meinem ursprünglichen Reiseplan gewesen und zwar, wie ich fürchtete, eine solche, die denselben zu einem verfrühten Abbruch bringen würde. Denn, mit den atmosphärischen Erscheinungen dieses Landes vertraut, hatte ich bei dem plötzlich eintretenden Regenwetter mich auf eine recht lange Dauer desselben gefaßt gemacht, und wollte einstweilen direct nach Tunis zurückreisen, dort das Ende der Regenzeit abwarten und dann meinen Plan, den Osten der Provinz zu besuchen, wieder aufnehmen. Zum Glück machte jedoch das plötzlich

wieder eingetretene schöne Wetter alle meine Erfahrung zu Schanden und ich entschloß mich, gleich von Furna aus durch die große Ebene von Dschâma direct nach Doff zu reisen, um die in jener Gegend gelegenen interessanten Ruinenstädte zu sehen.

Der Weg, welchen wir am 8. April zurücklegten, führte uns erst über einen Höhenzug, welcher die Flußgebiete des Uëd el Kebyr oder Milyâna und des Uëd Ssylyâna trennt, dann durch eine große gewellte Ebene, die sich auf beiden Seiten des Uëd Ssylyâna hinzieht. Die Berge, welche man nach den vier Himmelsgegenden in dieser Ebene am Horizonte sieht, sind südlich der Dschebel ess Ssardsch (das heißt der sattelförmige Berg), nördlich der Dschebel Rihân und westlich ein niederer Höhenzug, welcher die Wasser des Uëd Ssylyana von denen des kleinen Uëd Schâlid, eines andern Seitenflusses des Bagrada, trennt.

Diese Ebene, von ächt nordafrikanischem Charakter, bildet zwar den größten Theil des Jahres hindurch eine beinahe wasserlose Steppe, auf der nur die Stoppeln der Gerstfelder und das zwischen ihnen wild wuchernde Unkraut dem Auge einen freilich unbefriedigenden Ruhepunkt gewähren. Aber jetzt, in diesem ausnahmsweise gesegneten Frühjahr, hatten die dießjährigen ziemlich reichlichen atmosphärischen Niederschläge eine Blüthe der Cerealien hervorgerufen, wie sie in Nordafrika oft bei dem reißenden Wachsthum aller Pflanzen, sowie nur der nöthige Regen nicht fehlt, ein Werk weniger Wochen zu sein pflegt. In ihrem goldenen Aehrenschmucke wogten die glänzenden Korn- und Gerstfelder, deren fruchtschwangere Aehren bereits eine baldige Aernnte in Aussicht stellten. Zwischen ihrem gelben Fruchtteppich zeigten sich, wie künstlich angebrachte, dunkle Zeichnungen, die intensiv gefärbten stacheligen Blätter der Cactus, deren Stämme oft mit großer Regelmäßigkeit angepflanzt erschienen, und zwar bildeten

sie kleine würfelförmige Gruppen, undurchdringliche Bierecke, bei der Länge der Stämme an Höhe beinahe der Breite der kleinen Pflanzungen gleichkommend. Seltsam, wie deutlich auch das Vorhandensein dieser Nutzpflanzen und jener Cerealien die Nähe der arbeitenden Hand verkündete, so herrschte doch in dieser Ebene eine vollkommene Einsamkeit; eine hehre, lautlose Ruhe war über das goldene Gefilde ausgegossen, nur der Lämmergeier erhob seinen stolzen Flügelschlag über die saftigen Cactushaine, das widerliche Geheul der Hyäne ertönte aus ihrem finstern Dickicht, aber die übrige Natur schwieg, selbst kleinere Vögel fehlten gänzlich.

Inmitten dieser Ebene liegt das kleine Dorf Dschâma ganz aus römischen Trümmerresten erbaut. Sein Name hat im Laufe der Jahrtausende fast keine Veränderung erlitten, und wenn wir die Erhaltung dieses Namens der so vieler anderer afrikanischen Städte an die Seite stellen, so nimmt es uns wahrlich Wunder, warum man grade diese eine Identität bezweifeln will, während man doch so viele andere zugiebt. Wer freilich Mannert's Ansicht theilt, daß es in dieser Provinz zwei Zama gegeben habe, dem bleibt der Ausweg, dieses für das unbedeutendere, in der Geschichte nicht genannte Zama zu erklären. Aber diese Ansicht ist seit Mannert's Zeit von Vielen aufgegeben worden und hat überhaupt, meines Wissens, außer dem, der sie aufstellte, nie viele oder gewichtige Vertheidiger gefunden. Wenn es überhaupt ein andres Zama gab, so lag dieses am äußersten Ende Numidiens, also nicht in dieser Provinz. Daß übrigens die angegebne geographische Lage und die topographische Schilderung des Schlachtfeldes bei Livius und Polybius keineswegs der Identität von Dschâma mit Zama widerspricht, geht aus der Prüfung der Berichte dieser Autoren hervor. Ganz in Verwirrung dagegen würde uns der Bericht des Alexandriners Appian versetzen, wenn wir diesem Historiker in dieser Provinz überhaupt unbedingten

Glauben beimeffen könnten. Aber Appian, der ohnehin schon seines Zeitalters wegen (er lebte zu Hadrian's Zeit), weniger genau unterrichtet sein konnte, als der fast gleichzeitige Polybius, fordert die Kritik auch noch durch die Nennung einer Anzahl von Städten in Afrika heraus, wie Locha (Cap. 15), Tholus (Cap. 18), Narce (Cap. 33), Cilla (Cap. 40), von denen kein anderer Historiker oder Geograph das Geringste meldet und welche wahrscheinlich gar nicht existirten; auch ist er so vielfach im Widerspruch mit Livius und Polybius, daß wir, zur Wahl gezwungen, uns nur gegen ihn und für die letzteren entscheiden können. Die Schlacht bei Zama beschreibt er als ein ziemlich unbedeutendes Gefecht, welches nur von der Reiterei geführt wurde und nicht das Ende des Krieges bildete. Dagegen schildert er als die entscheidende eine Schlacht bei Cilla, in welcher wir ohne Mühe ein verhunztes Bild der wirklichen Schlacht bei Zama erkennen. Doch kehren wir zu den andern Autoren zurück. Was die Lage von Zama betrifft, so giebt Livius, sowie Polybius, die Entfernung von Karthago nach Zama als fünf Tagemärsche betragend an. In Wirklichkeit beträgt die Entfernung von der heutigen Ruinenstadt Karthago nach dem kleinen Dorf Dschâma nicht ganz zwanzig geographische Meilen, alle Krümmungen mitgerechnet. Dieß würde für jeden Tagemarsch einen Weg von vier Meilen ergeben. Vier Meilen konnte eine Armee, welche, wie die römische, vorzugsweise aus Fußvolk bestand, unmöglich in weniger als acht Stunden zurücklegen. Vier Stunden mußten aber mit Abschlagen und Aufschlagen des Lagers vergehen. Außerdem bestanden noch so viele Hemmnisse des schnellen Vorrückens einer Armee, schlechte Wege, schwierige Verproviantirung, das Mitschleppen schweren Gepäcks und namentlich des Belagerungs-Apparats, so daß wir über noch viel kleinere Tagemärsche nicht erstaunen würden. Dieser Grund der Nähe von Karthago und Zama, welcher so oft

von Leuten angeführt wird, die von den Terrainschwierigkeiten in diesem Lande keinen Begriff haben, dürfte also wohl nicht der Identität von Dschâma mit Zama im Wege stehen. Auch die Entfernungsangabe, welche die Peutinger'sche Tafel von Affures giebt, trifft bis auf wenige Milliarier zu. Der andere Ort Seggo, welchen die Tafel östlich von Zama regia nennt, ist uns dagegen unbekannt. Wenn wir freilich einer Stelle bei Cornelius Nepos folgen, welche uns sagt, daß Zama 300 Milliarier von Hadrumetum lag, so bleibt uns nichts übrig, als dennoch die Existenz von zwei Zama, dem einen 5 Tagereisen von Karthago gelegen und dem andern am äußersten Ende Numidiens, anzunehmen. Doch ist es nicht möglich, daß letzteres Zama das Schlachtfeld gewesen sei.

Was endlich die Schilderung des Schlachtfeldes selbst betrifft, so paßt die Beschreibung desselben auf die Ebene von Dschâma so auffallend, daß dieß allein fast schon als genügender Beweis für die ausgesprochene Ansicht gelten könnte. Nicht nur finden wir hier eine weite Ebene, wie die bei Polybius beschriebene, und solche Ebenen giebt es in diesem gebirgigen Theil der Provinz nur wenige, sondern wir treffen in der Mitte dieser Ebene genau einen solchen Hügel, wie den, auf welchem Hannibal kurz vor seiner Besprechung mit Scipio sein Lager aufschlug. Auch Sallust kommt uns in der Topographie zu Hülfe, indem er sagte, Zama, in einer Ebene gelegen, war mehr durch Kunst als von Natur befestigt (Bell. Jugurth. c. 57). Nicht nur hatte also Zama keine Berge oder Hügel von nennenswerther Bedeutung (außer dem kleinen in den genannten Autoren angeführten), sondern nicht einmal einen Fluß, der zur Fortificationsbasis hätte dienen können, und dieß Alles trifft hier genau zu. Ueberhaupt verweist uns noch Vieles, was wir im Sallust über die Belagerung von Zama lesen, in diese Gegend. Jugurtha lieferte kurz zuvor den Römern ein Treffen bei Sicca Venerea, nach

dessen für ihn unglücklichem Ausgang sein Gegner Marius gleich vor Zama anlangte. Sicca (das heutige Doff) lag nach Prokopios (Bell. Vand. II. 24) drei Tagereisen von Karthago, Zama, wie wir oben gesehen haben, fünf Tagereisen. Die Entfernung von Doff nach Dschâma beträgt aber grade 2 Tagereisen. Alles bestätigt also die Lage von Zama an Stelle des letzteren.

Dies war also die historische Ebene, auf welcher der Kampf um die Weltherrschaft seine Entscheidung fand. Karthago war zwar im ersten punischen Kriege schwer gedemüthigt worden, im zweiten hatte bereits auch schon das Glück seine Waffen verlassen, aber Karthago war noch nicht geschlagen. Hätte es bei Zama gesiegt, so drohte dem Heer des Scipio das Schicksal desjenigen des Regulus. Aber dieser letzte Entscheidungskampf war ein ungleicher. Mit was für Truppen kämpfte Scipio, und was hatte Hannibal diesen entgegenzustellen? Betrachten wir einmal die einzelnen Truppenkörper, wie sie sich in diesem Kampfe entgegenstanden, und der Ausgang der Schlacht wird uns erklärlich werden. Auf dem linken Flügel der Karthager stand ihre numidische Reiterei, Truppen, die für ihre Zwingherren, ihre Tyrannen, kämpfen sollten, und wer stand ihnen auf dem entsprechenden Flügel der Römer gegenüber? Der nationale Fürst der Numidier, Massinissa, welcher sein Volk mit Hülfe der Römer von der punischen Botmäßigkeit befreite. Für ihn mußten in Numidien alle nationalen Aspirationen sein; was Wunder also, daß die Numidier auf Seiten der Römer freudig und muthig, die auf Seiten der Karthager nur lässig fochten. Auf dem rechten Flügel der Karthager stand ihre eigne Reiterei. Die ächten Karthager waren nie besonders gute Soldaten gewesen, sie waren Kaufleute, die sich dem Kriegshandwerk nicht mit Liebe widmeten, sondern es nur nothgedrungen zuweilen erwählten. Nach dem beinahe völligen Untergang der Armee

des Hannibal in Italien, hatte man, was sonst nur äußerst selten geschah, aus Karthagern selbst Truppen gebildet und zwar in größter Eile, nicht lange vor dieser Schlacht. Fremde Cohorten dienten wohl auch als Söldlingstruppen in der Reiterei, aber auch sie waren meistentheils noch Recruten, wie die Karthager selbst. Dieser Reiterei stand Cajus Laelius gegenüber mit der geprüften, altgedienten, italischen Cavallerie. Das Resultat blieb keinen Augenblick unentschieden; die Reiterei des Hannibal stob gleich beim Beginn des Treffens vor dem Anprall des Laelius auseinander.

Gleicher an militärischer Tüchtigkeit waren sich die Truppen des Centrum in beiden Heeren. Hannibal hatte sich in dem italienischen Kriege eine treffliche Fußtruppe ausgebildet, ein Ding, was den Karthagern bis dahin unbekannt gewesen war. Sie war ganz der römischen nachgebildet, denn Hannibal war bei seinen Feinden in die Schule gegangen. Diese Veteranen aus dem italienischen Kriege, zum größten Theil Nichtkarthager, bildeten seine Hauptstärke, die einzigen Truppen, auf die er sich verlassen konnte. Die neuangeworbenen Miethstruppen, aus kriegslustigen Männern aller Nationen bestehend, waren gleichfalls nicht zu verachten und hätten gewiß gut gekämpft, wären sie von den unmittelbar hinter ihnen aufgestellten Karthagern unterstützt worden. Aber diese ächten Karthager, welche doch allein von allen Truppen Hannibals ein nationales Interesse bei dem Kampfe hatten, welche für Haus und Heerd kämpften, waren die Allerersten, zurückzuweichen und hinderten sogar ihre eigenen Bundesgenossen am Kämpfen. Diese karthagische Infanterie erwies sich als ebenso untüchtig, wie die karthagische Reiterei. Sie kehrte zwar später verzweifelt zum Kampfe zurück, aber zu spät; Alles war bereits verloren.

Diesen drei Heeresabtheilungen, von welchen die eine tüchtig, die andere es nur halb und die dritte gar nicht war,

stellte Scipio drei gleichtichtige, treffliche Truppenkörper entgegen, lauter Römer oder Italiker, mit Rom innig verbündet. In erster Reihe standen die Hastati, schwerbewaffnete Lanzen-träger, meist junge Soldaten, vielleicht an Ausdauer den alten nachstehend, aber gewiß zum Angriff durch ihr jugendliches Ungestüm sehr geeignet. Hinter diesen waren die Principes aufgestellt, theils aus Veteranen gebildet, alle schon gediente, erprobte Soldaten. In dritter Reihe kam das ausgewählte Corps der Triarier, aus den kräftigsten Männern der römischen Stadtbevölkerung hervorgegangen.

Hannibal stellte in die vordere Reihe die Elephanten, diesen altmodischen Kriegspopanz, der für die Römer schon keine Schrecken mehr hatte. Hier erwies sich die Gegenwart dieser Thiere für die Karthager nur schädlich, denn beim ersten Klang der römischen Kriegstrompeten nahmen die Elephanten die Flucht und richteten im karthagischen Heere große Verwirrung an. Die nächsten zu fliehen waren die karthagischen Fußtruppen, so daß der Kampf gegen die Römer von den Veteranen und Miethstruppen allein geführt worden wäre, hätte Hannibal nicht die fliehenden Karthager in's Treffen zurücktreiben lassen, so daß diese, gleichsam zwischen zwei Feuern stehend, wie rasend gemacht wurden und plötzlich eine Tapferkeit zeigten, welche man an ihnen nicht vermuthet hatte.

Lange schwankte der nach dem ersten Weichen der Punier wiederaufgenommene Kampf zwischen den beiden Mittelkörpern der feindlichen Heere. Aber die Entscheidung zu Gunsten der Römer führten die beiden Befehlshaber der Reiterei, Massinissa und Laelius, herbei, welche beinahe zu gleicher Zeit siegreich vom Verfolgen der numidischen und karthagischen Kavallerie zurückkehrten und dem Feinde in den Rücken fielen, der sich plötzlich von allen Seiten umzingelt sah. Die große Mehrzahl der Karthager soll gefallen sein, die Römer dagegen nur zweitausend Mann verloren haben.

Den Namen einer solchen ihresgleichen in der Geschichte suchenden Schlacht trägt diese welthistorische Ebene, trägt das kleine elende, aus Ruinen erbaute arabische Dorf Dschâma.

Mit dieser Schlacht verschwindet übrigens Zama nicht aus der Geschichte. Im jugurthinischen Krieg wurde es von Metellus belagert und vertheidigte sich so tapfer, daß dieser römische Feldherr, der Eroberer der Bergfeste Thala, von diesem nur durch Kunst befestigten Orte unverrichteter Sache abziehen mußte. Unter Zuba I. war es eine königliche Stadt und starke Festung (Vitruv. VIII, 4). Strabo (829, 831) nennt es zwar unter den von den Römern zerstörten Städten. Aber wir können dabei nicht an eine Zerstörung durch Zuba's Gegner, J. Cäsar, denken, denn die Zamenzer waren von Zuba abgefallen und zu Cäsar's Partei übergetreten. Cäsar belobte sie deßhalb und ließ Belohnungen unter sie vertheilen (Bell. Africanum 91). Die von Strabo erwähnte Zerstörung erfolgte also vielleicht zur Zeit des von Diodor erwähnten Bürgerkriegs (D. XLVIII, 23). Es wäre jedoch möglich, daß die Berichte des Hirtius sich auf das zweite Zama, dasjenige, welches in Numidien lag, bezögen, doch glaube ich dieß nicht. Später wird sein Name wieder genannt. Unter Hadrian erhielt es den Titel Colonia Aelia Hadriana (Grut. 364, 10). Auch in der Kirchengeschichte kommt es als Bischofssitz mehrmals vor. Marcellus erschien 255 und Dialogus 411 als Bischof von Zama in Karthago. Letzterer hatte einen donatistischen Gegenbischof in der Person des Montanus.

Das kleine Dorf Dschâma liegt unweit des Sghlyana, welchen wir um Mittag überschritten. Leider wußten meine Leute den Weg dahin nicht zu finden und zum Unglück war im Augenblick, als wir uns in seiner Nähe befanden, weit und breit kein Araber zu erblicken, welcher uns dorthin hätte führen können. Als wir endlich einem begegneten, erhielten

wir die tröstliche Nachricht, daß wir vor einigen Stunden daran vorbeigeritten sein mußten. Jetzt waren wir schon mehrere Meilen davon entfernt, und umzukehren erlaubte die Zeit nicht. So hängt der Erfolg des Studiums des Reisenden oft von den geringfügigsten Umständen ab. Wir setzten jetzt den Weg immer in östlicher Richtung fort, bis wir den kleinen Ued Schälid erreichten, bei dem wir auf die sogenannte Landstraße von Tunis nach Doff gelangten.

Unser Nachtquartier bildete heute ein kleines arabisches Dorf, Bordsch Massudy genannt, bei welchem sich ebenfalls Ruinen finden. In einem unförmigen Trümmerhaufen glaubte ich die Spuren von Thermen zu erkennen. Ich sah nämlich ziemlich viele Hohlziegel (tegulae hamatae) von der Art, wie sie die Römer über dem Badeofen anzubringen pflegten. Auch mehrere Mausoleen vermochte ich deutlich zu traciren. Aus der Namensähnlichkeit hat Davis geschlossen, daß Massudy das antike Musti sein könne. Nach Ptolemäos wird man allerdings über die Lage des letzteren ganz verwirrt, denn er führt es fünf Grade südlich von der Küste an, während Massudy nicht einen einzigen davon entfernt ist. Da er aber ganz in seiner Nähe Zama angiebt, so müssen wir schließen, daß er in Betreff der Lage von beiden falschen Breiteangaben folgte und nur von der Nähe des einen beim andern unterrichtet war. Ich möchte indeß obiger Ansicht nicht beipflichten, da mir die Namensähnlichkeit von Massudy mit Musti kein genügender Beweis für ihre Identität scheint. Bisher haben die meisten Reisenden die sehr bedeutenden Ruinen, welche sich bei Ssayhy 'Abd-er-Rabby, etwa 10 Milliarier nordwestlich von hier, befinden, für die von Musti gehalten, und eine dort gefundene Inschrift, welche den Namen Musti nennt, hat diese Ansicht bestätigt. Auch scheinen mir die Entfernungangaben des Itinerars viel besser auf Ssayhy 'Abd-er-Rabby, als auf Massudy zu passen. Dieselben sind: von Karthago 92,

von Theveste 102, von Sicca Veneria 33, von Assura 30  
 Milliarien. Alle diese Angaben passen besser auf Sjahydy  
 'Abd-er-Rabby, als auf Massudy, namentlich diejenige, welche  
 Sicca betrifft, denn von Massudy nach Keff sind kaum 17  
 Milliarien und die Römerstraße ist noch zu traciren und aus  
 ihr zu erkennen, daß sie keine Umwege machte. Dagegen  
 beträgt der Weg von Sjahydy 'Abd-er-Rabby nach Keff unge-  
 fähr 30 Milliarien, was ziemlich genau eintrifft.

---

## Zweiundzwanzigstes Capitel.

### Doff oder Keff (Sicca Veneria).

Die Wasserscheide bei Bordsch Massudy. — Der Fluß Mossul, vielleicht der Antihul der Alten. — Unrichtigkeiten der meisten Karten in Bezug auf diese Gegend und namentlich den Lauf der Flüsse. — Reise von Bordsch Massudy nach Doff. — Das antike Sicca Veneria. — Antiker Name. — Inschriften. — Römische Reste. — Citadelle. — Nekropole. — Der moderne jüdische Friedhof. — Das Caqr el Khula. — Seltsame Sage. — Ich muß den Arzt spielen. — Mysteriöse Krankheiten. — Ausbruch nach Sfayydy 'Abd er Rabby. — Das antike Musti. — Inschriften. — Ruinen. — Edscha, das antike Agbia. — Hanschyr Duqa, das antike Tucca. — Bedeutende Reste aus dem Alterthum. — Triumphbogen, Tempel. — Theater. — Grabmausoleum. — Sundort der berühmten Inschrift von Duqa.

Dicht bei Bordsch Massudy ist eine Wasserscheide zwischen den directen Zuflüssen des Uëd Medscherda, des historischen Bagrada, und zwischen den Zuflüssen seines Nebenflusses, des Uëd Sshlyâna, welcher sich erst am Ausgangspunkt der Ebne von Dschâma mit dem Bagrada vereinigt. Zwei Seitenflüsse des Bagrada, der Uëd Melef und der erwähnte Sshlyâna laufen in einer gewissen Strecke einander parallel, durch ein hügeliges Terrain von etwa vier Meilen Breite von einander getrennt und selbst der Bagrada folgt in einer kurzen Strecke nach seiner Aufnahme des Uëd Melef dieser Parallelrichtung mit dem Sshlyâna, bis der größere Fluß am Ende seines Parallellaufes mit dem Sshlyâna angelangt, plötzlich seine Richtung im rechten Winkel wendet und nun, statt gegen Norden, direct nach Osten fließt, um nach weiterem vier Meilen langen Lauf den Sshlyâna aufzunehmen. Von den Neben-

flüssen des Uëd Ssyhâna ist der bedeutendste, welcher südlich von Dschâma und nördlich von Maghrâua in ihn mündet, ein berühmter historischer Fluß, oder richtiger ein Flußchen, denn die Wassermenge aller dieser fließenden Gewässer bewährt sich als eine nur sehr geringfügige. Er heißt Uëd Mossul und ist nichts andres, als der Muthul des Sallust, welcher den alterthumsforschenden Geographen bisher immer ein Räthsel geblieben war. Früher suchte man den Muthul gar in dem fünfzehn Meilen von hier entfernten Uëd Ssaybuss bei Bôna, dem Ubus oder Rubricatus der Alten, und nahm an, dieser habe so zwei oder vielmehr drei Namen, Muthul, Rubricatus und Ubus geführt.

Man entdeckte jedoch bald, daß die Beschreibung des Muthul im Sallust auf den Uëd Ssaybuss nicht recht passen wolle. Wie sehr wir auch an die geographischen Sprünge und die *brevitas et immortalis velocitas* (Quintilian) dieses Geschichtsschreibers gewöhnt sein mögen, so scheint der, welchen er den Metellus gleich zu Anfang des Krieges von der Nähe Baga's in das ununterjochte Thal des Ubus, also mitten in's feindliche Land, machen lassen würde, wenn dieser Fluß wirklich der Muthul wäre, doch ein bißchen gar zu unwahrscheinlich. Der Franzose Lapie hat zuerst das Bedürfniß empfunden, dem Muthul eine andere Stelle anzuweisen, und zwar erkannte er ganz richtig die Gegend, in welcher dieser Fluß gesucht werden muß, nur verlegte er ihn in einen andern Seitenarm des Bagrada, in den Uëd Hamis (Lapie's Karte von 1846). Da dieser aber nicht im Süden entspringt, wie das Sallustische *oriens a meridie* zu erkennen giebt, so verfiel man bald auf einen andern Seitenarm des Bagrada, auf den von Süd nach Nord fließenden Ssyhâna. Hätte man nicht jene indirecten Beweise, welche in der Bewahrung des antiken Namens in der modernen arabischen Form am Ende doch ohne Zweifel liegen, gar zu verächtlich behandelt, und

ihnen auch gar keine Beweiskraft zugestanden, so hätte man sich vielleicht Mühe gegeben nachzuforschen, ob nicht einer der Seitenflüsse des Bagrada oder Sphlyana den Namen Muthul unter einer wenig veränderten modernen Form bewahrt habe, und da würde man gefunden haben, daß in der Benennung des Ued Mossul, welcher auch „oriens a meridie“ ist und in den Sphlyana mündet, sich der antike Name Muthul beinahe buchstäblich erhalten hat.

Weit entfernt bin ich davon, der Ähnlichkeit moderner Namen mit antiken eine Beweiskraft von zu großer Tragweite zuzuschreiben, aber die Erfahrung hat mich gelehrt, daß diejenigen Nachfolgerinnen antiker Städte in Nordafrika, deren Name nicht eine deutlich nachweisbare, meist leichtverständliche arabische Bedeutung besitzt, fast ohne Ausnahme den antiken Namen, manchmal ohne alle, oft mit einer nur sehr geringen Veränderung beibehalten haben. Wo freilich genaue Beschreibungen der geographischen Lage eines solchen Ortes bei den Alten in vollkommenem Widerspruch mit den Schlüssen stehen, welche auf der Namensähnlichkeit beruhen, da kann diese letztere gar nicht in Betracht gezogen werden. Wo aber, wie in diesem Falle, die topographischen Angaben der Alten schon im Allgemeinen zutreffend befunden worden sind, da darf ohne allen Zweifel die Namensähnlichkeit, als unterstützender Beweis, ihr Recht geltend machen.

Selbst bin ich nicht an diesen Ued Mossul gekommen, aber seine Lage kannte ich aus der neuesten Karte von Davis so gut, daß ich die Hügelkette, welche ich hier von Bordsch Massudy aus, von Ost nach West sich hinziehen sah, als parallel mit ihm laufend erkennen konnte. Diese Hügelkette ist freilich nicht immer streng genommen parallel mit seinem Laufe, aber sie entfernt sich auch nicht bedeutend von der Parallellinie. Solche Ausdrücke wie „parallel“ können, wenn sie von Flüssen und Gebirgen gebraucht werden, doch immer nur

relativ genommen werden. Ihre Entfernung von der Stelle des Ued Mossul, wo sich derselbe in den Sylyana ergießt, beträgt fast genau vier geographische Meilen, also ungefähr die zwanzigtausend Schritte oder zwanzig Milliarien des Sallust.

An diesem historischen Flusse Mossul-Muthul war es also, daß eine der heftigsten Schlachten des Jugurthinischen Krieges geliefert wurde, eine Schlacht, in welcher, wie Sallust sagt, beide Feldherren, Metellus und Jugurtha, sich an strategischem Talent gleich kamen, der Numidier aber von der Dertlichkeit, der Römer von der Tüchtigkeit seiner Soldaten besser unterstützt wurden. Welch' ein andres Bild haben wir hier, als in der im vorigen Capitel beschriebenen Schlacht bei Zama! Dießmal waren es die Numidier selbst, welche für ihr Vaterland kämpften; da gab es keine tyrannische, fremde Macht, wie Karthago, welche sie zwang, für ihre Unterdrücker zu fechten; sie vertheidigten Haus und Heerd; aber da waren auch keine disciplinirten Truppen, wie die Veteranen des Hannibal und die Miethvölker der Karthager. Sallust sagt: den Jugurtha begünstigte in dieser Schlacht Alles, ausgenommen seine Soldaten. Dennoch konnten diese Krieger nicht feig sein, sonst hätte der Kampf unmöglich so lange gedauert, sondern sie waren eben zum größten Theile rohe Barbaren, gewohnt an die numidische Kriegsweise, eine Art Guerillakrieg, in welchem sie meistens zwar dem directen Zusammenstoß mit dem Feinde auswichen, in denjenigen Fällen aber, in welchen sie ihn nicht vermeiden konnten, mit einer Art von thierischer Wildheit und barbarischem Ungestüm kämpften, wie heutzutage noch jene in französischem Kriegsdienst stehenden Nachkommen der alten Numidier, die algierischen Turcos, denen man weder Disciplin noch strategische Begriffe der einfachsten Art beibringen kann, die aber im blutigen Handgemenge sich als höchst energische Kämpfer erweisen. Das Bild eines solchen

großartigen Handgemenges muß auch diese Schlacht am Muthul geboten haben, wie sie uns Sallust mit seinen gewohnten lebhaften Farben schildert.

„Der ganze Kampf bot ein wechselndes, grauenvolles, jämmerliches Bild. Versprengt flohen Einige, Andere verfolgten; Niemand hielt sich in Reih und Glied. Wo die Gefahr einen Jeden befiel, da widerstand er und wehrte sich. Schutz- und Trutz-Waffen, Roß und Mann, Feind und Freund, Alles erschien hier untereinander gewirrt. Nichts ging nach Plan und Befehl, der Zufall lenkte Alles“ (Sallust, Bell. Jugurth. 51).

Dieser Zufall, wenn es einer war, gab jedoch zuletzt den Römern den Sieg. Die Beschreibung der Flucht der Numidier ist dann wieder ebenso handgreiflich und buchstäblich anwendbar auf das Benehmen unter ähnlichen Verhältnissen der heutigen Algerier und Tuniser, wie die obige Schilderung des Handgemenges. Man sollte glauben, man lese die Beschreibung einer modernen Schlacht zwischen Franzosen und Arabern, etwa der Schlacht am Isly, wo die ersteren siegten, oder der grauenvollsten, weil blutigsten, von allen, der Schlacht bei el Makta, in welcher Abd-el-Nâder den Franzosen eine fürchterliche, mörderische Niederlage beibrachte.

Die jetzigen Bewohner dieser Gegend haben von den wild-kriegerischen Instinkten ihrer Vorfahren wenig geerbt. Sie gehören sogar zu den sanftesten, friedlichsten Bewohnern der ganzen Regentschaft Tunis. Darum müssen die armen Menschen auch ganz besonders von den Expressionen der Regierung leiden, wie denn überhaupt in diesem Lande in Bezug auf Gerechtigkeit von oben herab die entgegengesetzten Grundsätze, wie in Europa, oder vielmehr wie in allen civilisirten Staaten gehandhabt zu werden pflegen. Der getreue Unterthan, weit entfernt davon, daß sein Gehorsam ihm eine erträglichere Behandlung von Seiten der Regierung eintrüge,

pflegt im Gegentheil mehr geschunden, zu werden, als der schlechte, zur Rebellion geneigte. Dieser letztere wird geschont, ja nicht selten gehätschelt und man ist froh, wenn man mit guten Worten von ihm die Hälfte derjenigen Steuern erlangt, welche man von dem friedlichen Landmann oder Bürger durch tyrannische Erpressung erzwingt.

Zwischen Massudy und Doff bietet die Gegend die größte Mannichfaltigkeit in der Scenerie. Ein anmuthiges Hügel-land, reich an abwechslungsreichen Schluchten, in welchen sprudelnde Wasserbäche ihren Ursprung nehmen, um gleich darauf jäh hinunter in das nicht entfernte, tiefe Thal des Bagrada zu stürzen, eine wildromantische Felsenatur voll launenhafter Mannichfaltigkeit und überraschenden scenischen Effecten. Denn der Charakter der oben beschriebenen Wasserscheide zwischen Silyhâna und Bagrada prägt sich hier scharf aus, nach dem ersteren zu sanfte, langsam fließende Wasser auf wenig abschüssigem, sich sanft hin wellendem Erdreich, nach dem andern abschüssige Felsen und Abhänge, hie und da selbst steile Abgründe. Im Westen leuchtet die Ebene von Dschâma in ihrem grünen Wiesenschmucke, im Norden dehnt sich das sanft gewellte Hügel-land bis an den unteren Lauf des Bagrada, während im Westen steile Ufer den oberen Lauf desselben Flusses begränzen.

Die Entfernung zwischen Massudy und Doff, welche wir am Morgen des 9. April zurücklegten, beträgt nur wenige Meilen. So sollten wir einen ganzen Nachmittag, meine Leute zum Ausruhen und für die Genüsse des Kaffeehauslebens, ich zum Besehen der Alterthümer von Sicca Veneria vor uns haben. Denn nach den Berichten aller alten Autoren müssen wir schließen, daß die bedeutenden antiken Ruinen in und um die heutige Stadt Doff nichts Andres sind, als die der alten libyphöniciſchen Stadt Sicca. Namentlich ist es Prokopios (Bell. Vandal. II, 24), welcher uns hierin Be-

stätigung giebt, wenn er sagt, Sicca sei östlich vom Bagrada, nördlich von Zama und drei Tagereisen von Karthago gelegen, wenn wir überhaupt einer solchen Bestätigung bedürfen, die uns auch die Itinerare liefern würden. Aber wir bedürfen deren nicht, da die Identität keiner modernen Stadt mit einer antiken wohl zureichender und reichlicher durch an Ort und Stelle gefundene Inschriften beglaubigt ist, als diejenige von Doff mit Sicca Veneria.

Der Name Sicca soll das phöniciſche Sukoſth סוכות, d. h. Laubhütten, ſein. Dieſe Laubhütten waren die Wohnungen der dem Aſtarte dienſte gewidmeten Mädchen und daher haben auch berühmte Hebräologen, wie Selden und Boſ, den Namen der der Venus geweihten Stadt auf Sukoſth Benoth, סוכות-בנות, d. h. „Laubhütten der Mädchen“, vervollſtändigen zu können geglaubt. In der heiligen Schrift (2 Könige 17, 30) wird erwähnt, daß die nach Samarien übergeſiedelten Babylonier dort die Sukoſth-Benoth errichtet hätten. Dieſe Mädchen, deren Gewerbe oft in der Bibel Erwähnung geſchieht, waren Prieſterinnen der Liebesgöttin und urſprünglich mit dem religiöſen Titel Kedeſcha, קדשה, d. h. die Geweihte, benannt, welche der Göttin Aſtarte ihre Keuſchheit zum Opfer brachten. Sie wohnten in der Nähe des Aſtarte-tempels in den Sukoſth, Laubhütten, ganz ähnlich wie noch heute ihre unheiligen Nachfolgerinnen im Tunifiſchen oft in Geräba (Reiſerhütten) haufen.

Da die Römer die Aſtarte, wenigſtens die hier verehrte Aſtarte, der Ausſchweifungen ihres Cultus wegen, für gleichbedeutend mit ihrer Venus halten mußten, und auch zur Römerzeit dieſe griechiſch-römiſche Göttin hier unter ihrem eigenen Namen verehrt wurde, wie die hier gefundenen Statuen beweifen, ſo gaben ſie mit Weglaſſung des Namens Benoth dem Worte Sicca oder Sukoſth das Prädikat Veneria oder Veneria, in welcher letzteren verderbten Form es auf den

Itinerarien vorkommt. Diesem halb religiösen, halb schlüpfrigen Namen scheint denn die Stadt auch vollkommen entsprochen zu haben, denn kaum von irgend einem Ort der antiken Welt werden uns so große Unsittlichkeit und Ausschweifungen gemeldet, als von Sicca Veneria. Die gewichtigste Autorität eines Gesenius hat freilich die Ableitung des Namens Sicca von Sukoth Benoth verworfen und statt derselben eine andere aufgestellt, wonach Sicca vom phöniciſchen Worte  $\text{p}^{\text{w}}$ , Schutz, abzuleiten wäre, welches StraÙe, StadtstraÙe, und durch Erweiterung des Begriffs auch Markt bedeuten kann und ſich in dem arabiſchen Worte  $\text{سوق}$ , Suq, wiederfindet.

Wie freilich der moderne arabiſche Name aus diesen Worten entstanden ſein ſoll, verſtehe ich nicht, wenn es nicht etwa durch Abkürzung der beiden Worte Sicca Veneria und durch Beibehaltung des Anfangsconſonanten des zweiten und der letzten Silbe des ersten Wortes geſchehen iſt, alſo Cav, woraus Caf und ſchließlich Doff. Solche weithergeſuchte Ableitung haben wir jedoch gar nicht nöthig, da der arabiſche Name  $\text{قف}$  ſelbſtredend iſt, indem das Wort Doff einen von Steinen bedeckten Boden ebenſowohl, wie einen Hügel bezeichnet und beide Bezeichnungen hier vollkommen zutreffend gefunden werden. Doff ( $\text{قف}$ ) iſt alſo wieder einmal ein rein arabiſcher Städtename, deſſen gewöhnliche Ausſprache in Deff oder Keſſ corrumpt wurde.

Uebrigens iſt der Name Doff verhältnißmäßig neuen Datums, denn noch im Mittelalter war Sicca Veneria die vorherrſchende Benennung, freilich in einer häßlich verunſtalteten Form, ſo nennt el Bakry die Stadt Schikka-Benaria und Ibn Haukäl gar Schalbannaria. •

Es wäre überflüſſig, die Beweiſe für die unzweifelhafte Identität von Doff mit Sicca nach den Itinerarien hier anführen zu wollen, da dieſe Identität inſchriftlich verbürgt iſt.

In dem Dâr ben 'Aschur, einem an Alterthümern reichen Hause, sah ich selbst jene beiden von Verbrugger (*Revue Africaine*, Band I, 273) zuerst veröffentlichten Inschriften, welche den Stadtnamen unter seinen verschiedenen Formen nennen. Die kleinere derselben ist folgende:

P · LICINIO · M · F · QVIR  
 PAPIRIANO PROCVR  
 AVG. IMP. CAES. M. AVRELI  
 ANTONINI AVG GERMANICI  
 SARMT ICI MAXIMI P. P. P.

· · · · ·  
 SPLENDIDISSIMVS ORDO SICCEN  
 SIVM OB MERITA EIVS

Hier haben wir deutlich die Worte *Splendidissimus ordo Siccensium*, welche keinen Zweifel über den Namen der Stadt übrig lassen. Auf der andern Seite desselben Sockels, auf welchem obige Inschrift steht, lesen wir den Namen der Stadt unter einer andern Form, indem die Inschrift mit den Worten *Municipibus meis Cirthensibus Siccensibus carissimis* beginnt, und da gleich darauf die Worte *Coloniae nostrae* vorkommen, so können wir den römischen Namen der Stadt zur Zeit Marc Aurel's, aus welcher dieses Denkmal stammt, als *Colonia Cirthensis Siccensis* annehmen. Beide Inschriften beziehen sich auf die Errichtung einer Statue des P. Licinius Papirianus von der *tribus Quirina*, Procurator Kaiser Marc Aurel's, für die von ihm der Stadt erwiesenen Wohlthaten, indem er eine Stiftung zum Unterhalt von 300 armen Knaben und 200 armen Mädchen gegründet hatte. Man schließe aus der Bedeutung einer solchen Stiftung auf den Reichthum der Bürger von Sicca.

Eine dritte in demselben Hause aufbewahrte Inschrift giebt den Namen der Stadt unter einer bisher unbekanntem Form, nämlich als *Colonia Julia Cirta nova*. Schon die zweite Inschrift hat uns den Namen Sicca mit Cirthensis

vereinigt gezeigt, hier finden wir merkwürdiger Weise mit gänzlichem Wegfall des eigentlichen Städtenamens nur den letzteren. Uebrigens war der Name Cirta, welcher einfach Stadt (سیرتا) bedeutet, in diesen Gegenden ein so vielfach angewandter, daß sein Vorkommen ganz natürlich erscheint.

Die Bedeutung der einstigen Sicca Veneria ist heute nur noch durch den Umfang ihrer Trümmer, nicht aber durch irgend eine namhafte Ruine nachzuweisen. Das mittelalterliche Sicca hat das meiste Material des römischen verbraucht und sogar das moderne, welches freilich selbst eine halbverfallene Stadt ist, besteht bis auf den letzten Stein aus dem vom alten Sicca geraubten Material.

In der Stadt selbst konnte ich außer zwei antiken Brunnenbassins, wovon noch eines benutzt wird, und den Fundamenten eines kasernenartigen Gebäudes, sowie den Trümmern einer christlichen Basilika, an Merkwürdigkeiten nichts entdecken, als einen kleinen Herculestempel (nach der von Peyssonel hier entdeckten Inschrift so benannt), welcher in ein modernes Haus eingebaut erscheint.

Die Citadelle, auch heute noch im Gebrauch, erhebt sich auf einem die Stadt beherrschenden Felsen, der aber selbst wieder von benachbarten Höhen beherrscht wird, also modernen Festungszwecken wenig entspricht. Ihre Fundamente gehören unzweifelhaft der ältesten Zeit an, wenn der obere Bau auch von den Byzantinern und später von den Arabern restaurirt worden ist.

Den Byzantinern scheint mir auch eine außerhalb der Stadt auf dem die Citadelle dominirenden Hügel gelegene massenhafte Ruine ihre Erbauung verdankt zu haben. Ihr Material besteht aus den Fragmenten aller möglichen antiken Gebäude; man findet hier korinthische Capitälcr und Inschriftstafeln neben weniger werthvollen Bruchstücken als einfache Bausteine benutzt. Ihrer Anlage nach muß diese Baute eine

christliche Basilika gewesen sein; vielleicht gehörte sie zu einem befestigten Kloster, wie sie die Byzantiner zu errichten pflegten, was ihre erhöhte Lage und die großen Quadersteinmassen zur Seite der Ruine plausibel erscheinen lassen.

Die Araber, welche sich von dieser einsam, auf finstern Felsen gelegenen Kirchenruine allerlei Spulgeschichten erzählen, nennen sie das Gespensterschloß, Daqr el Rhul. Dieses Wort Rhul oder Ghul (غول) haben Einige mit Zauberer übersetzt, während es eine Dämonenart bezeichnet, und aus dem so übersetzten Worte geschlossen, die Ruine könne jener von el Bakry erwähnten Kirche angehören, in welcher der Sage nach ein höchst merkwürdiger Zauberspiegel aufbewahrt wurde. Dieser Spiegel besaß die schätzbare Eigenschaft, jedem eifersüchtigen Ehemann, der an der Treue seiner theuren Hälfte zweifelte, völlige Aufklärung zu geben. War die Frau treu, so benahm sich der Zauberspiegel ganz wie jeder andere Spiegel und reflectirte das Bild des in ihn blickenden Ehemanns. War sie aber untreu, so sah der unglückliche Mann im Spiegel statt seines eignen Bildes das seines Nebenbuhlers. El Bakry erzählt, daß in der christlichen Periode Nordafrika's ein junger Berber (ein geborner Numidier) von den Reizen einer verheiratheten Römerin hingerissen, es durch die Erfüllung seiner verliebten Wünsche endlich dahin gebracht hatte, daß der Zauberspiegel dem Gatten der Römerin sein, des Berbers, Bildniß zeigte, was ein um so schlechteres Licht auf den jungen Berber warf, als derselbe der christlichen Geistlichkeit angehörte. Der eifersüchtige Ehemann rief den Schutz der Behörde an und diese verurtheilte den Geistlichen zur Strafe, daß ihm die Nase abgeschnitten und er so verstümmelt durch die ganze Stadt geführt werden solle. Der Zauberspiegel hörte nun zwar auf, das Bild des jetzt nasenlosen Mannes zu zeigen, welcher wohl der Römerin nicht mehr gefallen mochte, aber dem magischen Gegenstand selbst war keine lange Dauer

bestimmt, denn der Berberstamm, zu welchem der junge Geistliche gehörte, drang bei der Nacht mit Gewalt in die Kirche ein und zertrümmerte das indiscrete Ehestandspalladium.

Außer dieser fabelhaften Erwähnung finden wir jedoch bei den Alten vielfach authentische des Namens von Sicca Veneria, unter welcher Form es die drei Hauptquellen über alte Geographie, die Peutinger'sche Tafel, Ptolemäos und das Itinerar einstimmig nennen, während es beim Polyhistor Solinus nur unter der Benennung Veneria und bei Valerius Maximus, Polybios und Plinius nur unter der Namensform Sicca vorkommt. Von Sallust wird es im Jugurthinischen Krieg als eine vom König zwar Anfangs abgefallene, dann wieder mit ihm in Unterhandlung getretene Stadt genannt, welche nahe daran war, den römischen Feldherrn Marius seinem Feinde Jugurtha gefangen in die Hände zu spielen.

Valerius Maximus betont besonders die Unsitte der hier gefeierten Venuscultus. Nach ihm pflegten sich selbst Frauen aus guter Familie von allen Theilen der Provinz hierher zu begeben, um hier durch Prostitution ihrer Person sich eine ihrem Gatten zuzubringende Mitgift zu erwerben und so das schändlichste Gewerbe als Mittel zu einem ehrbaren Zweck auszubeuten. Dieser uralte Sittenzug der Numidier lebt noch heute bei dem Stämmen der Sahara fort. Die Mädchen vom Stamme der Nulâd Nâyl, Nâylia genannt, und auch solche von andern Stämmen, pflegen sich in großer Anzahl in die vielfach von Fremden und Nomaden besuchten Oasenstädte zu dem Zwecke zu begeben, um dort mehrere Jahre das Geschäft einer Alma (ursprünglich Tänzerin) zu betreiben, bis sie sich soviel erworben haben, um als vermögende Frauen in ihrer Heimath einen angesehenen Gatten bekommen zu können, was ihnen auch fast immer gelingt, da der Wüstenbewohner nur auf die Gegenwart, nicht aber auf

die Antecedentien seiner Frau eifersüchtig zu sein pflegt. Ja, ich kannte hochangesehene algierische Stammeshäuptlinge, mit französischen Orden geschmückt, welche sich gar nicht schämten, eine solche Prostituirte zu heirathen und aus dem von ihr so schändlich erworbenen Gelde Vorthheil zu ziehen.

Von dieser unheiligen Erwähnung zu derjenigen des christlichen Bisthumes Sicca ist ein weiter Schritt, welchen wir gleichwohl thun müssen. Nicht weniger als sechs Bischöfe von Sicca sind uns bekannt geworden; nämlich Castus (255), Sparchus (der 348 auf dem von Gratus präsidirten Concil in Karthago erschien), Fortunatianus (411 mit donatistischem Gegenbischof Paullus), Urbanus (418), Paullus (483) und Candidus (646) kommen theils in Concilsberichten, theils in Briefen der Erzbischöfe von Karthago vor.

Das heutige Sicca oder vielmehr Doff oder Kess, wie es jetzt heißt, macht zwar auf den Ankömmling beim ersten Betreten immer noch den Eindruck einer größeren Stadt, aber je mehr er sich in seinen Straßen ergeht, desto mehr wird er inne, daß dieser erste Eindruck ein falscher, und daß die Größe von Doff nur Lug und Trug ist; die Hälfte dieser Straßen ist eingefallen. Man kommt durch ganze Ruinenviertel, nicht antiker Ruinen, sondern Trümmer von Häusern, die noch keine fünfzig Jahre alt sind; Alles athmet Verfall, Schutt, Moder und Asche. In den leidlich noch erhaltenen Stadtvierteln vegetiren einige 5800 Menschen, wovon ein Viertel vom Stamm Israel. Der Basar fristet ein dürftiges Leben und seine Kaufleute scheinen keineswegs die würdigen Nachfolger jenes Bürgers von Sicca zu sein, welcher täglich 500 Kinder speiste und versorgte. Am Besten scheinen sich in dieser Stadt des Verfalls jene größeren und kleineren Blutigel, welche das Land in Gestalt von Regierungsbeamten ausaugen, zu befinden. Namentlich zeigen sich als gute Verdauer von Unterthanenblut und Schweiß die zwei Großwürden-

träger des Orts, einer, welcher den Titel Dähya führt und der Stellvertreter des stets in Tunis lebenden wahren Gouverneurs der Provinz ist, der andere, welcher sich als Festungsgouverneur eines militärischen Ranges erfreut und denselben auch gelegentlich zu recht ansehnlichen Expressungen benützt. Mit beiden wurde ich bekannt, von dem Dähya sogar mit Artigkeiten überhäuft, von denen ich jedoch wenig profitirte.

Das Einzige, was ich der Großmüthigkeit dieses Würdenträgers verdankte, war ein verdorbener Magen und eine schlaflose Nacht, die ich mir in Folge eines höchst unverdaulichen Soupers zuzog, welches er mir schickte und das aus gräßlich fetten, von Del und Honig triefenden Süßigkeiten bestand.

Meine Wohnung im sogenannten Palast des Bey, dem Regierungshause, zu nehmen, dazu konnten mich die Bitten des Dähya denn doch nicht bewegen, denn bei einem kurzen Anstandsbesuche, welchen ich dieser Personage machte, hatte ich mich schon hinlänglich davon überzeugt, daß der große Mann allzuviel Gäste hatte. Ich meine nicht zweibeinige, sondern sehr vielbeinige und deren Zahl war Legion. Namentlich war jenes liebliche Thierchen, welches man in den Betten unreinlicher Gasthöfe findet, und jenes andere, welches man beim öffentlichen Gefämmtwerden neapolitanischer Lazzaroni sieht und welches, wie die Moslims sagen, „am Meisten von Gott geliebt“ wird, hier tausend und einmal vertreten. Ueber die metaphysisch-theologische Gründe, warum das höchste Wesen grade dieses Thierchen am Meisten lieben soll, ließe sich ein ganzer Folioband schreiben. Uebrigens kann ich trotz allem Lächerlichen, was in dieser Idee liegt, nicht umhin, sie dennoch rührend zu finden. Wo gäbe es ein ergreifenderes Bild der göttlichen Barmherzigkeit, als diese Allliebe, welche sich des Elendesten und Berächtlichsten in der Schöpfung erbarmt?

Auch einem wohlhabenden Israeliten von Doff mußte ich einen Besuch machen, um mir von ihm vermittelst meines

Creditbriefes das Wichtigste zu verschaffen. Leider fiel ich aber hier mitten in ein jüdisches Fest, ich glaube jenes, in dem Haman todtgeschlagen und Mardochai lebengelassen wird, und das man, wenn ich nicht irre, Purim nennt. Diesem Fest zu Ehren war ein großer Familienschmaus gewesen und die Folge davon war, daß nun die zwölf Köpfe starke Jüdenfamilie an überladenem Magen laborirte und wie die Riesenschlange im Verdauungsschleim, unbeholfen auf Tisch und Bänken dalag und fürchterlich nach Knoblauch roch. Der Familienvater, mein specieller Geldmann, hatte allein soviel Geistesgegenwart bewahrt, um mir auseinanderzusetzen, daß vor Sonnenuntergang weder Moses noch die Propheten ihm gestatteten, mir Geld zu geben. Nach demselben aber, setzte er sehr höflich hinzu, werde er es mir selbst bringen.

Diese Israeliten von Doff haben schon seit mehreren Generationen eine eigenthümliche Marotte. Man weiß, wie sehr die Juden in allen Ländern auf ihre Friedhöfe halten, wie selbst den ärmsten es wünschenswerth erscheint, ihren verstorbenen Verwandten eigne Grabsteine zu geben. Nun muß in dieser Gemeinde aber ein besonderer Mangel an Steinmengen stattgefunden haben, so daß die Israeliten sich keine eignen Denkmäler zu verschaffen wußten. Worauf sind sie nun verfallen? In der römischen Nekropole des antiken Sicca Beneria findet man Leichensteine, von achtzehn oder sechzehnhundertjährigem Datum, so viel man will. Diese haben nun die hiesigen Juden für ihren Friedhof nutzbar gemacht und zwar ohne die alte Inschrift, wenige Fälle ausgenommen, durch eine neue zu ersetzen. So kommt es, daß der hiesige jüdische Friedhof ein Museum antiker Grabsteine und Inschriftstafeln bildet. Alle Leichensteine ohne Ausnahme sind römisch; bei einigen freilich verhindert der Anstrich, die alte Inschrift zu lesen, aber bei vielen tritt sie unverkennbar deutlich hervor. Ich war nicht wenig erstaunt, als ich diesen

Friedhof betrat, und auf vielen Grabsteinen las: „Den Manen des Julius Proculus, oder des Cajus Fortunatianus geweiht“, zu hören, daß hier nicht besagte Römer mit majestätischen Namen, sondern statt deren „Jakob, Sohn des Levi“ oder „Moses, Sohn des Saul“ begraben lagen. Wer weiß, ob nicht in früheren Jahrhunderten schon ähnliche Grabsteinsufurpationen vorkamen und ob nicht manches alte Römerbein, das jetzt in einem Museum figurirt, in Wirklichkeit einen ganz andern Ursprung hat?

Die Nacht brachte ich in meinem Zelt zu und zwar zum großen Erstaunen der Bevölkerung, die gar nicht begreifen konnte, wie ich dieß leinene Haus dem kostbaren Regierungspalast vorziehen könne. Aber für mein Ablehnen dieser splendiden Wohnung hatte sich der Gouverneur gerächt. Das Souper, welches er mir gesandt, ließ durch seine magenbedrückenden Folgen keinen Gedanken an eine Nachtruhe aufkommen. Die Folge davon bildete der Umstand, daß ich, schon lange vor Tagesanbruch auf den Beinen war und zur Abreise drängte.

Schon vor Sonnenaufgang war mein Zelt abgebrochen und nun sollte der Tagesritt beginnen, als plötzlich eine Verzögerung eintrat. Die Araber pflegen früh aufzustehen und auch der Dähya von Doff, was immer seine sonstigen Fehler sein mochten, war kein Tagschläfer, sondern pflegte die frühesten Morgenstunden, ja eigentlich nur diese, zum Ausgehen zu benutzen. Heute sollte sein Ausgang mir gelten, er kam mit Angehörigen seiner Familie, welche drei Generationen repräsentirten, d. h. seinem Bruder, seinem Sohn und Enkel zu mir und zwar nicht als bloße Staatsvisite, sondern in der egoistischen Absicht, um meine vermeintliche ärztliche Kenntniß zu Rathe zu ziehen, denn jeder Europäer wird in diesem Lande für einen Aesculap gehalten, und muß wollend oder nicht wollend sehr oft den Arzt spielen, sei es auch nur durch Verabreichung

von Brausepulvern, englischem Pflaster, oder sonstigen unschuldigen Dingen. Ich führte für solche Fälle eine eigne kleine Reiseapotheke bei mir, in welcher sich Pillen, Mixturen und Pulver befanden, die in Wirklichkeit nur aus Brod, Syrup oder gewöhnlichem Zucker bestanden, aber nach der Behauptung der Araber, welche sie im Glauben nahmen, daß es wirkliche Medicin sei, oft die günstigsten Heilungserfolge bewerkstelligten. Wenn dieß Charlatanismus war, so konnte er wenigstens Niemand schaden. Wirkliche Medicinen führte ich zwar auch mit mir, gab sie aber nur in den seltensten Fällen, wenn mir gar kein Zweifel über die Art der Krankheit blieb.

Nun war ich gezwungen, die Krankheits schilderungen des Dâhiya, seines Bruders und seines Sohnes anzuhören, denn alle drei schienen meine Anwesenheit benutzt zu haben, um plötzlich krank zu werden. Aber gerechte Götter! Was waren das für sonderbare Krankheiten! Noch nie hatte ich bei Männern von ähnlichen Symptomen gehört. Ich traute meinen Ohren kaum, als mir der Sohn des Dâhiya seinen vermeintlichen Zustand schilderte. Dieser Zustand hatte alle Symptome, welche eine Frau in gesegneten Umständen an sich gewahr wird. Der alte Dâhiya erzählte mir von einer Krankheit, welche ich seiner Beschreibung nach für Hysterie halten mußte. Sein Bruder wollte gar an Bleichsucht leiden. Endlich konnte mir die Sache nicht länger dunkel bleiben. Diese Männer consultirten mich im Namen ihrer Frauen, Schwestern, Töchter, nur verbot ihnen Eifersucht und die heuchlerische, falsche Schamhaftigkeit der Araber, die Personen zu nennen, weil diese dem unnahbaren weiblichen Geschlecht angehörten. Statt dessen redeten sie ganz, als ob sie selbst die bewußten Frauenkrankheiten hätten, und spielten so den Stellvertreter ihrer weiblichen Angehörigen, in ähnlicher Weise, wie bei den Moslims der Advocat einer Braut sich in ihrem Namen mit dem Advocaten des Bräutigams verheirathet.

Seit ich den Schlüssel zu diesem Räthsel gefunden hatte, konnte ich ganz offen mit dem Sohn von seiner bevorstehenden Entbindung, mit dem Vater von seiner Hysterie, mit dem Onkel von seiner zartjungfräulichen Krankheit reden. Da ich mir in Behandlung dieser Krankheiten nicht die gehörige Erfahrung zutraute, und doch ohne Verabreichung von Mitteln diese Leute nicht losgeworden wäre, so gab ich den dreien völlig gleichgültige Dinge, dem einen ein wenig Himbeerjast in einem sehr apothekarisch aussehenden Arzneiglase, dem andern ein Zuckerpulver, dem dritten einige Brodpillen, welche alle drei, wie ich später in Tunis durch einen Brief des Dähina erfahren sollte, der sich in demselben vielfach bei mir bedankte, Wunderkuren bewerkstelligt haben müssen. Der einzige wirklich Leidende war der kleine Enkel, aber für seine Leiden, die sogenannte beduinische Krätze und den Erbgrind, womit fast alle Araberkinder behaftet sind, besaß ich vortreffliche Salben. So schied denn diese Familie hochbeglückt und ich konnte endlich meine Reise fortsetzen.

Etwas nach der Mittagsstunde hatten wir den fünfmeiligen Weg von Doff nach Massudy wieder zurückgelegt. Wie schon oben erwähnt, ist letzterer Ort von Einigen, z. B. dem Engländer Davis, für Musti gehalten worden. Ein nur anderthalbstündiger Ritt sollte uns jedoch vom falschen nach dem wahren Musti bringen, welches wir nach Durchwatung zweier kleinen Flüsschen, des Uëd el Hammâm und des Uëd el Derffa, um halb vier Uhr Nachmittags erreichten. Das wahre Musti führt jetzt den Namen Ssayhydy 'Abd-er-Rabby, nach der Grabkapelle eines hier ruhenden arabischen Heiligen benannt. Ssayhydy 'Abd-er-Rabby ist keiner von den Dii minorum gentium, sondern vielmehr ein ganz vorzugsweise verehrter Heiliger, er ist gleichsam der Nationalheilige der ganzen Regentschaft Tunis und erfreut sich des Ruhmes,

nach seinem Tode noch die seltsamsten Wunder wirken zu können. Sein Ruf, so heißt es, ist eben so groß im Himmel wie auf Erden, die Engel dienen ihm und die schönsten Jungfrauen des Paradieses sehnen sich nach den Blicken dieses alten schmutzigen Bettlers. Statt der besudelten zerfetzten Gundura, welche auf Erden seine Jammergestalt umgab, bedecken ihn nun Prachtgewande, deren Glanz die hellsten Diamanten übertrifft, sein niegekämmtes Haar umleuchtet eine Sternenkronen, seine Füße schmücken goldne Reife und seine Fußsohlen bekleiden rosenrothe Schuhe, aus dem Duft der Morgenröthe gewoben. Aber dieses himmlische Glück vermag doch nicht seine Aufmerksamkeit von seinen irdischen Verehrern abzulenken. Er gedenkt derer, die zu seinem Grabe wallfahrten, ihnen wird das höchste Glück zu Theil und sie werden namentlich vor zwei Uebeln dieses irdischen Daseins durch die Gnade des Heiligen bewahrt. Das eine Uebel ist Krankheit, das andere, höchst bezeichnend für ein so räuberisches Land, Gefahr vor Dieben. Diese Wallfahrt schützt also auch vor dem Bestohlenwerden. Leider war ich zu unwürdig, als daß mir auch nur eine der Segnungen dieses Grabbesuches zu Theil werden konnte, denn krank und bestohlen sollte ich vor wie nach meiner Wallfahrt zum Grabe des heiligen 'Abd-er-Rabby noch oft genug werden.

Wohl geschah dieß deßhalb, weil mein Besuch von Ssayhdy 'Abd-er-Rabby nicht ausschließlich dem Heiligengrabe, sondern den höchst unheiligen Resten einer alten römischen Stadt galt. Das Wichtigste dieser Baureste ist unstreitig der halbeingefallene Triumphbogen, nicht um seiner selbst willen, obgleich die Ruine von dem edelsten Baustyl Zeugniß giebt, sondern vorwiegend wegen der am Fuße seiner Pfeiler gefundenen Inschrift, in welcher der Name der antiken Stadt deutlich zu lesen ist. Diese Inschrift lautet:

ARCVM QVEM  
SVAE PROMISERAT  
CTIONEM MVSTITANIS  
DEDICAVIT DATIS  
SIS POPVLARIBVS

Das in der dritten Linie unverstümmelt erhaltene Wort Mustitanis läßt keinen Zweifel über die wahre Lage des alten Musti mehr aufkommen. Ich habe schon oben bei dem falschen Musti, nämlich bei Massudy, die Gründe aus den Entfernungangaben der Itinerare angeführt, welche für die Identität von 'Abd-er-Rabby mit Musti sprechen. Diese von Ptolemäos so auffallend weit südlich versetzte Stadt wird fast von allen alten Geographen genannt; das Itinerarium Antonini Augusti nennt sie Musti, Ptolemäos schreibt Muste mit einem η (wahrscheinlich wurde jedoch das η bei den alten, wie jetzt bei den modernen Griechen ι ausgesprochen), die Peutinger'sche Tafel giebt den Namen unter der Form Mubsi. Nach Vibius Sequester soll hier der Kampf des Regulus mit der Riesenschlange stattgefunden haben. In der Kirchengeschichte kommt ein Bisthum Musti in Numidien und ein andres gleichnamiges in der Proconsularis vor, mit welchem letzteren wir es natürlich hier zu thun haben. Cresconius (411) und Januarius (646) werden als Episcopi Mustitani erwähnt. Nur aus den Concilsberichten ersehen wir, daß es zwei Musti gab (ein Umstand über den alle andern Autoren schweigen), denn auf dem Concil von 411 war auch das Bisthum Musti Numidiae durch seinen Bischof, welcher Victorianus hieß, vertreten (More. Afric. Chr. I, 236).

Der erwähnte Triumphbogen muß, seiner Lage am äußersten östlichen Ende der Stadt nach, zugleich eines der Stadthore des antiken Musti gewesen sein. Ihm gegenüber liegt am äußersten westlichen Ende des Orts die noch mangelhafter erhaltene Ruine eines andern Bogens oder Thores. Die Form der alten Stadt scheint ein sehr längliches Parallelo-

gram gewesen zu sein, dessen Mittellinie die vom östlichen zum westlichen Thore führende Straße beschrieb. Dieselbe war noch ziemlich gut zu traciren, ebenso einige Häuserfragmente, Reste von Thermen, die Cella eines Tempels und höchst massenhafte Quadersteinfundamente zu sehen. Ein festungsartiges Gebäude lag unweit davon. Sonst bieten die Ruinen von Musti nichts und gehören jedenfalls zu den am schlechtesten erhaltenen einer Stadt dritten Ranges.

Um vier Uhr wieder aufgebrochen, kamen wir nach einer Stunde an das Grab eines andern moslimischen Heiligen, Namens Ssayydy ben Amr und an einer großen in den Fluß gehauenen Grotte vorbei, die ich jedoch nicht Zeit hatte zu besuchen. Gegen halb sechs Uhr fanden wir am Wege einen noch aufrechtstehenden, unverkennbaren, römischen Meilenstein, dessen Inschrift sich jedoch gänzlich verwischt zeigte. Dann abermals eine Heiligenkapelle, einem gewissen Ssayydy bu Tella gewidmet. Von hier bis Edscha führte unser Weg wieder am Saum der großen schönen Ebene von Dschâma, des historischen Schlachtfeldes von Zama, dahin und wir langten gegen acht Uhr in Edscha an.

Auch in Edscha, wo jetzt keine menschlichen Wohnungen mehr sind, mußten wir unser Lager mitten in den Ruinen aufschlagen. Die Alterthümer sind übrigens hier bis auf einige schlechterhaltene Cisternen, viele Grabinschriften, andere Schrifttafeln und namentlich die Hauptruine, die alte Citadelle, ohne Bedeutung. Letztere muß eine sehr massenhafte und starke Festung gewesen sein. Sie trägt ganz den Stempel der zahlreichen, ähnlichen byzantinischen Bauten in diesem Lande und ist, wie diese, aus dem Material älterer zerstörter Gebäude zusammengesetzt. Namentlich finden sich auch hier Inschrifttafeln als Bausteine benutzt, deren wichtigste ohne Zweifel diejenige ist, welche uns über den Namen der hier gelegenen antiken Stadt aufklärt. Diese Inschrift ist

eine der am Frühesten in Europa bekannt gewordenen und wurde schon von Rassei (Museum Veronense p. 459, 6) veröffentlicht. Ihrer Wichtigkeit wegen will ich sie gleichwohl hier wiedergeben.

MAGNIS ET INVICTIS DDDD NNNN DIOCLETIANO  
 ET MAXIMIANO PERPETVIS AVGG. ET  
 CONSTANT . . . . MAXIMIANO NOBB · CAESARIBVS  
 RESPVBLICA MVNICIPI AGBIENSIVM DEDICANTE  
 M · IVL . . . . . PROCONS . . . . PA MAIESTATI  
 EORVM DICATO.

Wie auf allen in Afrika gefundenen Inschriften, welche den Augusti Diocletian und Maximian gewidmet sind, deren ich schon manche sah, ist auf dieser der Name des zweiten Cäsars nicht Maximin, wie er gewöhnlich in der Geschichte zur Unterscheidung von seinem Adoptivvater Maximian genannt wird, sondern gleichfalls Maximian geschrieben, so daß auf allen diesen Inschriften ein Maximianus Augustus und ein Maximianus Cäsar vorkommt. Die Hauptwichtigkeit dieser Inschrift liegt jedoch in den in der vierten Zeile vorkommenden Worten *Respublica Municipi Agbiensium*, aus welchen wir den Namen der hier gelegenen Römerstadt als *Municipium Agbiense* oder *Agbia* erfahren. Zwar giebt die einzige Quelle, welche diesen Namen erwähnt, die Peutinger'sche Tafel, *Agbia* nur sechs Milliarier von Thignica entfernt an, welches in Wirklichkeit 13—14 Milliarier von hier entfernt ist, aber dennoch muß die gefundene Inschrift jeden Zweifel zerstreuen. Auch der moderne Name *Edscha*, aus *Agbia* abzuleiten, ist ein weiterer Beweis, denn in allen heutigen arabischen Namen, welche aus römischen entstanden sind, ist das *G* durch das arabische *ج* (*Dschim*), welches noch heutzutage von einigen Arabern, z. B. in Aegypten, wie *G* gesprochen wird, vertreten.

In den Bisthumslisten suchen wir den Namen *Agbia* oder einen ähnlichen umsonst, ein Umstand, der uns die Unbedeutendheit der Dertlichkeit deutlich verkündet. Es könnte

jedoch sein, daß wir in dem Episcopatus Agensis eine Verstümmelung von Agbiensis hätten.

Am andern Morgen hatten wir von Edscha nur einen kurzen Ritt von wenig mehr als einer Stunde nach Duga, gewöhnlich Dugga ausgesprochen, wo ein elendes Araberdorf neben dem großartigsten Ruinenfeld von Afrika sich höchst traurig ausnimmt. Im Namen dieses Dorfes hat sich übrigens der der antiken Stadt unverändert erhalten, denn schon im Alterthum kam neben der bekannteren allgemein gebräuchlichen Namensform Tucca auch die von Thugga vor, wie eine von Guérin hier ausgegrabene Inschrift, welche die Worte Colonia Thuggensis enthält, beweist. Diese inschriftliche Verbürgung des Namens macht die Beweisführung der Identität von Dugga mit Tucca nach den Itinerarien überflüssig. Uebrigens sind diese Entfernungsangaben alle zutreffend. Tucca wird sowohl von Ptolemäos, als von der Peutinger'schen Tafel angeführt und kommt ebenfalls in den Bisthumslisten vor. Prokopios (de aedificiis, VI, 8) erwähnt die in Tucca auf Befehl Kaiser Justinians errichtete Citadelle. Höchst wahrscheinlich war es auch hier wieder der Nachfolger Belisar's, der Patricius Salomon, welcher diese geschmacklose Steinmasse aus dem Raube älterer Gebäude zusammensetzen ließ. Auch in den Bisthumslisten wird die Stadt, deren Bischöfe Honoratus (255), Paschasius (411) und Victor (646) uns bekannt sind, in der Namensform Tucca erwähnt.

Der bedeutende Umfang der Ruinen des heutigen Dugga oder richtiger Duga und die zahlreichen kostbaren Architekturfragmente, welche man hier findet, rechtfertigen die Ansicht, daß diese römische Stadt einst groß, reich und blühend gewesen sein muß. Selbst jetzt noch bietet sie dem Alterthumsfreund nicht nur viel Interessantes, nicht nur Manches von hohem wissenschaftlichem Werthe, sondern sie gewährt ihm auch den Anblick der unstreitig schönsten Ruinen in Afrika, welche

sich jeder andern Ruinenstadt Italiens, Griechenlands oder Kleinasiens ebenbürtig an die Seite stellen können. Mir, der ich so unzählige Trümmerberge und Schutthaufen, das Einzige, was von Hunderten blühender Römercolonien übrig geblieben, besucht hatte, der ich, trotz meines Interesses für alles Antike, dennoch dieser ewigen Zerstörung und Verwüstung überdrüssig geworden, mir war der Anblick von Tucca ein wahres Lab-sal. Denn hier ward mir mehr geboten, als die bloße Befriedigung archäologischer Interessen, hier konnte ich mir durch den Anblick vollendeter Bauformen in ihrer Wohlerhaltenheit ein lebendiges Bild des Alterthums und einen hohen Kunstgenuß verschaffen. Ein ähnlicher Eindruck, wie ich ihn beim Anblick der Tempel von Pästum, in Girgenti oder in Athen empfangen hatte, war mir bisher in Afrika fast noch niemals zu Theil geworden; selbst das afrikanische Pompeji, die beinahe noch ganz erhaltene römische Legionsstadt Lambessa, hatte ihn nicht hervorzurufen vermocht, da ja ihre Trümmer größtentheils der Zeit des Kunstverfalls angehören. Aber hier war nichts von jenen Carricaturen der Kunst zu sehen, wie sie das Rom der späteren Zeit in's Dasein rief, hier konnte sich das Auge endlich einmal wieder einem ungeschmälerten Genusse hingeben.

Was vor Allem die Blicke des Ankömmlings fesselt, ist die schöne Gruppe von wohlerhaltenen Ruinen, welche sich auf dem höchsten Punkte von Tucca erhebt. Es sind vorzüglich drei antike Bauten, welche sich hier malerisch darbieten, ein Triumphbogen, ein Tempel und ein Theater. Der erstere ist beinahe vollkommen erhalten. Er gleicht am meisten dem Bogen des Septimius Severus in Rom, hat auf jeder Seite vier schöne corinthische Säulen, das Thor ist hoch und lustig, der Aufsatz über ihm einfach, doch nicht ohne architektonische Verzierungen. Man fand an seinem Fuße eine auf Marcus

Aurelius bezügliche Inschrift, von welcher man vermuthet, daß sie einst über dem Eingang befestigt war.

Das schönste antike Gebäude ist der Tempel, dessen Dach und Säulen fast unverseht noch so dastehen, wie vor sieben-  
zehn Jahrhunderten. Denn der Baustyl ist ganz der, welcher in jene Zeit zurückweist, in die Zeit Trajans und Hadrians, von welchem letzteren dieses schöne Gebäude errichtet worden sein soll. Der Tempel ist eines der herrlichsten Denkmäler des korinthischen Styls, welche existiren. Seiner Form nach ein peripteros (rings mit Säulen umgeben), hat er sechs Säulen auf den Breiten- und acht auf den Längenseiten. Diese Säulen, ungefähr dreißig Fuß hoch, sind von der vollendetsten Arbeit, die Cannelirungen sehr zart, die Capitäl-  
täl-er äußerst fein gemeißelt. Das Tympanum mit der Corona ist vollkommen erhalten. Die Figur, welche auf dem Tympanum (Vordergiebelfeld) im Basrelief hervorragte, ist jedoch kaum mehr zu erkennen, sieht übrigens ganz aus, wie ein Adler, und sonach wäre dieß kein einfaches Tympanum, sondern eine sogenannte Aquila gewesen, welchen Namen man dem Vordergiebelfeld dann zu geben pflegte, wenn, wie es sehr häufig, ja in späterer Zeit gewöhnlich vorkam, dasselbe mit einem Adler verziert war. In der Cella des Tempels bemerkt man deutliche Spuren einer spätern Restauration und einer Umwandlung des heidnischen Tempels in eine christliche Kirche, denn das Innere erscheint in drei Schiffe abgetheilt, welche zu den drei Hauptaltären führten. Hinter dem mittleren, dem eigentlichen Hauptaltar hatte man eine Abside, wie sie in christlichen Kirchen vorzukommen pflegt, an Stelle des früheren heidnischen Opisthodomus (hinteres Tempelzimmer) errichtet.

Das dritte Gebäude, welches diese schöne Gruppe vollendet, ist das Theater, dessen halbkreisförmige Mauer noch in ihrer vollen Höhe aufrecht dasteht. Wie alle Theater, im

Gegensatz zu den Amphitheatern, so war auch dieses nicht sehr groß. Sein größter Durchmesser beträgt kaum hundertundsechzig Fuß. Da die Sitze vollkommen erhalten sind, so können wir an diesem Beispiel die Architektur eines römischen Theaters mit Muße studiren. Diese Sitze waren in sechs Cunei (verticale Abtheilungen) getheilt. Diesen entsprechend befanden sich auf der höchsten, wie auf der mittleren Maeniana (Stockwerk) je sechs Vomitoria (Eingänge). Die Præcinctiones (Gänge), welche die oberen Sitze von der Orchestra (Parterre) trennten, hatten drei bis vier Fuß Weite. Das Pulpitum (Scheidewand zwischen Bühne und Parterre), sowie die Orchestra (Bühne) sind hier ausgezeichnet conservirt. Auch fehlten hier nicht jene kleinen Seitenlogen, zu beiden Seiten der Cavea und mit der Orchestra verbunden, welche den modernen Proscaeniumslogen entsprechen und welche man auch bei dem Theater von Pompeji sieht. Die Scena (Bühnenhintergrund) verräth durch ihre architektonischen Verzierungen, daß dieses Theater zu den vollendetesten Kunstdenkmälern gehörte. Sie war mit zehn oder zwölf (genau konnte ich es nicht unterscheiden) Säulen ursprünglich geschmückt gewesen, von welchen leider nur noch drei vorhanden sind. Auch das Postscenium (hinter den Coulissen befindlicher Raum) fand ich noch theilweise erhalten.

Außer diesen hervorragendsten antiken Gebäuden enthält Tucca noch viele Ruinen, jedoch alle ungleich weniger erhalten, als die genannten. Ein zweiter corinthischer Tempel, jetzt vollkommen zertrümmert, lag auf dem höchsten Punkte der Stadt und mag, als er noch stand, einen ebenso malerischen Anblick wie der erstbeschriebene Tempel dargeboten haben, da auch sein Baustyl ein künstlerisch vollendeter gewesen sein muß, wie die Reste beredt verkünden. Die Reste eines Thermengebäudes, von dem noch Gewölbetheile stehen, einige Cisternen, zwei römische Brunnenbassins, zwei sehr gut erhaltene Piscinae

limariae, ein zweiter Triumphbogen, von welchem jedoch nur noch die unteren Theile der Pfeiler stehen, sind die ferneren Alterthümer von Dugga. Unharmonisch gegen diese Reste einer reineren Architekturperiode nimmt sich die aus gestohlenen Baufragmenten zusammengesetzte byzantinische Citadelle, das Werk des Patricius Salomon, aus. Uebrigens steht von ihrem Mauerkreis nur wenig mehr.

Das Interessanteste für den Archäologen ist jedoch jenes merkwürdige Grabdenkmal, in welchem die berühmte zweisprachige Inschrift gefunden wurde, welche Tucca's Namen in neuerer Zeit zu einem oftgenannten gemacht hat. Wie sehr bedauerte ich, dieses wichtige Monument nicht vor einigen Jahren besucht zu haben, als es noch beinahe vollständig dastand. Sir Grenville Temple, welcher es in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts sah, beschreibt es als ein mit jonischen Säulen geschmücktes, vierzig Fuß hohes zweistöckiges Gebäude mit zwei Grabkammern in jedem Stockwerk. Jetzt hat es der Vandalismus moderner europäischer Antiquare zerstört, welche, um die berühmte Inschrift hinwegzunehmen, ganz unnützer Weise Vieles von dem Denkmal demolirten. Vor wenigen Jahren war es noch ein vollendetes Gebäude, vielleicht einzig in seiner Art in der Welt; jetzt ist es leider nur noch eine traurige Ruine, von der wenig mehr steht, als das erste Stockwerk und auch dieses nur zum Theil, sowie zwei der jonischen Säulen seines einstigen Porticus. Aber selbst diese spärlichen Reste müssen jeden Alterthumsfreund noch immer mit dem höchsten Interesse erfüllen. Die Architektur zeigt viel Aehnlichkeit mit dem bei Maghrâua genannten Mausoleum, sowie mit dem Madraffen und dem Grab der Christin, obgleich es natürlich diesen beiden letzteren nicht an Größe zu vergleichen ist. Es wäre demnach vielleicht einer sehr frühen Zeit zuzuschreiben, einer Zeit, aus welcher wir in Numidien nur die spärlichsten Denkmäler besitzen. Einen

großen Vorzug besitzt jedoch dieses Mausoleum vor den andern ebengenannten, den nämlich, daß es eine Inschrift trug und daß wir diese jetzt im brittischen Museum in London befindliche Inschrift kennen und uns aus ihrem Inhalt über Zeit und Nationalität des hier Begrabenen Aufklärung verschaffen können, denn daran, daß dieses Gebäude ein Grabdenkmal war, ist niemals gezweifelt worden und die Entzifferung der Inschrift hat es außerdem noch bestätigt.

Diese Inschrift zeigt sich aber nicht blos deshalb wichtig, um uns über das Denkmal Aufklärung zu geben, sondern vorzugsweise, weil sie in zwei verschiedenen Sprachen verfaßt ist, deren beide bis jetzt noch wenig verstanden worden waren. Die eine dieser Sprachen, die phöniciſche, welche man, wenn auch leider nicht genügend, so doch einigermaßen kennt, sollte den Schlüssel für die Entzifferung der in anderer Sprache verfaßten zweiten Inschrift abgeben. Diese andere Sprache ist die sogenannte libysche, also die Ursprache Afrika's, von welcher man bis dahin weder die Schriftzüge entziffern, noch die Worte übersetzen konnte. Gesenius hat dieß mit Hülfe der andern Inschrift, für deren Uebersetzung er sie gewiß mit Recht hielt, versucht, und es ist ihm dieses auch zum Theil gelungen, besonders da die Inschrift fast nichts, als eine Folge von Eigennamen enthält, und man folglich die libysche Sprache nicht zu verstehen, sondern nur die Lettern zu entziffern brauchte. Aber in demjenigen Theil der Inschrift, welcher keine Eigennamen enthält, ist sogar Gesenius' Uebersetzung der phöniciſchen, also der von vornherein für auslegbar gehaltenen Inschriftshälfte seitdem vielfach bezweifelt worden. Judas, der berühmte französische Hebräologe, giebt eine ganz andere Auslegung dieses Theils der phöniciſchen Inschrift. Wenn man also bisher den Schlüssel, d. h. die phöniciſche Inschrift, nicht recht kennt, wie will man denn das Räthsel, d. h. die libysche, lösen?

---

## Dreiundzwanzigstes Capitel.

### Ruinenstädte am Bagrada.

Toborssoq, das antike Tubursicum Bure. — Triumphbogen aus byzantinischer Zeit. — Ruinen in Tunga. — Bedeutende Trümmer. — Das antike Thignica. — Tempel. — Citadelle. — Reise in nördlicher Richtung von Tunga. — Der Bagrada. — Einsame Gegend. — Fruchtbare Landschaft. — Eine der Kornkammern Roms. — Die kleine Stadt Badscha. — Das antike Vaga. — Verrath der Bürger von Vaga gegen Marius. — Zahlreiche antike Reste. — Stadtmauern. — Christliche Kirche, jetzt Moschee. — Rückreise nach Tunis. — Teburba, das antike Tuburbo minus. — Eine Bogenreihe der karthagischen Wasserleitung. — Abermals in Tunis.

Nach einem nur einstündigen Ritt von Duqa erreichten wir am Morgen des 12. April eine doppelte Ruinenstadt, Toborssoq, denn hier sah ich nicht nur die Reste einer römischen Niederlassung, sondern auch das arabische Städtchen, welches man auf ihren Trümmern gegründet hatte, war bereits der Zerstörung der Zeit anheimgefallen. Dennoch zeigten sich die halbverfallenen Häuser zum Theil noch von Arabern bewohnt, welche hier unter den Ruinen einer großartigen antiken Civilisation, die sie in ihrem Stumpfsinn und Fanatismus verachten, in modernen Ruinen den geistlosen Schlendrian ihres bedeutungslosen Lebens hinziehen. Wie traurig und elend nehmen sich diese modernen Ruinen neben den antiken aus, welche trotz ihres fast zweitausendjährigen ältern Ursprungs dennoch mehr Festigkeit besitzen und mehr Dauer versprechen, als jene armseligen Machwerke eines durch Fanatismus und Aberglauben zurückgegangenen, nach der kurzen Periode seines mittelalterlichen Blüthezustandes so auffallend und so unwider-

bringbar in Verfall gerathenen Volkcs. Ich glaube, es wäre weniger gewagt, das Wiederaufblühen der alten Römercivilisation aus ihren Ruinen zu hoffen, als die Rückkehr des Blüthezustandes des für ewig untergrabenen Islam.

Toborssog führte im Alterthum einen dem heutigen ganz ähnlichen Namen. Von dem heiligen Augustinus wird es Thubursicumbure genannt, in den Bisthumslisten erscheint es als Tubursicum Bure. Denn die Identität von Toborssog mit Thubursicumbure ist durch eine hier in der Citadelle als Baustein benutzte Inschriftstafel verbürgt, auf welcher die Worte Resp. Municipi Severiani . . . niani Lib. Thib. Bure vorkommen, welche von allen Archäologen als Respublica Municipii Severiani Antoniani Liberi Thibursicensium-Bure ergänzt werden. Weder das Itinerarium Antonini Augusti, welches auf der Straße von Sicca nach Carthago große Sprünge macht und nicht einmal Tucca erwähnt, noch auch Ptolemäos führen eine Stadt Namens Thibursicumbure an, doch glaube ich, kann man in der von dem letzteren Geographen angegebenen Stadt Tobros diesen wiedererkennen, da diese Namensform nur eine Gräcisirung von Tubursicum sein dürfte. Tobros liegt nach Ptolemäos nördlich von Tucca, unter welcher Richtung man bei ihm die Richtung nach dem Meere zu verstehen muß und dann findet man Toborssog ganz an der Stelle, welche meiner öfter erwähnten Auffassung der Angaben des Ptolemäos entspricht. Wenig Erwähnung geschieht dieser zwiefach benannten Stadt bei den alten Autoren; nur zur Zeit der Christenverfolgung unter Diocletian wird es von dem christlichen Cicero, Lactantius, angeführt. Ein Bürger von Thibursicumbure war der heilige Felix, welcher in Apulien den Märtyrertod starb, weil er die Evangelien nicht ausliefern wollte, wie dieß zur Zeit der Diocletianischen Verfolgung gefordert wurde. Felix leugnete nicht, im Besiß der heiligen Bücher zu sein, aber er verweigerte standhaft ihre

Herausgabe und starb den Tod durch Henkershand; da er enthauptet und nicht den wilden Thieren vorgeworfen wurde, so scheint dieß anzudeuten, daß er das römische Bürgerrecht besaß, ein Umstand, welcher es wahrscheinlich macht, daß Tubursicumbure identisch mit dem von Plinius erwähnten oppidum Tuburnicense war, welches er eine Stadt römischer Bürger nennt. So beschämte dieser Laie (einige geben ihn freilich für einen Bischof aus) den damals schon theilweise verderbten geistlichen Stand, von welchem viele, ja selbst Bischöfe eben hier in Afrika und eben in derselben Verfolgung, nicht den Muth zum Märtyrertod besaßen und die heiligen Bücher auslieferten. In den Bisthumslisten erscheint der Name als Episcopatus Tubursicensis Burae und als Thubursicubure mit seinen Bischöfen Servus Dei (406), Reparatus (520) und Valerius (646).

Aus der Zeit, in welcher das Christenthum zum Siege gelangt war, stammen die byzantinischen Stadtmauern, das Fort, die Thore und viele andere Ruinen von Tubursicumbure her, ich sah dort die Reste eines rundlichen Gebäudes, welches ich für ein Baptisterium halten möchte, außerdem noch andere undeutlich zu definirende, aber allem Anschein nach christliche Bautrümmer. Da leider jedoch diese Epoche eine Zeit des tiefsten Kunstverfalls war, so machen diese Denkmäler des Alterthums keinen erfreulichen Eindruck. Ein recht sprechendes Zeugniß dieses Rückschritts in der Kunst bildet eine Ruine aus der byzantinischen Zeit, ein elender kleiner Triumphbogen, welcher, wie die Inschrift sagt, „den allerchristlichsten und siegreichsten Kaisern, dem Justinus und seiner Gemahlin Sofia“ vom Präfecten Thomas gewidmet wurde. Uebrigens ist jetzt nur noch ein Theil der Inschrift, welche Sir Grenville Temple vollständig sah, erhalten, die Namen Justinus und Thomas sind jetzt nicht mehr zu lesen, nur der der allerchristlichsten Sofia ist übrig geblieben. Dieser

Präfect Thomas ist derselbe, welchen Corippus in seinem Lobgedicht, das den kleinen Kaiser, Justinus minor, vergrößert, den „Stützpfeiler der wankenden Herrschaft über Afrika“ benennt (Cor. de laudibus Just. Min. I, 181).

Thomas Libyacae nutantis destina terrae,  
 Qui lapsam statuit, vitamque reddidit Afris,  
 Pacem composuit, bellum sine milite pressit,  
 Vicit consiliis quos nullus vicerat armis.

Die bedeutendsten Reste des Alterthums in Toborssog stammen jedoch aus der vorchristlichen römischen oder, wie der Fund einer phöniciſchen Inſchriftſtafel vermuthen läßt, ſelbſt aus der puniſchen Zeit. Dieſe Ruinen ſind übrigens ſo verfallen, daß ſich über ihre nähere Beſtimmung nur nach angeſtellten Nachgrabungen urtheilen laſſen dürfte, aber ihre Großartigkeit ſtellt Tuburſicumbure unter den afrikanischen Städten nicht auf den letzten Rang.

Toborſſog bot, wie man aus dem Obigen erſehen hat, wenig Fesselndes. Wir eilten deßhalb bald hinweg von dieſer Stätte der doppelten Zerstörung und langten nach einem weiteren zweistündigen Ritt an einer Furt des Sſylhâna an, welchen wir, nicht ohne Mühe und nicht ohne das Waſſer bis an den Bauch unſerer Pferde zu haben, durchwateten. Um Mittag machten wir Halt in einer durch ihr malerisches Hügelſand, ſchöne Olivenhaine und herrliche Fernſicht reizenden und durch künſtleriſch werthvolle antike Ruinen geſchmückten Gegend.

Dieſer Ort war Tunga, jetzt beinahe verlaſſen, einſt jedoch wie die hier vorhandenen Ruinen bezeugen, eine anſehnliche Römerſtadt. Ueber ſeinen Namen können wir nicht im Zweifel ſein, da derſelbe uns durch im Hof der Citadelle erhaltene Inſchriften verbürgt iſt, deren eine den einfachen Namen Thignica, die andere die etwas längere Namensform Municipium Septimium Aurelium Antonianum Herculeum

Frugiferum Thignica enthält. Thignica ist ohne Zweifel dieselbe Stadt, welche die Peutinger'sche Tafel Tionica nennt und die sie auf der Straße von Obba über Lares nach Karthago gelegen, und zwar von ersterer Stadt 39 Milliarierien entfernt, angiebt. Das Einzige, was wir von dieser Römerstadt wissen, ist daß dieselbe im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung ein Bisthum war. In den Bisthumslisten erscheint sie als Episcopatus Tignicensis, von dem wir jedoch nur einen Bischof, Ausidius, kennen, welcher 411 auf dem Concil zu Karthago erschien und den Donatisten Julianus zum Gegenbischof hatte.

Den Trümmern nach zu schließen, war jedoch die Bedeutung der Stadt nicht gering. Dieselben bedecken einen Flächeninhalt von nahezu einem Zehntel einer Quadratmeile. Einige Ruinen zeichnen sich durch die Anmuth ihrer Formen aus, so namentlich die eines sehr großen Tempels, von welchem noch die Cella steht. Allem Anschein nach war er ein Prostylos mit einem Porticus, ähnlich dem des Pantheon in Rom. Etwa hundert Schritte davon liegt eine andere Tempelruine. Von ihr stehen noch einige Säulen der Pronaos, doch ist die Cella nur noch ein unförmiger Trümmerhaufen. Am Besten conservirt ist ein kleiner Triumphbogen, dessen Ornamente jedoch leider verschwunden sind. Ferner sah ich hier ein Gebäude ganz von der Form eines Theaters, jedoch im Innern geebnet, statt mit Sitzen versehen. Ein großes viereckiges Mausoleum, drei kleine Grabmonumente, eines mit einem noch erhaltenen zierlichen Pilaster, eine christliche Basilika, verschiedene Häuserfundamente, das sind, außer der Citadelle, die wichtigsten Ueberbleibsel des Alterthums in Tunga. Letzteres Gebäude, die Citadelle, steht noch zum größten Theile, was ihre Ringmauern und Thürme betrifft, unverfehrt und ist ein sehr festes Gebäude, scheint jedoch seinem fragmentarischen Material nach ebenfalls, wie fast alle Cita-

dellen Numidiens, eine byzantinische Restaurationsbaute zu sein. Man sieht viele kleine Inschriftsfragmente, sowie Säulencapitäler, Karnießtheile und andere architektonische Bruchstücke einer edleren Geschmacksperiode auch hier als gemeine Bausteine verwendet. Im Innern, welches von Cactushecken wild überwachsen ist, sieht man die schon oben erwähnten Inschriftstafeln, wie überhaupt Tunga an epigraphischen Denksteinen reich ist. Zur Zeit Shaw's war hier noch eine andere merkwürdige Inschrift zu sehen, welche nicht nur den Namen der Stadt Civitas Thignicensis, sondern auch die Eintheilung derselben in zwei große getrennte Hauptquartiere erwähnte. Thignica besaß keinen Mangel an Wasser, wie zwei unversiegbare noch vorhandene Quellen bezeugen. Darum nennen auch die Araber den Ort oft nicht Tunga schlechthin, sondern 'Ayn Tunga, d. h. Quelle von Tunga.

Von Tunga aus lag unser Weg in direct nördlicher Richtung, da ich mir vorgenommen hatte, die alte Königsstadt Baga (Bädscha) zu besuchen, was mich von dem graden Rückweg nach Tunis entfernen sollte. Hier hörte die gebahnte Straße auf; der sogenannte Regierungsweg, schlecht genug und z. B. für etwaige Wagen völlig unbrauchbar, sollte nun von uns mit einem noch schlechteren oder vielmehr mit gar keinem Wege vertauscht werden, denn wir ritten zwei Stunden lang, ohne alle Indicien einer Straße zu erblicken, größtentheils durch Wiesenland, durchwateten den kleinen Ued Châled, dann durch steppenartige, von Gestrüpp überwucherte Haiden bis an das Ufer des Ued Medscherda, des historischen Bagrada, nicht weit von der Stelle, wo er den Ued Châled aufnimmt.

Glühenden Sand durchfließt mit langsamem Laufe der trübe Bagrada, ihm kommt gleich kein Strom in dem Libyschen Lande,

Keiner dehnt, so wie er, weit aus die schlammigen Bogen.

(Sil. Italicus Bell. Punic. . . .)

Diese Verse des Dichters Silius Italicus, welche ich auf einer früheren Reise am oberen Laufe des Nêd Medscherda in der Provinz Constantine, wo dieser Fluß seinen Ursprung nimmt, geneigt war für übertrieben zu halten, kamen mir nun, da ich den größten Fluß Tunisiens nicht sehr weit von seiner Mündung erblickte, ganz gerechtfertigt vor. Ist auch der „glühende Sand“ vielleicht hier eine poetische Fiction und obendrein ein Widerspruch mit dem den Wogen beigelegten Prädicat „schlammig“, da dieselben ihren Schlamm doch am Ufer absetzen und folglich den Sand schon lange in Schlamm verwandelt haben müßten, so trifft doch die allgemeine Beschreibung zu. Der Fluß hat viel Ähnlichkeit mit der Tiber, schlammig wie dieser „gelbe“ Strom, langsam in diesem seinem ebenen, unteren Lauf, von zahlreichen Schilfpflanzen umwachsen, in denen ein Heer von Wasservögeln nistet, unterscheidet er sich nur durch die geringere Größe von ihr; denn obgleich „der größte Strom in Libyen“ (damit ist hier ein sehr beschränkter Theil von Afrika gemeint), so ist der Bagrada doch weit entfernt davon, ein großer Fluß zu sein; ein Fluß wie der Neckar oder Main könnte kaum aus zehn Bagrada's zusammen gebildet werden.

An dieser völlig einsamen Stelle passirten wir den Medscherdafluß, indem es Hâdsch Hâmed nicht ohne Mühe gelang, eine Furt zu entdecken. Diese Passage war mit der Unannehmlichkeit verbunden, daß da die Ufer des Flusses beinahe senkrechte Wände bilden, wir sehr steil auf dem einen hernieder und sehr mühsam auf dem andern wieder in die Höhe klimmen mußten. Beim Durchwaten hatten wir keinen weiteren Anfall, als daß wieder Brâhym nahe daran war, vom Pferd zu fallen und nur durch den herbeieilenden Hâdsch Hâmed gerettet wurde. Da wir nun aller weiteren Indicien über den Weg entbehrten und die Gegend völlig ausgestorben schien, so nahm ich meine Hülfe zur Karte. Nach dieser

wußte ich, daß ein kleines Flüsschen, der Uëd Bâdscha, an der gleichnamigen Stadt vorbeiführe und dann seinen Lauf bis zum Medscherda beschreibe. So schien es mir das Sicherste, dem größeren Fluß so lange entlang zu reiten, bis wir an diese Mündung des Uëd Bâdscha kommen würden und dann dem Laufe des letzteren zu folgen. Allerdings machten wir auf diese Weise einen Umweg von nahezu zwei Meilen, aber wären wir, statt ein rechtwinkeliges Dreieck zu beschreiben, gradeaus geritten, in welcher Richtung nicht die geringste Spur von einem Wege und Niemand war, der auf unsere Fragen Antwort ertheilte, wer weiß, wann wir dann in Bâdscha angekommen und in welche Einöden und Sümpfe wir uns verirrt hätten?

Es war eine der Kornkammern von Afrika, durch welche uns dieser Weg führte, ähnlich den beiden früher schon von mir durchrittenen Ebenen, der von Dschâma und der von Serrâ Bartân, nur daß hier vielleicht der Charakter einer Niederung mehr hervortrat, während erstere mehr sich dem der Hochebenen näherten. Auch die Vegetation war hier nicht mehr die des nordafrikanischen Binnenlandes, sondern mehr die eigentlich mittelmeeerische. Das Halfa und die Artemisia-Arten, welche die vorherrschenden Pflanzen der im Innern gelegenen Plateaur sind, fehlten hier gänzlich, statt deren zeigten sich Zwergpalmen und Cactus Opuntia vorherrschend; am Flussesufer wuchsen dichte Buschwerke von Pistacia lentiscus, von Oleander, Arbutus, Ginster, dazwischen der blaublüthige Sarcocapnus; die Boralea bituminosa schlang ihre zarten Zweige windenartig von Strauch zu Strauch; hie und da erfreute das Auge ein aufgeblühter Busch von Rhododendron Ponticum mit seinen prachtvollen rothen Blüthen, aber alle diese wechselvolle Vegetation beschränkte sich auf das Flussesufer. Die Ebene selbst war in das einförmige Goldgelb der Kornähren gekleidet. Als wir den kleinen Uëd Bâdscha erreichten, verließ

uns die grünende Vegetation des Flussufers, denn dieser Nebenfluß hat zu wenig Wasser, um eine frische Vegetation um seinen Rand zu verbreiten. Das wenige Wasser dieses Flüsschens verdient auch noch in erhöhterem Grade, als das des Bagrada, den Beinamen Turbidus; es ist sogar oft sehr trübe und selbst die Araber, die doch oft mit Pfügenwasser vorlieb nehmen, trinken es nicht gern.

Diesem Flüsschen entlang reitend, stießen wir endlich gegen Abend auf unser heutiges Nachtquartier, Badscha.

Badscha (ausgesprochen Badscha) ist eine der wenigen antiken Städte Tunisiens, welche in moderner Zeit eine gewisse Bedeutung bewahrt haben. Leider zeigen sich die Sümpfe der Nachbarschaft für die Gesundheit seiner Bewohner von den nachtheiligsten Folgen, indem kein Ort der ganzen Regenschaft mehr von Fiebern heimgesucht wird. Auch hierin ergiebt sich, wie in dem gewellten Hügelnd mit sumpfigen Niederungen abwechselnd, welches die Stadt umgiebt, eine Aehnlichkeit mit der römischen Campagna, an welche ich auf dem ganzen Ritt vom Bagrada, der selbst nur wie eine verkleinerte Auflage der Tiber erscheint, lebhaft erinnert wurde.

Selbst der Handel ist in Badscha noch nicht ganz ausgestorben, obgleich er lange nicht mehr die großartigen Proportionen besitzt, wie sie Shaw im vorigen Jahrhundert beschreibt.

Auch in diesem Namen ist der antike beinahe unversehrte erhalten worden. Badscha ist das antike Baga, libyphöniciſchen Ursprungs, später eine der Residenzen der numidischen Könige, welche Stadt wir uns um so mehr wundern, weder bei Ptolemäos, noch im Itinerarium Antonini Augusti zu finden, als dieselbe bei andern Autoren wie Sallust, Plutarch, Plinius, Strabo als wichtiger Handelsmittelpunkt erwähnt und selbst von Dichtern, wie Silius Italicus genannt wird. Sallust gedenkt der zahlreich in dieser dem Jugurtha unter-

worfenen Stadt ansässigen italienischen Großhändler. Sie war eine der ersten Städte Nordafrika's, in welche Metellus zu Anfang des Jugurthinischen Krieges eine Garnison verlegte und die für ihn eines der wichtigsten Proviandmagazine Numidiens werden sollte. Zwar wurde sie ihm für kurze Zeit wieder durch Verrath entzogen, aber bald fiel sie von Neuem in die Gewalt der Römer.

Dieser Verrath der Bürger von Vaga, wie er von Sallust beschrieben wird, zeigt uns so viele noch heute unveränderte Züge des numidischen Volkscharakters, daß er gewissermaßen als eine Illustration desselben, wie er sich noch in unsern Tagen darbietet, dienen kann. Wankelmüthig, aufreuerisch und händelsüchtig, nach Umsturz des Bestehenden begierig, ein Feind von Ruhe und Frieden, so wird das Volk geschildert. Man sollte glauben, Sallust habe die modernen Tunisier zeichnen wollen, welche auch jeden Augenblick die Fahne des Aufruhrs erheben, es aber doch nie zu einer wirklich großartigen und ausdauernden Gesamtrebellion bringen, weil sie eben wankelmüthig sind und weil der Zustand der Empörung, wenn sie sich ein Paar Monate in demselben befinden haben, ihnen auch schon als etwas „Bestehendes“ erscheint und da sie alles Bestehende hassen, so begrüßen sie, als eine willkommene Abwechslung, selbst die zeitweilige Rückkehr unter die alte Tyrannei, bis sie dieser von Neuem wieder überdrüssig werden und dann geht der alte *circulus vitiosus* von vorn an. Auch jene beabsichtigte und ausgeführte Schilderhebung der Empörer, welche die Gelegenheit eines Festes abwarteten, um im Taumel der Mahlzeit das römische Heer zu überfallen, erinnert handgreiflich an eine jener blutigen, verrätherischen Scenen, wie sie vor wenig Jahren in Kabilien noch häufig vorzukommen pflegten, wo oft bei Festen und Märkten ein Stamm über den andern plötzlich herfiel und eine sicilianische *Besper* im Kleinen aufführte. Jene megären-

haften Weiber und dämonischen Kinder, welche große Steine und andere Projectile auf die üperrumpelten Römer schleuderten, mehr aus reiner Mordlust, als zum Zwecke der Vertheidigung, das sind dieselben Kabyllinnen und ihre fanatischen Sprößlinge, die noch im Jahre 1857, im letzten kabyllischen Krieg, die Gefangenen zu Tode marterten und sich an ihren Zudungen weideten. Der Volkscharakter ist in diesem Lande unverändert geblieben; das Mohammedanerthum erscheint nur wie ein oberflächlich aufgetragener Firniß, der ihn bedeckt und verschleiert, aber nicht vertilgt hat.

Ogleich wir Baga in den Itinerarien umsonst suchen, so gehen uns doch nicht andere Mittel ab, die Identität der Römerstadt mit dem heutigen Badscha oder Badscha, wie es in mehr corrumpirter Form oft ausgesprochen wird, zu beweisen, und zwar besitzen wir das sicherste von allen, eine inschriftliche Verbürgung. Schon Peyssonel hat eine hier in ein Haus eingemauerte Inschriftstafel erwähnt, auf welcher wir die Worte Septimia Vag. lesen, welche sich zu Colonia Septimia Vagensis vervollständigen lassen. Nach Plinius scheint es jedoch zwei Städte dieses Namens gegeben zu haben; er nennt nämlich ein Oppidum Civium Romanorum Vagense und ein Oppidum liberum gleichen Namens. Das erstere müssen wir ohne Zweifel in Badscha erblicken. Wo aber das andere lag, ist eine Frage, die wohl nie gelöst werden dürfte.

Bei einigen alten Autoren finden wir den Namen Badscha ganz in seiner heutigen Form; nämlich Plutarch und Prokop schreiben Baga und da das griechische Gamma durchaus dem arabischen Dschim entspricht, so ist der Name buchstäblich derselbe. Auch Gesenius, welcher das Wort vom phöniciſchen  $\text{רב}$  (urbs) ableitet, bestärkt uns in der Annahme, daß die Stadt schon im Alterthum mit einem B ihren Namen begann. Den Namen Theodorias, welchen Baga im sechsten Jahrhundert zu Ehren der Gemahlin Justinians, der die Mauern

wieder aufführen ließ, angenommen hatte, scheint es dagegen nicht lange beibehalten zu haben, da die Araber ihn nicht mehr als gebräuchlich vorfanden.

Dieser byzantinischen Epoche entstammen auch fast alle Ruinen Bâdscha's. Eine Ruine jedoch kann man kaum die Stadtmauer nennen, denn dieselbe ist nur baufällig und nicht verfallen; sie ist zum größten Theile noch die byzantinische Mauer, welche der edle Patricius Salomon aus dem Raube der römischen Bauten errichten ließ. Auch die Dageba ist unstreitig die byzantinische Citadelle, mit nur wenigen arabischen Restaurationen. Die Hauptmoschee, merkwürdiger Weise noch jetzt Esahydnâ 'Alyssa (wörtlich übersetzt unserm Herrn Jesus) gewidmet, ist die alte byzantinische Cathedrale, wie aus einer hier von Guérin entdeckten Inschrift hervorgeht. Sonst hat sich von antiken Gebäuden fast nichts erhalten, aber das gesammte moderne Bâdscha besteht aus antikem Material; die ganze Stadt ist ein epigraphisches Museum; beinahe in jedem dritten oder vierten Hause findet man irgend eine Inschriftstafel, einen Grabstein, eine Motivplatte oder sonst ein interessantes antikes Fragment als modernes Baumaterial benutzt.

In der Kirchengeschichte kommt Baga gleichfalls vor. Aus den Berichten über das Concil von 411 erfahren wir das merkwürdige Factum, daß in Baga zu gleicher Zeit zwei katholische Bischöfe in völliger Eintracht existirten, nämlich Ampelius und sein früherer Nebenbuhler und Gegenbischof Primulus, der sich aber vom Donatismus auf besagtem Concil bekehrte (ein vielleicht einziger Fall) und von nun an von Ampelius als „frater meus Primulus episcopus“ bezeichnet wurde. Außer diesen wird noch der Bischof Proficius (484) und Asclepius (495) erwähnt. Bei letzterer Erwähnung finden wir sogar den Namen der Stadt nicht mehr Baga, sondern Baja geschrieben, eine Namensform, welche sich dem

gegenwärtig üblichen arabischen Badscha noch mehr nähert (Gennadius de vir. illust. bei More. Afr. Christ. I, 345).

Doch diese jetzt sehr heruntergekommene Stadt, in welcher 4000 Menschen traurig vegetiren, vermochte meine Schritte nicht lange zu fesseln. Ich stand am Ende dieser meiner größeren tunisischen Tour und die Nähe von Tunis wirkte wie ein Magnet, nicht wegen dieser sogenannten „Perle des Westens“ selbst, sondern wegen ihrer Verbindungen mit der civilisirten Welt, nach welcher selbst der afrikanische Reisende hie und da eine Sehnsucht empfindet. So benutzte ich denn den nächsten Tag dazu, um den größten Theil der Entfernung, welche mich noch von Tunis trennte, hinter mich zu bringen und Teburba zu erreichen. Der Weg dahin führte über zwei niedere Bergketten, den Dschebel Haidus und Dschebel Anssaryn, ein ödes Gebirgsland, ganz aus Stein und fast von aller Vegetation entblößt.

Teburba, ein Städtchen von 2000 Einwohnern, am Bagrada gelegen, wurde nach der arabischen Tradition von den aus Spanien vertriebenen Mauren gegründet. Aber es hat einen viel älteren Ursprung. Es ist nichts anders, als das antike Tuburbo Minus des Itinerars, das Thuburbi Minus der Peutinger'schen Tafel, das Bisthum der Tuburbitanorum Minorum der Concilsberichte vom Jahre 411, welche die beiden Gegenbischöfe, den katholischen Victor und den donatistischen Maximinus erwähnen. Ersterer war jedoch nicht selbst zugegen, sondern ließ sich durch den Bischof von Utica vertreten. Obgleich diese Identität nicht inschriftlich verbürgt ist, so wird und wurde sie von jeher doch von allen historischen Geographen so einstimmig angenommen, daß mir jede Beweisführung, die übrigens leicht genug, hier überflüssig scheint. Von Alterthümern hat diese einstige Stadt dritten Ranges nichts bewahrt, als das erkennbare Fundament eines Amphitheaters.

Auch hier konnte meines Aufenthalts nicht lange sein. Von Tunis trennte uns nur noch die fruchtbare Ebene Manuba, durch eine schöne Bogenreihe des karthagischen Aquäducts geschmückt, und in wenigen Stunden hatten unsre raschen Rosse diese Zierde der tunisischen Campagna erreicht. Meine Rundreise durch die Provinzen endete also, ähnlich wie sie begonnen hatte, bei einem Stück jenes gewaltigen Werkes des Alterthums. Das bei der Manuba gelegene, welches etwa 40 Bogen zählen mochte, unterschied sich jedoch von dem bei der Mohammediya beschriebenen dadurch, daß man hier nicht zwei verschiedene, sondern nur eine einzige Art der Structur beobachtet und zwar diejenige, welche ich ihres geringeren Materials, der Luftziegeln, wegen den Byzantinern zuschreiben möchte. Wahrscheinlich hatten die Vandalen, welche den Aquäduct zerstörten, hier, in größerer Nähe von Karthago, dieß am Eingreifendsten gethan, so daß von der ältern römischen Structur nichts übrig blieb und die Byzantiner Alles neu errichten mußten.

---

## Vierundzwanzigstes Capitel.

### Küstenfahrt von Tunis nach Hammâmât.

Plan einer Seereise mit Berührung der Küstenpunkte zwischen Tunis und Tripolis.

— Die Bahâriya. — Der kleine Cutter. — Capitan Baolo. — Der kleine Ort Rhades. — Das antike Maxula Prates. — Hammâm Qurbos. — Sfaydy Daüd. — Das antike Nissua oder Nissua. — Sabelhafte Geschichte von der Seeschlange. — Das Cap Bon. — Qâlibiya, das antike Clypea-Aspis. — Geschichte des Regers Bomba. — Römische Citadelle in Qalibiya. — Das arabische Sort. — Ich spiele den Arzt bei der Garnison. — Der „schwedische Consul.“ — Küstenfahrt nach Râbel. — Das antike Neapolis. — Ein lustiges Völkchen. — Geschichte des alten Algierers. — Ankunft in Hammâmât. — Untersuchungen über das Alterthum dieser Stadt.

Von Tunis nach Tripolis zu kommen und auf dem Wege so viel als möglich zu sehen, war meine Absicht, und die Frage nur die, auf welche Art dieselbe am Ersprießlichsten erreicht werden konnte. Des Interessanten Vieles versprach zwar der Landweg, aber dieser besaß den Uebelstand, daß er ein ganzes großes Stück der Regentschaft, nämlich die nördlich von Tunis in's Mittelmeer vorgeschobene geräumige Halbinsel Dâchila, unberührt zur Seite liegen ließ. Der Seeweg dagegen gab Aussicht, die interessantesten Punkte dieser Halbinsel zu berühren, an ihnen zu landen und so den Zweck der Reise in einer Beziehung vollkommener erfüllen zu können. Freilich mußte eine Art von Seeweg, gänzlich verschieden von der gewöhnlichen europäischen Reiseroute, welche vom Ausgangspunkt direct auf's Endziel lossteuert, gewählt werden, eine Reiseroute von beinahe noch schneckenartigerer Beförderungsfähigkeit, als die zu Lande, nämlich eine solche, welche sich

nur in den seltensten Fällen von der Küste entfernte und jeden wichtigeren modernen oder antiken Ort der ganzen Uferlinie berührte. Da die inzwischen eingetretene regelmäßigere Witterung des späten Frühjahrs oder Frühsommers eine gesicherte Seereise in Aussicht stellte, so diente auch dieser Umstand dazu, meinen Entschluß, einen eingehenden Periplus um diesen Theil der Mittelmeersgränze zu unternehmen, seiner vollen Reise entgegenzuführen.

Eine Schwierigkeit blieb nun noch übrig und eine Frage zu lösen. In was für einem Boot war eine solche Tour auszuführen? und wo konnte man dieses Boot finden? An ein größeres Schiff war, abgesehen von dem gleichfalls sehr hinderlichen Kostenpunkt, auch schon deshalb nicht zu denken, weil ein solches mir die Landung in den meisten Häfen Tunisiens, von denen selbst die größten klein zu nennen sind, zur Unmöglichkeit gemacht haben würde. Aber ein zu kleines versprach gleichfalls viele Uebelstände, worunter der des wahrscheinlichen Schiffbruchs beim ersten besten tüchtigen Windstoß gewiß Berücksichtigung verdiente. Ein mittleres aber, welches allein allen Anforderungen genügen konnte, war grade am Schwierigsten zu bekommen.

Fast hätte ich in der Verzweiflung, ein solches Boot auf dem Meere selbst zu finden, eines jener größeren Passagierboote, welche die Bâhira, den sumpfbartigen See von Tunis, beschiessen, gemiethet und stand auch wirklich schon mit einem Bahâry (Seemann) vom Bâb 'Alywa in Tunis deshalb in Verbindung. Beim Bâb 'Alywa wohnt nämlich dieses komische Völkchen der Bahâriya, die man hier eigentlich nur Sumpfsseeleute nennen sollte, ein Völkchen voll unruhigem Geist, Ausgelassenheit, Uebermuth und nebenbei glücklicherweise etwas weniger vorurtheilsvoll gegen Andersgläubige, als die Mehrzahl der Moslims. In der Person eines gewissen Dussuf hatte ich einen solchen Bahâry kennen gelernt, der mir versprach,

mich selbst bis auf den Ocean in seiner Muschale zu führen. Aber ein Rest von Mißtrauen veranlaßte mich, auf einer Probefahrt nur eine Meile in die See hinaus zu bestehen und siehe! diese fiel so glänzend aus, daß das Boot, welches nur lateinische Segel besaß, bei einem plötzlichen Windwechsel ebenso plötzlich umkippte und uns sämmtlich im Meere absetzte, woraus wir nur mit Hülfe eines vorbeisegelnden Kaufmanns entkamen.

An ein Bohayra-Boot war also nicht zu denken. Als ich eben schon fast verzweifelte und nahe daran war, die Reise aufzugeben, da wollte es die Gunst des Schicksals, daß ein kleiner, aber nicht zu kleiner Cutter, der früher einem Engländer als Yacht gedient hatte, mit Waaren beladen, von Malta ankam und der Capitän desselben, ein Malteser, Namens Paolo, auf meinen Vorschlag einging, mir denselben mit Mann und Maus zur Küstenreise nach Tripolis zu vermietthen.

In diesem kleinen Cutter also unternahm ich den ersehnten Periplus und zwar nicht direct von der Goletta aus, sondern von dem in ihrer nächsten Nähe gelegenen Orte Rhâdiss, in dessen Uferwasser ich das Fahrzeug bestellt hatte. Der Weg von Tunis nach Rhâdiss ist nämlich noch kürzer, als der nach der Goletta, dem gewöhnlichen Einschiffungsort von Tunis, denn Hafen kann man hier nicht sagen, da die Goletta nur für Schiffe, die noch kleiner sind, als der von mir gemiethte Cutter, als solcher zu dienen vermag.

Der kleine Ort Rhâdiss ist ein freundliches arabisches Dorf, auf der einen Seite eines sanft ansteigenden Hügels gelegen, mitten in seinen Olivenhainen versteckt. Er liegt jetzt nicht mehr dicht am Meer, wie dieß im Alterthum ohne Zweifel der Fall war, denn unter dem Namen Marula (nicht zu verwechseln mit Marula palaea, Hammâm el Anf) führt ihn Ptolemäos als die nächste östliche Küstenstadt von Karthago

an. Die Namensform, welche das Itinerarium Antonini Augusti für diesen Ort angiebt, *Marula Prates*, vereinigt die beiden Namen, den vom Alexandriner erwähnten, welcher diesem Orte mit einem andern, dem heutigen *Hammâm el Anf* gemeinsam war, und denjenigen, aus welchem ohne Zweifel die moderne Benennung abgeleitet ist, *Rhâdiss* aus *Prates*. Jeder Zweifel über die Identität von *Marula Prates* mit dem modernen *Rhâdiss* wird wohl durch die genau zutreffende Entfernungsangabe von zehn *Milliarien* von *Karthago*, welche das Itinerar angiebt, gehoben. Letztere Quelle nennt das andere *Marula* als 18 *Milliarien* von *Karthago* entfernt und führt es unter dem Namen *Marula civitas* an. Außerdem wird *Marula Prates* noch von der Peutinger'schen Tafel erwähnt, welche dasselbe schlechtweg *Marula* nennt und unter dieser Bezeichnung nicht das andere *Marula* meinen kann, da sie die Entfernung von *Tunis* (in der Peut. Tafel *Thuni* geschrieben) als sieben *Milliarien* betragend angiebt, was für *Rhâdiss* genau zutrifft, was aber gegen die Entfernung des andern *Marula* (*Hammâm el Anf*) viel zu sehr zurücksteht. Das letztere *Marula* (*vetus* oder *civitas*) wird von der Peutinger'schen Tafel gar nicht erwähnt.

Man hat diesen Ort auch mit dem *Adis* oder *Adin* des *Polybios* identificiren wollen, welches die erste Stadt in *Afrika* war, welche die Römer zur Zeit des ersten punischen Krieges nach ihrer Landung bei *Aspis Clipea* unter dem Oberbefehl des *Regulus* einnahmen. *Regulus* hat in der sagenhaften Geschichte durch das Märchen seines Todes als Märtyrer des Patriotismus und des gegebenen Wortes einen ruhmreichen Rang erhalten; dieses Märchen hat nun freilich Niebuhr all seines Glitters entkleidet und der wirkliche *Regulus* ist übrig geblieben, ein Mann, der so wenig edleren Patriotismus besaß, daß er das römische Heer seinem eignen Ehrgeize opferte und unter ungünstigen Umständen eine Schlacht

wagte, nur weil er den Krieg unter seinem Consulat schnell beendigen wollte, um sich persönlich allen Ruhm zu sichern und seinem Nachfolger keine Lorbeeren zum Pflücken übrig zu lassen. Aber die Schlacht fiel bekanntlich zu Gunsten seines Gegners, des karthagischen Generals, Xanthippus aus Sparta, aus und endete mit einer vollständigen Niederlage der Römer, von welcher sich nur zweitausend Mann retten konnten. In Folge dessen wurde denn auch Adis oder Adin geräumt.

In die Nähe dieser Stadt, wenn anders wir nicht Adin im heutigen Ddna suchen können, wie oben angedeutet, müssen wir auch den Schauplatz des fabelhaften Kampfes des Regulus mit einer Riesenschlange von hundertundzwanzig Fuß Länge verlegen, welche von diesem Feldherrn gleich einer Festung mit großem Geschütz beschossen und bezwungen wurde, denn obgleich Plinius (Hist. nat. I, 2, 3) diese märchenhafte Waffenthat an den Fluß Bagrada verlegt, so ist doch anzunehmen, daß nicht dieser, sondern der Fluß Catada, der heutige Milyâna, in der älteren Fabel gemeint gewesen sei, denn ein Vordringen der Römer bis an den Bagrada kommt im ersten punischen Krieg gar nicht vor, während sie sich fast immer bei dem bei Adis fließenden Catada aufhielten.

Westlich von Rhâdiss, unweit des Meeres, liegt Hammâm el Anf oder el Anf, mit dem Palast des Bey und den Mineralbädern, welche sich von Seite des Hofes einer großen Beliebtheit erfreuen. Da jedoch von diesem Orte bei Schilderung meiner viel später unternommenen Landreise von Tunis nach Tripolis die Rede sein wird, so erwähne ich in Bezug auf ihn hier nur den zu Rhâdiss gehörigen Umstand, daß Hammâm el Anf ebenfalls im Alterthum Maxula hieß. Es war das eigentliche Maxula, das andere hieß nur nebenbei so und sonst Prates. Ptolemäos unterscheidet das erstere durch die distinctive Bezeichnung *Μαζούλα παλαιά*, das heißt das ältere Maxula,

das Itinerar durch den Zusatz „civitas“ und beide belehren uns so, daß hier wirklich zwei *Marula* dicht nebeneinander lagen.

Die nächste am Meere gelegene antike Stadt war *Carpis*, wie es *Ptolemäos*, und *Carpi*, wie es das *Itinerarium maritimum* nennt, welches letztere seine Entfernung zur See von *Karthago* als 150 Stadien betragend angiebt. Diese Entfernungsangabe von ungefähr 19 *Milliarien* (8 Stadien auf das *Milliarium* gerechnet) führt uns auf einen kleinen arabischen Ort, *Hammâm Durbos* (vulgo *Gurbos*), bei dem man römische Reste sieht, und in dessen Namen, *Durbos* (*Carpis*), sich der antike vollkommen, nicht nur nahezu, erhalten hat, denn das *b* ist im Arabischen, welcher Sprache ein *p* gänzlich abgeht, stets das Äquivalent für *p* und das *g* am Anfang ist in Wirklichkeit ein *ج* und wird als solches (also *k*) geschrieben, und fehlerhaft als *g* ausgesprochen, während im Arabischen ein hartes *g* eigentlich gar nicht existirt. Wo es im Volksmund vorkommt, ist es eine fehlerhafte Aussprache entweder des *ج* (*Dschim*), wie in *Aegypten*, oder das *ك* (*Kef*), wie bei fast allen *Beduinen Nordafrika's* und selbst einigen Stämmen der sonst so puristischen arabischen Halbinsel.

In der Kirchengeschichte kommt *Carpi* gleichfalls unter unverändertem Namen als *Episcopatus Carpitanus* vor, dessen Bischöfe *Secundinus* (255), *Antonius* (411), *Pontadius* (418), *Felix* (484), *Venerius* (525) den *karthagischen Concilen* beiwohnten. *Bassus*, Bischof von *Carpi*, wird noch im Jahre 646 als Unterschreiber der Beschlüsse gegen die *Monotholoten* erwähnt. Nach dem heiligen *Opatatus* (lib. XVIII, cap. II.) wüthete das Schisma der *Donatisten* auf grausame Weise in *Carpi*. Als zur Zeit des *Julian* die Tempel der Heiden wieder eröffnet wurden, erhielten auch die *Donatisten* volle Freiheit in ihren Verfolgungen gegen die *Katholiken* und sollen sie hier, nach dem Kirchenvater, zu einem allgemeinen Blutbad ihrer Feinde benutzt haben.

Wie der Zuname Hammâm ausdrückt, so befinden sich hier Bäder; das Mineralwasser enthält hauptsächlich schwefelsauren Kalk und Chlornatrium und wird besonders bei rheumatischen Krankheiten gebraucht, in welchem man ihm große Wirksamkeit zuschreibt. Folgendes ist die genaue Analyse nach der vom französischen Viceconsul Cubisol in Goletta veröffentlichten Statistik.

Freie Kohlensäure . . . . .	95,05
Phosphorsäure . . . . .	0,0235
Kohlensaurer Kalk . . . . .	0,3438
Kohlensaure Magnesia . . . . .	0,0155
Kohlensaures Eisenoxydul . . . . .	0,0091
Schwefelsaurer Kalk . . . . .	1,81349
Schwefelsaures Natron . . . . .	0,22828
Schwefelsaures Kali . . . . .	0,16592
Chlornatrium . . . . .	6,53243
Chlormagnesium . . . . .	0,60624
Chlorcalcium . . . . .	0,74957
Brommagnesium . . . . .	0,01508

Da die Bäder jedoch in Verfall gerathen sind, so wird es fast von Niemand mehr besucht, außer von Juden aus Tunis, denn die Israeliten, selbst die ärmeren, zeigen auch in diesem Lande ihre Vorliebe für Badefuren, ganz wie sie es in Europa thun, wo auch die größten Badeorte, wie Karlsbad, Marienbad, Helgoland, Rissingen von ihren Nationsgenossen wimmeln, während von Moslims nur die höchsten Würdenträger und reichsten Kaufleute sich diesen Luxus erlauben, dann aber lieber ein bequemes Bad und nicht eine halbe Ruine, wie Durbos, besuchen; die ärmeren Moslims verlassen sich in Krankheiten lediglich auf Allah und seine jeden Fliegenstich vorausberechnende Vorsehung.

Nach Hammâm Durbos dehnt sich die Küste in direct nordöstlicher Richtung bis an das den karthagischen Golf ab-

schließend begränzende Cap Bon, das Vorgebirge des Mercur der Alten. Seltsam ist der Irrthum, welchen wir in Betreff der Richtung dieses Küstenstrichs bei Ptolemäos finden. Nach ihm geht die Küste in direct nördlicher Linie, ohne auch nur um eine Gradminute von ihr abzuschweifen, von Mazula (Rhâdiss) bis zu der Hermaia Akra (Cap Bon). Die Entfernungen der auf dieser Strecke angegebenen Städte sind nun zwar im Allgemeinen richtig, doch erstaunen wir, unter diesen Städten auch eine angeführt zu sehen, welche gar nicht auf dieser Seite des Hermesvorgebirges liegt, nämlich Clypea, von dem übrigens an seiner Stelle ausführlicher die Rede sein wird.

Der nächste Küstenort, welchen ich in dem von mir gemiethteten Segelschiff erreichte, war Sjahydy Daüd, d. h. der heilige David, von der Grabkapelle eines moslimischen Heiligen so benannt. Da die hier befindlichen Ruinen mir als ansehnlich geschildert worden waren, so beschloß ich, daselbst Halt zu machen, was durchaus nicht dem dicken Baolo, dem Capitän des Cutters, gefiel. Nachdem dieser Biedermann alle möglichen Gegengründe erschöpft und dieselben nicht verfangen hatten, verfiel er zuletzt auf den Gedanken, mir durch einen Bericht über vermeintliche Seeungeheuer, welche mich bei der Landung, die mit dem Durchwaten einer seichten Stelle verbunden war, packen konnten, Schrecken einjagen zu wollen. Des Scherzes halber und um zu sehen, welchen Grad abergläubischer Furcht mir der schwadronirende Malteser zutrauen mochte, ging ich scheinbar auf seine Ideen ein und fragte ihn allen Ernstes, ob es vielleicht die berühmte Seeschlange sei, welche in diesen Gewässern ihren Spuk treibe. Ich bereute jedoch diesen Scherz bald, denn nun bekam ich unter den größten Bethuerungen in gebrochenem Englisch, womit viele Flüche gemischt waren, eine barbarisch lange Geschichte über die von mir so unvorsichtig heraufbeschworene Seeschlange zu

hören, ein Gemisch der hyperbolischsten Fabeln, wie ich dergleichen noch nie, selbst nicht bei den sagenliebenden Arabern, vernommen hatte. Aber all' dieß war nicht etwa die Erfindung Baolo's, sondern, wie er behauptete, ein höchst authentischer Bericht nach den Erzählungen eines seerfahrenen englischen Matrosen, Namens tipsy black Willy (der besoffene schwarze William), welcher die besagte Seeschlange einmal irgendwo, ich glaube in einem Eisberg, hatte sitzen und Eisbären verspeisen sehen. Aber diese Seeschlange liebte, wie Baolo sagte, a change of climate (einen Klimawechsel) sehr, deßhalb sei es höchst wahrscheinlich, daß sie sich jetzt im Mittelmeer und zwar grade im Golfe von Karthago befinde, wo sie natürlich meine Landung benutzen dürfte, um mich beim Waten im Meeresfande zu erhaschen und gleich den Eisbären zu verspeisen.

Durch diese nie endenwollende Geschichte war meine Landung verspätet worden. Baolo mochte hoffen, daß ich meinen Wunsch schon aufgegeben, oder vergessen habe, aber zu seinem unangenehmen Erstaunen bestand ich beharrlich darauf. Endlich erfolgte sie. Bomba, ein englisirter Neger und doch zugleich halber Moslim, nahm mich bei der seichten Stelle, wo die Landungsbarke nicht weiter konnte, auf den Rücken und trug mich glücklich an den Strand an das Grab des heiligen David.

Diese Grabkapelle ist mitten unter den Trümmerresten einer antiken Stadt erbaut, von welcher jedoch jetzt keine einzige Ruine sich mehr über den Boden erhebt. Auf demselben kann man allerdings noch die Fundamente einzelner Mauern traciren, welche aus kolossalen Felsblöcken zusammengesetzt waren, was auf eine sehr frühe, vielleicht punische Erbauungszeit hindeutet. Auch vom Hafendamm, dessen große Ausdehnung die hier befindliche antike Stadt als einen Seehafen von Bedeutung zu erkennen giebt, kann man noch

deutlich den Umfangsraum durch die hie und da erhaltenen Fundamente beurtheilen.

Es ist nicht schwer, den antiken Namen der hier gelegenen libyphönicischen, später römischen Stadt nach Ptolemäos und dem Itinerarium maritimum nachzuweisen. Nach dem ersteren hieß dieselbe *Missua* und lag zehn Gradminuten nördlich von *Carpis*, nach dem letzteren *Missua* und war dreihundert Stadien von *Carpi* entfernt. Die Angabe des Ptolemäos trifft diesmal zu, aber die des Itinerarium maritimum übertrifft die wirkliche Entfernung, selbst wenn man einen ungeheuren Umweg im Meere, um die Nähe des Cap Safran zu vermeiden, annimmt, immer noch um ein Drittel, ein seltner Fall, daß wir diese, sonst vortreffliche Quelle auf einem so groben Schnitzer betreffen. Dennoch kann kein Zweifel über die Identität von *Sahydy Daüd* mit *Missua*—*Missua* obwalten. Das Itinerarium Antonini Augusti nennt zwar diesen Ort nicht und die Peutinger'sche Tafel, welche ihn unter der Form *Misua* (mit Einem *s*) aufführt, ist geeignet, die ganze Topographie dieser Gegend über den Haufen zu werfen, denn sie giebt die Entfernung von hier nach *Putput*, welches beim heutigen *Hammâmat* lag und wenigstens 48 *Milliarien* von *Sahydy Daüd* entfernt ist, auf 12 *Milliarien* und die von *Neapolis* (dem heutigen *Nâbel*, 40 *Milliarien* von *Sahydy Daüd* entfernt) auf gleichfalls 12 *Milliarien* an. Aber zum Glück kommt den aus Ptolemäos und dem Itinerarium geschöpften Beweisen die Befräftigung einer inschriftlichen Verbürgung zu Hülfe, indem *B. Guérin* hier deutlich die Worte *Miss. civ.* (*Missuenses cives*) auf einem jetzt in der *Goletta* befindlichen Fragment las. Der hier gelegene Ort war ein bedeutender Hafen, lag an dieser Küste und nur bei *Sahydy Daüd* finden wir an dieser Uferstrecke Trümmer eines solchen Hafens. Die Wichtigkeit dieses antiken Hafens lernen wir aus *Prokopios* (*bellum Vandal. II, 14*) kennen, der ihn als

einen gelegentlichen Hülfshafen von Karthago bezeichnet. Möglich ist es auch, daß Miffua jene von Diodorus Siculus (XX c. 8) erwähnte Stadt war, welche Agathokles auf seinem gegen Karthago gerichteten Zuge von den Steinbrüchen, die man nicht weit nördlich von Ssayhydy Daüd wiedergefunden hat, erreichte und eroberte. Diodor nennt diese Stadt nicht, er bezeichnet sie nur als eine „große Stadt“, welche Worte möglicherweise auch bei ihm für einen wirklichen Namen stehen können, wie ja auch andere Städte Megalopolis (*Μηγάλη πόλις*) hießen. Die Beschreibung des damaligen Blüthezustandes des künstlich bewässerten, fruchtbaren Landes bei Diodor entspricht ganz dem Bilde, das wir uns auch nach den andern alten Autoren von der Nachbarschaft Karthago's im Alterthum machen müssen.

Auch in der Kirchengeschichte finden wir den Ort als Episcopatus Missuensis erwähnt und zwei seiner Bischöfe genannt, Hirundinus und Servus Dei, welche auf den karthagischen Concilen von 484 und 525 erschienen.

Da Miffua's Trümmer wenig Bemerkenswerthes boten (die von Shaw erwähnte Mosaik ist längst verschwunden), so erschien ich bald wieder an Bord des Cutters, zur Freude Baolo's, welcher mir gratulirte, dem Seeungeheuer entgangen zu sein. Zwischen Ssayhydy Daüd und dem Kass ed Dâr (Cap Bon) bietet die Küste rauhe Felsen und zackige Klippen dar. Bei Ptolemäos sind wir erstaunt, in diesem Zwischenraum eine Stadt angegeben zu finden, welche er Clypea nennt, ein Name, der mit dem Clupea der Römer identisch ist und im Griechischen unter der Uebersetzung Aspis (beide Namen bedeuten „der Schild“) vorkommt. Clupea und Aspis werden von allen Geographen für eine und dieselbe Stadt gehalten; der Umstand, daß Ptolemäos allein sie als getrennte Orte annimmt, beweist so recht, daß er seine Tafeln nach verschiedenen Quellen, alten Itinerarien, von denen die meisten

verloren sein mögen, verfaßte; ein griechisches Itinerar mag ihm den Namen *Aspis*, ein lateinisches den von *Clypea* oder *Clupea* geliefert haben. Auf beiden Tafeln stand wahrscheinlich die Entfernung vom Cap des *Hermes* (Cap Bon, *Rass ed Dâr*) angegeben und beide Entfernungen waren ungefähr gleichlautend. Da der Alexandriner nicht auf den Gedanken verfiel, daß *Clypea* nur die lateinische Uebersetzung von *Aspis* sei, da er folglich beide Namen für die getrennter Städte hielt, und übrigens wissen mochte, daß *Aspis* sowohl wie *Clypea* am Meere lag, so half er sich durch einen sehr einfachen Ausweg; er verlegte die eine westlich, die andere östlich, beide in gleicher Entfernung vom Vorgebirge und erreichte so wenigstens den Vortheil, daß eine seiner Angaben richtig sein mußte. Die andere Angabe ist rein imaginär und das ist die der vermeintlichen Stadt *Clypea* zwischen *Rissua* und dem Cap des *Hermes*.

Von einer so bedeutenden Stadt, wie *Clypea*, ist in dieser Gegend vielleicht wohl in ältester Zeit, möglicherweise zu der des *Agathokles*, aber gewiß nicht mehr zur Zeit des *Ptolemäos* die Rede gewesen. Dagegen befinden sich hier die berühmten Steinbrüche, welche den *Karthagern* das Material zum Bau ihrer *Byrsa* und Mauern lieferten. Die von *Strabo* (XVII, 3, 16) auf dem Berge des Cap des *Hermes* angegebene Stadt scheint mir unmöglich mit der Küstenstadt, die ja gar nicht auf dem Vorgebirge lag, gemeint zu sein. Eine Küstenstadt existirte allerdings hier, es war das alte *Aquilaria*, welches in *Cäsars Bellum civile* (II, 23) als 22 *Milliarien* von *Clypea* entfernt, angegeben wird, aber wir haben allen Grund, sie für eine Stadt dritten oder vierten Ranges zu halten. Nach *Diodor* (XX, 6) müssen wir hier den afrikanischen Landungsplatz des tollkühnen Abenteurers *Agathokles* suchen; bei *Aquilaria* verbrannte er seine Schiffe, um seinem Heer alle Aus-

sicht auf eine gesicherte Flucht zu benehmen, und sie zum verzweifelten Todeskampf desto muthiger zu machen.

Die hier vorhandenen, im Alterthum berühmten Steinbrüche, bilden nun eine Reihe von Höhlen, welche wohl der Kunst ihren Ursprung verdanken, aber jetzt das ehrwürdige Aussehen natürlicher Höhlen angenommen haben. Die Araber nennen sie Huâriya (vom Verbum حَارَ zerstört sein), welches folglich etwa „die Ruinen“ bedeutet, wahrscheinlich weil sie diese Steinbrüche für Reste einer alten Stadt hielten. Man hat in diese Gegend den Schauplatz der fabelhaften Landung des Aeneas, wie dieselbe von Virgil geschildert wird, verlegen wollen. Fabelhaft ist nun freilich, wie Aeneas selbst, so auch sein Landungsplatz in Afrika, aber es ist nicht unmöglich, daß der kenntnißreiche Virgil sich von dieser Gegend eine oberflächliche Kunde verschafft hatte, denn seine Beschreibung ihrer Topographie stimmt in den Allgemeinheiten so ziemlich mit der Wirklichkeit überein.

Tief ist die Bucht, sie schützt mit weitsichstreckenden Ufern  
Eine Insel, den Hafen bildend; es bricht sich die Woge

An dem Giland und theilt sich in lange gedehnten Krümmen.

Diese meine freie Uebersetzung von Aeneis I, 159, läßt, wie ich hoffe, keine der topographischen Einzelheiten des Originals unberücksichtigt. Mag immer eine gewisse Ähnlichkeit zwischen der von Virgil beschriebenen und der bei Huâriya gelegenen Bucht bestehen, vollkommen paßt die Beschreibung keineswegs, denn einmal ist die Bucht nicht tief, dann liegt die Insel zu weit davon entfernt, um ihr Schutz gegen Stürme zu gewähren. Unter der Insel kann keine andere als Megimurus, das Dschamûr der Araber oder Simbra (von den Franzosen Zimbra geschrieben) gemeint sein, welche viel zu weit von Huâriya abliegt, um Virgil's Beschreibung zu entsprechen. Eine andre Schilderung der hier befindlichen Höhle bei demselben Dichter scheint besser zu passen.

In der Höhle war fließendes Wasser und steinerne Sitze.  
(Aen. I, 186.)

Allerdings ist in den großen Höhlen auch keine Spur von Wasser zu finden, aber in einer andern, ebenfalls geräumigen, in der Nähe gelegenen, fand der berühmte Reisende Barth, den ich hier citiren muß, da ich selbst nicht in Guâriya an's Land stieg, einen „mit reichlichem Wasser angefüllten Brunnen“ (Barth, Wanderungen am Mittelmeer, S. 132).

Was ich aber deutlich vom Schiff aus beobachten konnte, war, wie wenig Virgil's Schilderung auf die Landschaft im Allgemeinen paßt:

Mächtige Felsen ragen empor und zwei drohende Klippen,  
Unter ihrem Schutz ruhn sicher und schweigend die Wogen.  
(Aen. I, 162.)

Weder schweigen die Wogen hier, noch gewähren die Klippen ihnen Schutz, noch kann man die Zwillingssklippe (*geminus scopuli*) in irgend einer Bergform dieser Küste wiederfinden. Der Phantasie eines Dichters ist natürlich beinahe Alles erlaubt, und es wäre deshalb lächerlich, mit Virgil rechten zu wollen. Wohl aber muß es befremden, daß gebildete, selbst gelehrte Männer unsrer Zeit der phantasiereichen Schilderung eines Dichters, welcher nie Afrika betreten hat, topographische Wichtigkeit beilegen wollen. Namentlich war es der Engländer Sir Grenville Temple (*Excursions in the Mediterranean*, London 1840), welcher in neuerer Zeit wieder, ähnlich wie Shaw es im vorigen Jahrhundert gethan hatte, sich alle Mühe gab, den „afrikanischen Landungsplatz des Aeneas“ mit allen seinen Einzelheiten nach Virgil's Beschreibung zu identificiren.

Da es hier die Umschiffung des feiner Winde und Stürme wegen berüchtigten Cap Bon galt, so mußten wir uns jetzt mehr als bisher von der Küste entfernen. Dieses Vorgebirge wird von allen alten Autoren erwähnt; bei Ptole-

mäos ist es gar der nördlichste Punkt vom ganzen heutigen Tunisien, während doch die Küste bei Biserta viel weiter nach Norden vorspringt; das Cap Bon ist nur der nördlichste Punkt der Halbinsel, welche heutzutage Dächila (d. h. die in's Meer „Hineinragende“, vom Verbum  $\text{دَخَلَ}$ , hineingehen) heißt. Im Alterthum führte dieses Vorgebirge den Namen Promontorium Hermaeum oder Mercurii, die Portulanen des Mittelalters nannten es Cap Bon, und so heißt es noch bei den europäischen Seefahrern, während die Araber es Rass Adar oder vielmehr Rass ad Dâr (d. h. das Vorgebirge der Rundungen oder der runden Erdhügel, nämlich  $\text{رأس}$ , Plural von  $\text{رأس}$ , eine Rundung) nennen. Daß es seinen Namen von  $\text{بُون}$  (ein Haus, ein bewohnter Ort) führe, glaube ich nicht.

An den zwei kleinen Inseln Dschamur vorbei, einer größeren und einer ganz kleinen, in deren Namen sich der antike, welcher Megimurus hieß, erhalten hat, ging es nun in's offene, hohe Meer hinaus. Nicht umsonst sage ich „hoch“, denn der fast beständig um das Cap Bon saufende Westwind hatte die Wogen aufgerüttelt, so daß der kleine Cutter, welcher uns trug, gleich einer Nußschale umhergeworfen wurde und die Wogen auf und nieder tanzte. Die Seekrankheit, welche sich zur großen Belustigung Baolo's und der Seeleute bei mir einstellte, war das geringere Uebel, das größere war, daß nach Umsegelung des Vorgebirgs, als wir die östliche Richtung verlassen und uns nun südlich wenden wollten, wir beinahe Schiffbruch litten, da das Schiff plötzlich sich im Winde so schief legte, daß die Segel von den Wogen bestrichen wurden. Aber Baolo war eine alte Theerjacke, er kannte sein Meer und ließ jetzt die Segel fast ganz einziehen, so daß wir von nun an zwar sehr langsam, aber doch entschieden in südlicher Richtung vorwärts kamen.

Uebrigens verging doch der größte Theil der Nacht, ehe wir bei Dâlîbitya, wo ich durchaus landen wollte, anlegen konnten. Aber es war, als wir dort ankamen, erst 3 Uhr Morgens, eine Stunde, um welche es in Afrika selbst Ende Mai noch nicht tagt. Die Zeit bis Tagesanbruch mußte also vertrieben werden, dazu diente zuerst ein kleiner Morgen-Imbiß, der nie so gut schmeckt, als nach überstandener See-Frankheit, dann die Anhörung der Geschichte Bomba's, des Neger-Matrosen, eines halben Moslims und halben Engländers zugleich, welche dieser mir in gebrochenem Englisch vortrug, dessen kühne Wendungen leider in der deutschen Uebersetzung verloren gehen dürften. Dennoch will ich es versuchen, die wechselvollen Schicksale des komischen schwarzen Originals hier so viel als möglich mit seinen eignen Worten wiederzugeben.

„Ich bin“, so erzählte Bomba, „der Sohn eines Königs.“ (Ich habe noch nie einen Neger gekannt, der nicht der Sohn eines Königs war.) „Mein Vater lebte in der Gegend von Bornu und besaß ein mächtiges Reich. Er gebot auch über die Nyam Nyam, ein Volk mit zehn Zoll langen Schweifen, das zwischen Mensch und Affe steht. Als ich ein Kind war, empörten sich diese geschwänzten Unterthanen gegen meinen Vater. Sie glaubten, wenn sie mich in ihre Gewalt bekämen, von dem Fürsten Alles, was sie nur verlangen mochten, erzwingen zu können. Zu diesem Zweck lauerten sie mir auf, fingen mich auch wirklich und hielten mich in einer tiefen Grube, wenigstens hundert Klafter unter der Erdoberfläche, gefangen. Was ich dort an körperlichen Qualen zu leiden hatte, war grauenvoll. Ich bekam nur Eidechsen zu essen, wurde jedoch von den vielen Schlangen, Scorpionen und andern Unthieren, welche die Höhle bewohnten, beinahe selbst aufgefressen. Aber noch viel größer waren die Qualen meines Gemüths, denn ich lebte in beständiger Angst, von den Nyam

Nyam, welche, wie die ganze Welt weiß, Menschenfresser sind, im Falle eines Mißlingens ihrer Verhandlungen mit meinem Vater, dem König, verspeißt zu werden. Besonders lebhaft unterhalten wurde diese meine Furcht durch eine alte Negerin, meine Wächterin, welche mir stets die schauderhaftesten Geschichten von der Menschenfresserei der Nyam Nyam erzählte.

„Eines Tages fiel mir ein, dieser alten Negerin meinerseits eine Geschichte aufzubinden. Ich erzählte ihr nämlich von dem Sklavenhandel, welchen die arabischen Kaufleute aus Tripolis betrieben und wie sie ganz besondern Werth auf die vornehme Abkunft eines Sklaven zu legen pflegten. Den Sohn eines Neger-Königs zu kaufen, dafür würden diese Sklavenhändler selbst die höchsten Summen nicht scheuen, da sie sicher seien, einen solchen für einen ganz ungeheuren Preis abzusetzen. Die alte Negerin, wie sie dies vernahm, stierte mich mit großen Augen an, ihre Geldgierde wurde gereizt und ich hatte so meinen Zweck erreicht, welcher der war, meiner Wächterin und durch sie ihrem Volke die Ueberzeugung aufzudrängen, daß sie mit meinem Leben ein weit besseres Geschäft machen würden, als durch meinen Tod.

„Leider hatte ich jedoch durch diese Mittheilung das Ziel überschossen, denn die Nyam Nyam wollten nun nichts mehr davon wissen, mich meinem Vater, der ihnen ohnehin nicht viel thun konnte, zurückzugeben, und waren nur auf den vermeintlich großen Gelderwerb erpicht, den ihnen der Verkauf meiner Person eintragen sollte. In diesem Lande der Menschenfresser gab es jedoch keine Sklavenhändler, und zwar aus guten Gründen, da man alle Gefangene zu verspeisen pflegte und so Niemand, der verkauft werden konnte, übrig blieb. In meinem Fall mußte daher eine kleine Schaar zuverlässiger Männer nach dem nächsten Sklavenmarkt an der Gränze von Tesân abgeschickt werden und dieser wurde ich anvertraut.

„Am Markte, der schon außerhalb des Gebiets der Nyam Nyam lag und von gläubigen Moslims bewohnt wurde, sollte es jedoch meinen Hüttern sehr schlecht gehen. Diese erregten sogleich ein lächerliches Aufsehen, als sie für mich einen Preis forderten, für den man hundert andere Sklaven kaufen konnte. Der Schaych des Orts wurde dadurch neugierig und ließ die Nyam Nyam vor sich kommen. Nun müßt Ihr wissen, daß die Nyam Nyam keine Gläubigen, sondern gottverdammte Heiden sind, welche ein Schwein anbeten und vor frommen Moslims eine Art Abscheu zu hegen vorgeben. Als nun der Schaych sie mit dem nur unter Moslims üblichen Gruße „Sjalâm alaykum“ (Friede sei mit Euch) anredete, blieben die verstockten Heiden ihm den Gegengruß schuldig. Daran merkte er, daß sie Ungläubige seien, und befahl, ihnen Stockschläge zu geben. Als man sie zu diesem Zweck entkleidete, da erschrak jedoch das ganze Volk, denn die Schweife der Nyam Nyam traten nun deutlich hervor. Die Moslims, welche zwar alle Heiden, die Nyam Nyam aber ganz besonders hassen, fielen sogleich über die Schändlichen her, rissen sie in Stücke, und so erhielten diese ihre verdiente Strafe.

„Auf diese Weise blieb ich als herrenloses Gut zurück. Der Schaych erklärte jedoch, daß er Rechte auf meinen Besitz habe, und da Niemand ihm diese streitig machte, so wurde ich nun sein Sklave. Er behandelte mich übrigens gut, ließ mich arabisch schreiben und lesen lernen und gewann mit der Zeit ein solches Vertrauen zu mir, daß er mir mancherlei Geschäfte und unter Anderm auch einmal die Führung einer Karavane nach Mursuf anvertraute. Diese Gelegenheit benutzte ich zur Flucht, nahm alle Waaren meines Herrn an mich und richtete mich als Kaufmann in Mursuf ein.

„Von Mursuf aus unternahm ich eine Handelsreise, auf der ich von den räuberischen Tuaregg's gefangen und abermals zum Sklaven gemacht werden sollte. Mein neuer Herr

befasß eine sehr heißblütige Frau, die sich zu meinem Unglück in mich verliebte. Um jedoch nicht in Gefahr zu kommen, ihre Wünsche erhören zu müssen, was mir vielleicht das Leben gekostet hätte, verfiel ich auf den Gedanken, mich für einen Eunuchen auszugeben. Man glaubte mir auf's Wort und so wurde ich denn bald darauf an eine nach Tripolis gehende Karabane als Eunuche verkauft und galt wirklich für einen solchen, da man sich bekanntlich nie Mühe giebt, einen Eunuchen zu untersuchen, sondern annimmt, Niemand würde sich, ohne es zu sein, für ein so unmännliches Wesen ausgeben.

„Einen Monat später kam ich als Haremswächter in das Serail des Pascha von Tripolis. Alle Frauen mußten mir gehorchen und ich war in ihrer beständigen Gesellschaft. Begreiflicherweise hatte dies die Folge, mein Blut zu erregen und ich blieb dießmal nicht so vernünftig, wie das erstemal, und fing mit einer Haremsschönheit eine Liebschaft an, die auch unter dem Deckmantel meiner Eunuchenschaft ganz gut noch lange hätte fortblühen können, wäre nicht die Frau niedergekommen und zwar mit einem Kinde, welches schwarzbraun war, und daß sie, selbst eine Weiße, unmöglich ihrem gleichfalls weißen Gemahl als seinen Sprößling andichten konnte. Der Pascha faßte Argwohn, ließ uns Eunuchen alle untersuchen und fand bald den falschen unter den wahren aus. In seinem Zorn befahl er, mich und die Frau, jeden in einen Sack zu nähen und in's Meer zu werfen. Dieß geschah und so wäre wahrscheinlich meine Geschichte beendet worden, hätte mich nicht ein englisches Schiff, das grade im Hafen von Tripolis lag, aufgefischt, befreit und nach Malta gebracht.

„Seitdem bin ich ein Engländer geworden, habe als Matrose große Seereisen gemacht und mich zum Glauben an Sjahydnâ 'Alyssa (Christus) bekehrt, an dem ich nur das aussetzen habe, daß er uns nur eine Frau zu nehmen gestattet. Was ich aber an diesem Glauben trefflich finde, ist

der Umstand, daß er Wein, Cognac und Whiskey zu trinken gestattet. Nur das Paradies, welches die Christen im Jenseits erwartet, will mir nicht recht gefallen. Da lobe ich mir doch das unsres gelobten Propheten (auf welchem der Friede sei) der uns Huri's, weiche Ruhelissen, ewige Jugend und volle Weinfrüge verspricht. Deßhalb halte ich es für das Beste, mit der Religion abzuwechseln und diesem Grundsatz folge ich. Auf dem Schiffe, welches englisch ist, und in Malta bin ich Christ, in Tunis aber Moslim, denn als Christ könnte ich ja die mohammedanischen Gaab (leichtfertige Frauenzimmer) nicht besuchen. Ihr seht übrigens, wie gut es ist, viel erlebt zu haben und zu was für trefflichen Grundsätzen uns die Lebens- erfahrung führen kann."

Nachdem diese so erbauliche Geschichte, die zu so beneidenswerthen Grundsätzen den Vorwurf gegeben hatte, beendet war, brach endlich der Morgen an und unsrer Landung in der Stadt stand nun kein Hinderniß mehr im Wege. Diese Stadt war also Dâlibiya, das Clypea oder Clupea der Römer, das Aspis der Griechen (beides Schild bedeutend, von dem schildförmigen Felsen, auf dem die Festung lag), am Cap Muçtafa, dem Promontorium Tachitis der Alten, gelegen. Fast von allen alten Autoren, welche über Afrika schrieben, wird dieser Ort unter einer seiner beiden Benennungen erwähnt, nur der einzige Ptolemäos kennt zwei verschiedene Städte, Aspis und Clypea, von denen er das erstere hieher, das letztere an eine höchst unwahrscheinliche Stelle, von der oben die Rede war, verlegt. Ueber den Namensursprung scheint bei den Alten Meinungsverschiedenheit geherrscht zu haben, denn während die Meisten ihn von der Schildform des Felsenplateau's herleiten, schreibt ihn Silius Italicus den schildförmigen Thurmmauern der Festung zu (B. P. III, 243)

Tum quae Sicanio praecinxit litora muro  
In clipei speciem curvatis turribus Aspis.

Elypea's Wichtigkeit scheint weniger in der Größe der Stadt oder der Bedeutung seines Handels, als vielmehr darin gelegen zu haben, daß es ein in strategischer Hinsicht vorzüglich geeigneter Punkt war, um einer fremden, Karthago angreifenden Macht als Operationsbasis zu dienen. Es war gewissermaßen die Achillesferse des karthagischen Gebiets und die Feinde wußten dieß wohl, denn von der ältesten Zeit bis auf den dritten punischen Krieg landeten fast alle gegen Karthago gerichteten Expeditionen bei der Stadt des Schildes.

Selbst aus der Fabelzeit taucht diese Bedeutung von Elypea auf, denn der Auswanderer und Eroberer Kadmos, welcher nach Nonnus hundert Städte in Libyen gründete, scheint der Beschreibung nach hier gelandet und der Stadt den Namen gegeben zu haben, welche er an der Stelle gründete, wo sein Stier zuerst die afrikanische Erde betrat (Nonnus Dionysiac. IV. 386). Der andere fabelhafte, noch berühmtere Eroberer und Halbgott, dessen Spuren wir in der ältesten Tradition Nordafrika's überall antreffen, Hercules nämlich, wird gleichfalls mit Elypea in Berührung gebracht. Prokopios (de bello Vand. II, 10) läßt ihn in Elypea, welches er Clipea nennt, jenen mythologisch berühmten Kampf mit dem Riesen Antäus, dem Sohn der Erde, dem König der Eingeborenen, bestehen. Beiläufig gesagt, scheint Prokopios hier nicht den Melkarth, den phöniciſchen Hercules, zu meinen, sondern den sogenannten libyſchen, was übrigens wenig auf ſich hat, da jedes Volk in Afrika ſeinen nationalen Hercules, wenn auch unter einem andern Namen, beſaß, und der Name Hercules in dieſen alten Mythen weiter nichts bezeichnen will, als einen Eroberer und Führer einer ſiegreichen Auswanderung. Selbst bei den Arabern hat ſich die Herculesſage unter einer verworrenen Form erhalten; ſie fabeln nämlich beſtändig von dem großen Iſſkander dju'l Darnayn, d. h. dem zweifach gehörnten Alexander, welcher Niemand anders iſt, als Alexander der Große, dem

sie alle dem Hercules nachgerühmten Heldenthaten zuschreiben und von dem sie nebenbei glauben, daß er ein gläubiger Moslim gewesen sei. Nicht nur die Thaten des römischen und griechischen Hercules werden diesem doppelhörnigen Iffkander (wer denkt nicht bei dem Namen auch an den gehörnten Siegfried?) beigelegt, sondern auch ein gut Theil der Kriege des indischen Bacchos oder Dionysos und nebenbei auch jenes Riesenwerk das Mellarth, des phöniciſchen Hercules, welcher nämlich die Meerenge von Gibraltar schuf, indem er die Felsen Calpe und Abyla auseinanderriß, eine Fabel, die ja auch in die griechische Sage übergegangen ist.

In hiſtoriſcher Zeit wird Olypea von Strabo (834) als eine der ersten Städte Afrika's erwähnt, in welchen Agathokles eine Niederlassung zurückließ, ja nach diesem Geographen sollte man annehmen, daß Agathokles diese Stadt gegründet habe, was mir gar nicht unwahrscheinlich vorkommt, da dieselbe allein von allen afrikanischen Städten weder einen phöniciſchen noch libyſchen, sondern einen griechischen Namen trug und sonst alle libyphöniciſchen Städte ihren ursprünglichen Namen selbst unter der griechischen und lateinischen Form beibehielten, während uns von Aspis — Olypea auch gar keine einheimische Namensform überliefert ist.

Später spielt Olypea namentlich im ersten punischen Krieg eine wichtige Rolle, in dem es die erste afrikanische Stadt war, welche die Römer besetzten und die letzte, welche ihnen nach ihrer Niederlage blieb. Aber die Karthager scheinen doch nicht die Befestigung des wichtigen Schlüssels ihres Gebietes ganz vernachlässigt zu haben, denn die Römer mußten zuerst ein besestigtes Lager vor der Stadt aufschlagen und sie nach allen Regeln belagern. Indeß ergab sich die Stadt bald und ward nun die Operationsbasis des Regulus und später die letzte Zufluchtsstätte seines geschlagenen Heeres. Seit dieser Zeit scheinen die Karthager Olypea durch vermehrte

Befestigungswerke geschützt und uneinnehmbar gemacht zu haben, denn im zweiten punischen Krieg wurde hier eine Landung versucht und im dritten wurde der Consul Calpurnius Piso, welcher die Stadt zu Wasser und zu Lande belagerte, unverrichteter Sache abzuziehen gezwungen (Appian. bell. Pun. 110). In Cäsars afrikanischem Krieg diente Clypea als Ausgangspunkt der Expedition gegen die der Pompejanischen Partei zugethanen Bewohner von Hadrumetum (Bell. Afric. 3).

Zur christlichen Zeit wird Clypea öfters als Bischofsitz erwähnt, zuerst 411, wo es einen katholischen Bischof Laodicius und einen donatistischen, Geminius, zu dem von Augustinus präsidirten karthagischen Concil schickte, dann 484, unter Hunerich, welcher seinen Bischof Aurelius, den 38sten in der Liste der von ihm verbannten, nach Corsika ins Exil schickte, später 525, als sein Bischof Crescens auf dem von Hilderich versammelten Concil erschien, und endlich 646 zur Zeit des Schisma der Monotheleten, gegen welches sich unter Andern auch Stephanus, Bischof von Clysia (wie es damals hieß), aussprach.

Das einstige Clypea, jetzt Dâlibiya genannt, hat von seiner früheren Wichtigkeit nichts, von seinem einstigen Festungscharakter jedoch ein elendes Fort bewahrt, welches mitten im Umkreis der alten römischen Befestigungen eine bescheidene Stelle einnimmt. Mein erster Gang um fünf Uhr Morgens galt denn auch dem Festungswerke, wo ein grell weiß angestrichenes arabisches Castell meine Blicke blendete. Da ich aus den Berichten früherer Reisenden wußte, daß im Hof dieses Castells römische Ruinen befindlich seien, so machte ich dem Befehlshaber des Forts meine Aufwartung. Dieser war ein höchst klägliches Individuum, eine Art Unteroffizier, mit einem vom Haschyschrauchen vergilbten Gesicht und hatte durchaus nichts Militärisches. Im Augenblick meines Eintretens war er mit einem Strickstrumpf beschäftigt; an Stelle der Stricknadeln be-

diente er sich jedoch hölzerner Stäbchen von ziemlicher Dicke, was ungeheure Proportionen der Maschen zur Folge hatte. Ueberhaupt sah es aus, als sei der Strumpf mehr für den Fuß eines Elephanten, als eines Menschen bestimmt. In dieser Beschäftigung unterbrach er sich übrigens, als er meiner ansichtig wurde, machte einen wunderschönen Salamalek; ich mußte Platz nehmen und nun begann die Conversation, welche hauptsächlich aus Gähnen bestand. Der Festungscommandant schien ganz stumpfsinnig und aus ihm war gar nichts herauszubringen. Gesprächiger erwies sich ein andres Individuum, der Vicegouverneur, denn als solcher entpuppte er sich, obgleich ich ihn seines Knabenhaften Aeußern wegen für einen Schuljungen gehalten hatte. Von diesem erfuhr ich nun zwar nichts über das, was mich interessirte, desto mehr jedoch über die Besatzung und Bewaffnung der großen Festung. Auf meine Frage nach der Stärke der Garnison und nach dem augenblicklichen Aufenthaltsort derselben (ich hatte nämlich im Fort noch gar keinen Soldaten gesehen), wurde mir geantwortet: die Garnison ist krank. Anfangs hielt ich dieß für eine bildliche orientalische Redeform, aber bald erfuhr ich, daß dem wirklich so sei. Die Garnison bestand nämlich außer den beiden Commandanten zur Zeit nur aus einem einzigen Soldaten und da dieser krank war, so war die Antwort buchstäblich gemeint gewesen. An Waffen befanden sich hier zwölf Gewehre, meist zerbrochen, aber mit Bindfaden zusammengebunden, und vier fürchterliche Kanonen, mit denen man, glaube ich, Alles eher hätte thun können, als schießen.

Auf meinen Wunsch begleitete mich der Vicegouverneur nach den Alterthümern. Es sind die Reste eines römischen Castells, welches eine länglichrunde Baumasse mit Thürmen an den vier Ecken gewesen sein muß. Die sehr massiven steinernen, nach derjenigen Bauart, welche die Alten Isodolum nannten, ohne Mörtel zusammengefügtten Mauern sind

zum großen Theil noch wohl erhalten. Im Innern des römischen Castells, denn offenbar ist es ein solches und kein byzantinisches, sah ich ausgedehnte Cisternen, mit sehr festen Bogengewölben, ebenfalls unleugbar römischen Ursprungs, von der üblichen Cementstructur mit mittleren Steinen.

Nach Besichtigung dieser Ueberbleibsel einer militärisch so bedeutungsvollen Macht, kehrte ich zu den unfriederischen jetzigen Bertheidigern der alten Schildfeste (Aspis) zurück. Da wurde noch ein wenig gegähnt und geplaudert und schließlich wurde ich gebeten, der kranken Besatzung einen Besuch abzustatten. Ich fand diese aus einem Mann bestehende Garnison in einem ungeheuren länglichen Saal (denn das Fort ist nicht klein), in welchem auf beiden Längenseiten große hölzerne Bänke von ziemlicher Breite angenagelt waren. Diese Bretter sind die Betten der Garnison und sollen für fünfhundert Mann berechnet sein, eine Stärke, welche die hiesige Besatzung auch in früheren Zeiten besaß. Der einzige gegenwärtige Occupant dieses ungeheuren Schlaffaals lag wie verloren in einem Winkel desselben, er war auf dem Haupt mit einem fürchterlich großen Turban, am übrigen Körper aber fast gar nicht bekleidet, übrigens eine bei Moslims sehr gewöhnliche Verfahrungsweise, da sie immer den Kopf als warm, Füße und Brust aber als kühl zu haltende Körperteile ansehen. Natürlich wurde ich um ärztlichen Rath angegangen, denn welcher Europäer gälte in diesem Lande nicht für einen Tabyb (Arzt)? Ich fragte den Kranken, was ihm weh thue und bekam zur Antwort „der Kopf“. Als ich nun den Rath ertheilte, den erstickenden Turban mit einem leichteren zu vertauschen, schüttelte die Garnison das Haupt, als wolle sie sagen, dies sei kein guter Rath. Da ich das Leiden für einen gastrischen Zustand hielt, so gab ich der Garnison ein Brechmittel, welches sie augenblicklich nahm, und das noch in meiner Gegenwart, nach unglaublich kurzer Zeit, wirkte.

Jetzt wurde mir wie durch einen Blitzstrahl der wahre Zustand des vermeintlich Kranken klar, denn aus den Entleerungen entwickelte sich ein solcher Branntweinsgeruch, daß es offenbar war, der Mensch sei eigentlich nur todtbetrunken gewesen. Als das Brechmittel vollständig ausgewirkt hatte, erklärte auch die Garnison, sie befände sich viel wohler, legte sich, ohne mich weiter zu beachten, auf's Ohr und schloß augenblicklich ein. Möge der süße Schlummer die Kur vollendet haben!

Das Ausschlafen des Rausches der Garnison war ich nicht Willens abzuwarten, sondern sagte bald den beiden Commandanten Lebewohl und verließ die Festung. Als ich von ihr gegen die Stadt hinabging, bemerkte ich einen großen Bogen, wahrscheinlich eines der früheren Stadthore, ein Bauwerk von nur mittelmäßiger Architektur und wohl der byzantinischen Periode angehörig. Sonst sah ich in der Stadt und nächsten Umgebung überall Spuren, wenn auch unbedeutende Spuren des Alterthums, am Meere jedoch die Fundamente eines großartigen Hafendamms von höchst massiven Werksteinen gebildet und offenbar aus der Blüthezeit der römischen Colonien stammend.

Der moderne Ort Dâlibiya ist ein höchst unwürdiger Nachfolger der alten Schildstadt, zählt etwa 150 elende kleine Häuser und besitzt ungefähr ein Duzend höchst kläglicher Läden. Dennoch ist die Gegend fruchtbar, wohlbewässert; sie besitzt nämlich zwei Flüsse, welche südlich von Dâlibiya in's Meer münden, den Ued Hadschar und den Ued el Sibna; Alles gedeiht hier mit der größten Leichtigkeit, und die Bevölkerung könnte wohlhabend, ja reich sein, wäre sie fleißig und intelligent, statt verkommen und fanatisch. Auch Repräsentanten europäischer Mächte, meist einheimische Juden oder Araber, giebt es hier. Ich war an eine zu letzterer Classe gehörende Persönlichkeit empfohlen, welche sich der

„Schwedische Consul“ nannte. Er war ein recht gutmüthiger Araber, welcher sogar, seit er „Schwedischer Consul“, d. h. Unteragent eines Viceconsuls, geworden war, plötzlich das Bedürfniß empfunden hatte, etwas zu lernen. Zu diesem lobenswerthen Zweck hatte er sich ein kleines arabisches Schulbuch, welches in Algier für die dortigen französisch-arabischen Regierungsschulen gedruckt war, angeschafft. Dieses kleine Schulbuch behandelte in zweihundert Seiten sämmtliche Wissenschaften von Geschichte bis zur Mineralogie. Man kann sich denken, welch' ein Chaos unverdauter und ihm unerklärlicher Begriffe der arme Mensch so in seinen Kopf aufgenommen hatte. Es war höchst possierlich, ihn seine Gelehrsamkeit von sich geben zu hören, sie lautete ganz wie die Herfagung des Inhaltsverzeichnisses eines tabellarischen oder statistischen Werkes.

Von all den so in Bausch und Bogen gelernten Wissenschaften schien ihn jedoch nur eine einzige zu interessiren; das war die Geographie, welche er mit ganz besonderem Fleiße auswendig gelernt hatte. Diese Wissenschaft hätte man nach der Methode des kleinen Schulbuchs füglich die Lehre von den Millionen nennen können, denn dessen ganzer geographischer Inhalt beschränkte sich darauf, die Einwohnerzahl eines jeden Landes in runden Millionen anzugeben. So wußte denn auch der „Schwedische Consul“ von Europa nichts, als diese fürchterlichen Zahlen, von denen er nicht einmal einen Begriff hatte, denn, als ich ihn fragte, ob er wisse, wie viel eine Million sei, antwortete er: „Der Mensch kann nicht Alles wissen, Gott aber weiß Alles“. Eine recht sonderbare Idee hatte er durch das kleine Schulbuch über Deutschlands Bewohnerzahl bekommen; in demselben stand nämlich die Bewohnerzahl von Oesterreich auf vierzig Millionen, die von Preußen auf achtzehn Millionen und die des deutschen Bundes auf vierzig Millionen angegeben. Da er nun vernommen hatte, daß Oestreich und Preußen auch zu Deutschland ge-

hörten, so rechnete er alle drei Zahlen zusammen und bekam auf diese Art für Deutschland das überraschende Resultat einer Seelenzahl von beinahe hundert Millionen heraus.

Vom „schwedischen Consul“ begleitet, kehrte ich dann an Bord des Cutters zurück, wo sich Baolo sehr ungeduldig zeigte. Aber trotz der Eile, die er hatte fortzukommen, so begrüßte er doch die Gelegenheit der Anwesenheit des Consuls dazu, um die Kenntnisse dieses wißbegierigen Mannes durch die Erzählung von der großen Seeschlange zu bereichern. Der „schwedische Consul“ war hocherstaunt, von einer Sache zu hören, welche sich in dem kleinen Schulbuch, das er für den Inbegriff allen menschlichen Wissens hielt, auch mit keinem Sterbenswörtchen erwähnt fand. Er äußerte mir mit trüber Miene sein Bedenken und schien schon an der Autorität des kleinen Schulbuchs, als einer Universalquelle, verzweifeln zu wollen; aber ich tröstete ihn, und gab ihm die Zuversicht wieder, indem ich ihm, freilich ohne daß Baolo es hören durfte, sagte, daß die Existenz der großen Seeschlange denn doch noch nicht klar erwiesen, und eine Kenntniß von ihr bis jetzt noch nicht zu dem Studium der Naturwissenschaft als unumgängliche Nothwendigkeit gehöre. Durch diese Erklärung zufrieden gestellt, verließ uns der „schwedische Consul“, und da Baolo nun Niemand mehr hatte, welcher die Geschichte von der großen Seeschlange anhören wollte, so traf er schnell Anstalten zur Abreise und wir gingen wieder unter Segel.

Fast immer nahe an der Küste hinfahrend, kamen wir bei günstiger Fahrt schon nach drei Stunden in Sicht des kleinen Dorfes Gurba oder richtiger Durba, dessen Name weiter nichts ist, als eine Abkürzung des antiken Namens Curubis, welche libyphönische Stadt hier lag.

Da ich aus zuverlässigen Berichten wußte, daß die hier vorhandenen antiken Reste höchst unbedeutend seien, so verzichtete ich auf die Landung, was Baolo großes Vergnügen

gewährte. Curubis wird von fast allen alten Geographen erwähnt. Bei Ptolemäos, welcher den Namen Kurabis schreibt, findet sich seine Lage der Wirklichkeit entsprechend angegeben. Merkwürdig ist aber der Irrthum, auf welchem wir das sonst so gut unterrichtete Itinerarium Antonini Augusti hier betreffen. Dieses scheint nämlich die Lage von Curubis mit der von Neapolis zu vertauschen, indem sie dieses nördlich von jenem und nur 20 Milliarier von Elypea entfernt angiebt, was doch grade die Entfernung von Curubis nach Elypea ist. Durch die Peutinger'sche Tafel, welche Curubis ganz richtig als in der Mitte zwischen Neapolis und Elypea gelegen anführt, wird jedoch jeder Zweifel, welchen die Namensverfetzung (denn etwas anders ist es nicht) des Itinerars in uns erregen könnte, beseitigt. Vollständiger würde dieß noch durch die von Maffei (Museum Veronense p. 463, Nr. 3) citirte Inschrift Col. Ful. Curubis (Colonia Fulminatrix Curubis) geschehen, wenn der Fundort derselben eben deutlich nachgewiesen wäre.

Das Einzige, was uns aus älterer Zeit über Curubis mitgetheilt wird, dient eben nicht dazu, uns von diesem Ort, als von einem angenehmen und wünschenswerthen Aufenthalte eine sehr günstige Meinung zu verschaffen. Hieher war es nämlich, daß in der Mitte des dritten Jahrhunderts, zur Zeit der Christenverfolgung unter Kaiser Valerian, der Proconsul Aspasius Paternus den heiligen Cyprianus, den berühmten Bischof von Karthago, in die Verbannung schickte. Uebrigens scheint der Ort, wenn auch unbedeutend, doch nicht ein schrecklicher Verbannungsort gewesen zu sein, da die Acta Sanctorum (ed. Ruinart c. 12 p. 212) ausdrücklich sein „süßes Quellwasser“, sowie „die Anmuth der grünenden Landschaft“ nebst „der Nähe des Meeres“ als Vorzüge von Curubis anführen. Paternus erscheint somit im Lichte eines sehr milderthätigen Machthabers. Anders verfuhr dessen Nachfolger,

der Proconsul Galerius Maximus, gegen den berühmten Kirchenwater. Er ließ ihn nämlich kommen, forderte ihn auf, den Göttern zu opfern, und auf die Weigerung des Heiligen, weihte er ihn dem Märtyrertod, welchen Cyprianus mit größter Standhaftigkeit und Seelenruhe in einem Felde bei Karthago erlitt, während seine ganze Gemeinde um ihn versammelt war und in den Ruf ausbrach: „Laßt uns mit unserm Bischof sterben.“ Auch vier der Bischöfe von Curubis, das in der Notitia als Episc. Curbitanus, bei Augustinus jedoch richtig als Curubitanus erwähnt wird, sind uns namentlich bekannt, der Donatist Victor, welcher 411 ohne katholischen Gegenbischof auf dem karthagischen Concil erschien, Felix und Peregrinus, welche den Concilen von 484 und 528 beivohnten, und Benenatus, welcher 646 als Unterzeichner der Beschlüsse gegen die Monotheleten vorkommt.

Nach einer weiteren Fahrt von etwa zwei Stunden langten wir vor Nâbel, dem antiken Neapolis, an, dessen Name noch genau der alte ist, wenn man der im Arabischen unvermeidlichen Veränderung des p in b, und des Wegfalls der griechischen Endsyllbe „is“ Rechnung trägt. Die moderne Stadt liegt nicht dicht am Meere, wie ihre antike Vorgängerin, sondern etwas landeinwärts. Auf dem Weg von der Küste zu ihr traf ich auf die Ruinen des alten Neapolis, welche ich gegen mein Erwarten unbedeutend fand. Vom alten Hafendamm und den daran gelegenen Baulichkeiten ist hier keine Spur der Fundamente mehr erhalten. Da die Araber nur selten systematisch zerstören und die Fundamente solch' solider Bauten, wie Hafendämme im Alterthum waren, sonst fast überall erhalten worden sind, da ferner die Wichtigkeit dieses Hafens im Alterthum das Vorhandensein solcher Bauten hier höchst wahrscheinlich macht, so müssen wir folgern, daß die Zerstörung des Hafens des alten Neapolis ein Werk der Natur war. Die in den Syrten oft so stürmische See hat offenbar

hier einen Theil des seichten Ufers weggeschwemmt. Auch von der Stadt sind fast alle Reste verschwunden; das Einzige, was übriggeblieben ist, sind einige Inschriftstafeln, welche in ein neueres Gebäude als einfache Bausteine aufgenommen erscheinen. Uebrigens ist auf dem Boden des alten Neapolis schon seit Jahrhunderten die Pflugschaar gezogen worden, welche bekanntlich keine Fundamente von Gebäuden, sie müßten denn außerordentlich tief liegen, übrig läßt.

Mit Neapolis haben wir ein zweites Beispiel einer libyphönischen Stadt, welche, wie Aspis — Elypea, nur unter ihrem fremden Namen den römischen und griechischen Geographen bekannt geworden ist, während der punische, welcher wahrscheinlich dem von Karthago sehr gleich, da letzterer ja auch die „neue Stadt“ bedeutete, und der folglich ebenfalls Karth Chadascha (כַּרְתָּא הַחֲדָשָׁה) gewesen sein muß, uns von keinem der alten Autoren überliefert worden ist. Von keiner einzigen unter all den vielen libyphönischen Städten besitzen wir seltsamer Weise so alte, in eine so graue Vorzeit hinaufreichende Nachrichten, wie von dieser, welche die „neue Stadt“ hieß. Sie wird nämlich schon zur Zeit des Peleponnesischen Krieges, also zu einer Zeit, aus welcher die griechischen und lateinischen Autoren sonst kein Wort über die Geschichte Nordafrika's melden, erwähnt. Diese Erwähnung finden wir bei Thucydides (VII. c. 50), einem Autor, welchen wir sonst nirgends Gelegenheit haben in der afrikanischen Geschichte zu citiren und von dessen Feld sie auch gänzlich fern liegt. Dieser führt nämlich den Hafen Neapolis bei Gelegenheit der Verirrung einer Hülfslotte des Gylippos an, welche auf der Fahrt nach Sicilien an's afrikanische Ufer verschlagen und von cyrenäischen Lootsen hieher geführt wurde, da sich von Neapolis die beste Ueberfahrt nach Sicilien darbot.

Das nächste Mal taucht diese Stadt in der alten Geschichte zur Zeit des Agathokles auf, welcher sie mit Gewalt

eroberte, aber ihre Bewohner doch mit Milde behandelte (Diodor. XX. c. 17). Zu Strabo's Zeit scheint der Ort sehr unbedeutend gewesen zu sein, da derselbe, nachdem er das nördlich von ihr gelegene Aspis und das südliche Adrymes erwähnt hat, sagt: zwischen diesen Städten liegen noch andere, welche der Erwähnung nicht werth sind (Strabo 834). In Cäsar's gallischem Krieg wird Neapolis kurz vor dem Zuge gegen Hadrumetum angeführt. In der christlichen Zeit kommt es als Bisthum vor und zwar zu den vier Concilsepochen, 411, 483, 525 und 646, mit seinen Bischöfen Fortunatianus, Clementinus, Joannes und Redemptus. Bei dem ersten wird auch der donatistische Bischof von Neapolis, Ampelius, genannt.

Bei allen alten Geographen findet sich der Name dieser Stadt; im Itinerarium Antonini Augusti ist sie freilich mit falscher Lage angegeben und mit Curubis vertauscht, welches letztere an der Stelle aufgeführt wird, wo nach Ptolemäos und nach dem Itinerarium Maritimum Neapolis gesucht werden muß. Die Peutinger'sche Tafel begeht in Bezug auf diese Stadt einen noch unbegreiflicheren Irrthum, als das Itinerarium Antonini Augusti. Dieselbe verlegt nämlich Neapolis mitten zwischen Clypea und Missua, 16 Milliarum vom ersteren, 12 vom zweiten entfernt, und jenes Missua soll dann wieder nur 12 Milliarum von Putput abliegen, lauter räthselhafte und verwirrende Angaben, welche die ganze Topographie dieser Gegend über den Haufen werfen würden, wenn wir ihre Richtigkeit annehmen müßten. Zum Glück ist jedoch dieses nicht der Fall und die Identität von Nâbel el qadhyma mit dem antiken Neapolis steht trotz der Fehler des Itinerars und der Tafel fest. Dieselbe ist übrigens auch inschriftlich verbürgt, denn B. Guérin hat hier auf einem Piedestal die Inschrift Col. Jul. Neap. entdeckt, welche Worte sich zu Colonia Julia Neapolis ergänzen und den Namen der hier gelegenen antiken Stadt außer Zweifel lassen.

Neapolis scheint von den Arabern zur Zeit ihrer Eroberung Nordafrika's zerstört worden zu sein; zur Zeit Edryssy's, im elften Jahrhundert, lag es noch in Trümmern. Sein Wiederaufbau, jedoch nicht ganz an derselben Stelle, scheint im späteren Mittelalter stattgefunden zu haben. Gegenwärtig ist es ein zwar freundliches, aber doch sehr unbedeutendes Städtchen, jedoch anmuthig in einer höchst fruchtbaren Gegend gelegen und von schönen Orangen und Citronengärten umgeben.

Die heutigen Bewohner des antiken Neapolis sind ein sehr lebenslustiges Völkchen, welches namentlich seiner beweglichen Beine wegen in der ganzen Regentschaft Tunis in fröhlichem Ruf steht. Von hier stammen nämlich fast alle die tanzenden Knaben und Mädchen, welche in den Nächten des Ramadhân die vom Fasten angegriffenen Bewohner von Tunis und anderen Städten durch ihre Sprünge und ausdrucksvollen Pantomimen zu belustigen pflegen. Dieses junge Volk steht nicht immer im moralischsten Rufe, ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir nicht untersuchen; die Jünglinge sind unter dem Namen Râhassa bekannt, der nicht eben eine ehrenvolle Bedeutung hat. So viel scheint jedoch festzustehen, daß dieses lustige Völkchen sehr viel Geld verdient und daß es elf Monate im Jahre ruhig und reichlich in seiner Heimath von dem Ertrag des einen Monats Ramadhân, den es dem Herumziehen und Tanzen widmet, lebt.

Ich lernte hier einen alten Algierer kennen, der ein zu guter Moslim war, um in seinem von einer ungläubigen Macht beherrschten Vaterlande bleiben zu wollen, und deshalb hieher übergesiedelt war. Sein Bericht von der Behandlung, welche ihm hier, in dem „gläubigen Lande“, von Seiten der „orthodoxen Behörde“ zu Theil ward, klang jedoch ganz wie ein indirectes Lob auf die französische Regierungsweise in Algier und namentlich die Justizpflege, denn er hatte sich über so viele Ungerechtigkeiten zu beschweren, über so viele Gewalt-

thätigkeiten der tunisischen Beamten zu beklagen, daß jeder, der ihm gehörte und der die ihm hier zu Theil gewordene Behandlung mit derjenigen verglich, welche den Arabern von Seiten der Franzosen in Algier widerfährt, sich sagen mußte, daß von den beiden Regierungen doch noch die „ungläubige“ das geringere, die „gläubige“ aber das größere Uebel sei.

„Als die Franzosen“, so erzählte der alte Algierer, „meine Vaterstadt einnahmen, war ich ein reicher Mann. Ich besaß ein schönes Haus in der Straße Bâb Asün, eine hübsche Villa und ein einträgliches Landgut beim Dorfe bü Sariya, ich hatte ein junges, anmuthiges Weib, kurz ich führte ein so glückliches Leben, daß es wohl für einen Sterblichen zu glücklich sein mochte, denn Gott hatte beschlossen, mich demselben zu entreißen und mich einer Reihe von Prüfungen zu unterziehen, welche ohne Zweifel für mein Seelenheil erspriesslich wirken sollten. Die erste dieser Prüfungen war die, daß meine Gattin, meine geliebte Fatma, mich verließ, auf und davon ging und die Geliebte eines Franzosen wurde. Von diesem Augenblick an hielt ich es in Algier nicht mehr aus. Ich glaubte, jeder Pflasterstein müsse meine Geschichte wissen und mir das beleidigende Wort „Sahnreich“ zurufen. Ich wanderte aus und zwar zu Lande. Mein Geld, was nicht wenig war, denn ich hatte Haus und Hof gut verkauft, lud ich in einigen zwanzig Kisten auf Kameele und zog zu den Beduinen. Diese waren damals noch frei und fochten für unsern Glauben. Aber ihr Glaubenseifer verhinderte sie leider nicht, zu stehlen, und so stahlen sie mir denn einen Theil meiner Baarschaft. Den andern Theil vermochte ich nur dadurch zu retten, daß ich ihn vergrub. Ich merkte mir aber die Stelle wohl, um bei der ersten besten Gelegenheit wieder in den Besitz meiner Reichthümer zu treten.

„Da meine Kameele nun unbeladen waren, so benutzte ich sie zu einem Karavanenhandel, den ich mit der tunisischen

Gränze betrieb. Ich wanderte jedes Jahr zweimal nach Tunis, setzte dort algierische Waaren ab und kehrte mit tunisischen zurück. Obgleich dieses Geschäft gut ging, so sehnte ich mich doch bald nach Ruhe, und da ich diese in Algerien, wo stets Krieg herrschte, nicht finden konnte, da ich inzwischen auch an der Stadt Tunis großen Gefallen gefunden hatte, so beschloß ich, dort meinen Wohnort aufzuschlagen. Meine Schätze brachte ich langsam und allmählig ins Sichere, indem ich mit jeder Karavane nur eine Kiste mit Geld, die andern aber voll Waaren, nach Tunis überführte, bis ich zuletzt alle Kisten geborgen hatte, bis auf eine einzige, welche große Summen enthielt, die ich aber, da inzwischen die Franzosen den Landstrich, in welchem sie vergraben lag, eingenommen hatten, zurücklassen mußte.

„Nun richtete ich mich in Tunis als Kaufmann ein. Ich handelte mit Burnussen, mit Dschobba's, mit Hayl's, mit Tuch, Baumwolle und Seide, kurz mit Allem, was ein Maure sowohl, wie ein Beduine, zur Kleidung bedarf. Dies ging eine Zeit lang recht gut. Ich besaß eine treffliche Kundschaft unter den Bürgern sowohl, wie unter den Landarabern, aber mein Unglück wollte, daß ich ehrgeizig war. Ich wünschte nämlich durchaus Hoflieferant zu werden, da ich mir hievon nicht nur großen Gewinn, sondern auch Ehrenbezeugungen, ja einen Orden versprach, ein höchst thörichter Wunsch, der zu meinem Unglück in seinem letzteren Theil zwar in Erfüllung gehen sollte; was aber den ersten Theil, den Geldgewinn, betraf, so sollte ich in Bezug auf diesen gänzlich enttäuscht werden.

Eines Tages lernte ich in einem Kaffeehaus einen Mann kennen, den man den Dâhmaqâm (Obrißlieutenant) nannte. Ich hielt ihn natürlich für eine sehr hohe Person, denn in meiner Einfalt wußte ich noch nicht, daß es in Tunis mehr Offiziere als Soldaten gebe und daß erstere fast keinen Ge-

halt, wohl aber die Erlaubniß besaßen, die friedlichen Bürger auszuplündern. Der Dâymaqâm war ein dicker, alter Herr, der fürchterlich viel Schnupftabak zu sich nahm. Sonst habe ich keine besondere Eigenschaft an ihm entdecken können, außer derjenigen, daß er auch fürchterlich viel Kleider gebrauchte. Er kam nämlich alle Tage in meinen Laden, wählte sich die schönsten Sachen aus, gleichviel ob sie zu seinem Costüm gehörten (denn er trug stets eine alte europäisirte Uniform) oder nicht, und nahm sie mit sich nach Hause, indem er mir zurief: „Demnächst die Rechnung.“ Diese Rechnung wagte ich natürlich lange nicht dem gestrengen Herrn Obristlieutenant zuzusenden, aber da die Zeit verging, ohne daß dieser auch nur eine Miene machte, als denke er daran, mich zu bezahlen, so nahm ich mir eines Tages ein Herz und bat den Dâymaqâm, mir seine Schuld zu entrichten.

„Das bekam mir aber schlecht, denn nun schnauzte mich der plötzlich wüthend gewordene Offizier mit den Worten an: „Weißt Du denn nicht, o Hund, Sohn eines Hundes, wer ich bin? Ich bin der Dâymaqâm und man beleidigt mich nicht ungestraft. Du beleidigst mich aber tödtlich, wenn Du durch solche indirecten Anspielungen, wie Deine unbezahlte Rechnung, andeutest, daß ich nicht recht bei Cassé sei. Darum sollst Du auch die Bastonade kriegen, so war ich ein Moslim bin!“

„Dieser fürchterliche Schwur wäre auch in Erfüllung gegangen, hätte nicht einer meiner Freunde mir noch zur rechten Zeit einen mächtigeren Beschützer zu verschaffen gewußt, der mich vor dem Dâymaqâm und seiner Bastonade rettete. Dieser Beschützer war ein Myr'alay, d. h. ein wirklicher Oberst, der folglich eine Stufe höher stand, als der Dâymaqâm. Das Geld für die von letzterem bezogenen Waaren war nun freilich verloren. Aber ich war noch froh, daß ich wenigstens den Stockschlägen entging. Mein neuer Protector wandte mir

übrigens seine volle Gnade zu und es schien ein Zeit lang, als habe er beschlossen, mich auch in pecuniärer Hinsicht zu entschädigen und zwar durch seine eignen großartigen Ankäufe, mit welchen er meinen Laden beehrte. Aber leider blieben auch die vom Oberst genommenen Artikel ohne Zahlung. Bald war mein ganzer Laden leer und ich sah mich genöthigt, mein Capital anzugreifen, um ihn wieder zu füllen. Aber ebenso schnell entleerte er sich wieder. Ich sah meinen völligen Ruin voraus und klagte deshalb mein Elend einem Freunde, den ich um Rath bat, denn dem Oberst die Rechnung zu schicken, dazu konnte ich mich ohne Ermuthigung von Seiten Andrex unmöglich entschließen.

„Mein Freund sagte mir auch, daß ich ganz Recht hätte zu zaudern, denn der Oberst werde mich doch nicht bezahlen und nur mein Feind werden. Er versprach mir jedoch, mir diesmal einen Beschützer ganz anderer Art zu verschaffen, niemand Geringeren nämlich, als einen Liwâ (General), einen reichen Mann nebenbei, der mich gewiß für alle ausgestandenen Verluste schadlos halten würde. Mein Freund hielt auch Wort und stellte mich dem Liwâ vor, einem sehr schmutzigen, stets betrunkenen jungen Mann, der seinen Generalstitel einem Gewerbe verdankte, das ich mit Stillschweigen übergehen will. Dieser große Mann schloß mich gleich von Anfang an in sein Herz, bestellte bei mir Artikel über Artikel, zahlte freilich nicht, versprach mir aber, da der Schlaufopf meine schwache Seite merkte, mir den Orden vom Nischân Istichar, nach dem ich lüstern war, zu verschaffen.

„Inzwischen war ich jedoch ganz an den Bettelstab gekommen. Was der Däymaqâm und der Myr'alay übrig gelassen, das hatte der Liwâ aufgezehrt. Da ich jetzt nichts mehr zu verlieren hatte und ein armer Mann, wie ein arabisches Sprichwort sagt, die Stockschläge nicht fühlt, so machte ich mir wenig daraus, den Zorn des Liwâ herauszufordern,

wenn ich auf Zahlung der mir schuldigen Gelder dränge. Zu letzterem fand ich bald eine Gelegenheit und war sogar so kühn, dem General zu drohen, ihn im Weigerungsfalle beim Bey, der bekanntlich allwöchentlich zweimal öffentlich zu Gericht sitzt, zu verklagen. Diese Kühnheit hatte auch wirklich eine Folge, nämlich die, daß der Sivâ, um mich zu beschwichtigen, mir den Orden verschaffte. Ich war also nun decorirt, aber ich besaß kaum mehr ein anständiges Kleid, auf dem ich meinen Orden tragen konnte. Von Geld war jedoch keine Rede und das Schlimmste war, daß ich nun nicht mehr klagen konnte, denn Jedermann hätte die von mir an den Sivâ gelieferten Artikel als Geschenke für das Verschaffen des Ordens aufgefaßt.

„In meiner Noth ging ich zum größten Mann im Lande, das heißt zu dem ersten Minister, von dem ich mir mit großer Mühe eine Audienz verschafft hatte. Dieser feine schlaue Grieche empfängt selbst einen Bettler freundlich, und so wurde auch mir ein guter Empfang zu Theil. Der Minister hörte meine Geschichte mit großer Theilnahme und versprach, mir mein Recht zu verschaffen. Jeder Heller, der mir zukomme, solle bezahlt werden. Ich müsse ihm zu dem Zwecke nur die Rechnungen geben und sowohl der Dâymagâm, wie der Oberst und der Sivâ würden von ihm, dem Minister, zu zahlen gezwungen werden. Mit Freuden überlieferte ich die Rechnungen. Ich schwamm nun in einem Meer der süßesten Hoffnung. Meine Hoffnung wurde sogar bald darauf zur gewissen Zuversicht, als ich vernahm, daß der Minister die drei Offiziere habe einsperren und erst dann wieder befreien lassen, als sie alle mir schuldigen Summen entrichtet hatten.

„Ich erwartete nun, jeden Tag zum Minister gerufen und in den Besitz meiner so lange vermißten Gelder wieder eingesetzt zu werden. Aber dieser Tag kam nicht. Der große Mann schien offenbar meine kleine Person gleich nach dem Ein-

streichen meiner Gelder vergessen zu haben. Er war jedoch das erste Mal so überaus freundlich gegen mich gewesen, daß ich den Muth gewann, noch einmal zu ihm zu gehen und ihn an meine Wenigkeit zu erinnern. Aber das bekam mir noch schlechter, als meine Rechnungsübergabe an den Dâymaqâm, denn die Bastonade, welche mir damals nur angedroht war, wurde mir dießmal wirklich zu Theil, und kaum von ihren Folgen geheilt, wurde ich nach der Insel Dargenna deportirt, wo ich zehn Jahre lang gefangen blieb.

„Seit meiner Befreiung ernähre ich mich hier kümmerlich, hege übrigens gar keine Sehnsucht mehr, je nach Tunis und in die Nähe des Hofes zurückzukehren. Auch versichere ich Dich, daß ich meinen Nischân, obgleich er mir gelassen wurde, niemals mehr trage.“

So erzählte der alte Algierer und wir konnten nicht umhin, ihm Recht zu geben, wenn er auf die Eitelkeiten der Welt im Allgemeinen und auf die des Hofes von Tunis im Besondern, den Nischân miteinbegriffen, mit Verachtung herabblckte. Doch die Zeit mahnte, uns von dem interessanten Erzähler zu trennen, das freundliche Nâbel zu verlassen und an Bord zurückzukehren.

Nachdem wir den größten Theil der Nacht zur See zugebracht hatten, langten wir in der frühesten Morgenstunde bei einem sehr schlechten Hafen, aber freundlichen modernen Städtchen an. Dieß war Hammâmât, welches man, ich vermuthete der vermeintlichen Namensähnlichkeit wegen, seit Shato's Zeiten für das Hadrumetum der Römer, das Adrymus des Strabo, gehalten hat und das man, obgleich der berühmte Barth schon auf die Falschheit dieser Ansicht hingewiesen hat, doch noch auf den neuesten Karten (z. B. bei Davis) so benannt findet. Da ich unten über die Gründe, welche mich bestimmen, Hadrumetum in dem heutigen Sussa zu erblicken, des Ausführlicheren reden werde, so sei hier nur erwähnt, was

für eine Stadt des Alterthums wir wohl an dieser Stelle vermuthen dürfen. Wenn Sir Grenville Temple's Behauptung richtig sein sollte, daß eine Inschrift, welche den Namen civitas Siagitana trägt, an dieser Stelle gefunden wurde, so würde dieß natürlich alle Zweifel heben und uns den Namen für die hier gelegene Stadt geben, welche Stadt dann mit dem Siagul des Ptolemäos identisch wäre. Letzteres ist um so wahrscheinlicher, da der Alexandriner sein Siagul als eine Küstenstadt in gleicher Entfernung von Hadrumetum (Sussa) und von Neapolis (Nâbel) anführt. Von den beiden andern zwischen Hadrumetum und Neapolis im Itinerarium Antonini Augusti, welches von Siagul keine Erwähnung thut, angegebenen Städten, Putput und Horrea, lag nur die letztere am Meere und sie hat man in dem heutigen Herqla wiedererkannt. Für den Fall also, daß wir durchaus eine antike Stadt an dieser Stelle annehmen müssen, hätten wir in Siagul eine gefunden. Diese Nothwendigkeit scheint mir jedoch keineswegs begründet, da ich hier mich ebenso vergeblich, wie andere Reisende vor mir, nach antiken Resten umseh und erkundigte. Auch scheint die Lage von Siagul oder Siagu, wie die Peutinger'sche Tafel diesen Ort nennt, nach den Entfernungsangaben der letzteren, nämlich 3 Milliarier von Putput oder Pudput und 15 Milliarier von Bina vicus (beides Städte des Innern) nicht am Meere selbst, sondern gleichfalls im Innern gesucht werden zu müssen, was freilich mit Ptolemäos im Widerspruch stehen würde. Die Angabe des Leo Africanus, daß diese Stadt eine rein arabische, mittelalterliche Schöpfung und erst im sechzehnten Jahrhundert entstanden sei (Leo Africanus V, p. 221, Antwerpen), scheint mir also noch den meisten Glauben zu verdienen.

Hammâmât ist jetzt eine kleine, sehr regelmäßig gebaute Stadt mit steinernen, meist einstöckigen Häusern und ungefähr 3000 Einwohnern. Handel und Schifffahrt scheinen sehr

vernachlässigt, der Hafen, wenn man ihn überhaupt einen Hafen nennen kann, ist auch nur schlecht und gewährt den Schiffen nicht den geringsten Schutz.

In der Umgegend wird viel Hanf gezogen und von den Frauen von Hammâmât zu grober, höchst dauerhafter Leinwand bearbeitet. Ueberhaupt zeigt sich die Umgebung reich an natürlichen Producten; namentlich die Oliven, welche ganze Haine um die Stadt bilden, liefern einen namhaften Ertrag, so daß die Kleinbürger von Hammâmât nicht auf jene Stufe der äußersten Armuth gesunken sind, auf welcher wir die Bewohner der meisten Städte dieser Regentschaft sehen.

---

## Fünfundzwanzigstes Capitel.

### Küstenfahrt von Hammâmât nach der tripolitanischen Gränze.

Abfahrt von Hammâmât. — Sussa. — Basar und moslimische Kaufleute. — Hanschy Maqlaba. — Alterthümer. — Das antike Hadrumetum. — Mistyr oder Monastyr. — Das antike Ruspina. — Das mittelalterliche Kloster. — Ausflug nach Hanschy Lambda. — Das antike Leptis parva. — Wahrscheinliche Lage desselben. — Fruchtloses Aufsuchen anderer Alterthümer. — Grausamkeiten der tunisischen Beamten und Soldaten. — Mahadiya. — Die mittelalterliche arabische Stadt. — Die Inseln Qargenna. — Alterthümer. — Ssâqes. — Die Europäer und ihr Viertel. — Das antike Caphrura. — Fahrt nach Qâbiss. — Herrliche Küstenlandschaft. — Qâbiss und sein Chalysa. — Vegetation. — Die berühmte Lotosstaude. — Die strafbaren Untertanen. — Erpressungssystem. — Die Hundeeßer. — Romisches Abenteuer einer Engländerin. — Bevölkerung. — Alterthümer. — Das antike Tacape. — Seefahrt über Dscherba nach Tripolis.

Baolo schien sehr sorgenvoll verstimmt, als ich erst gegen Mittag wieder auf den kleinen Cutter zurückkehrte; er behauptete, das Wetter sehe nach Sturm aus und ein längeres Verweilen auf der bei stärkerem Winde höchst unsichern Rêde von Hammâmât könne leicht gefährlich werden. Viel besser, so wiederholte er stets, das offene Meer, wenn wir doch einmal Sturm haben sollten. Aber meine Ankunft beschleunigte unsre Abfahrt dennoch keineswegs, da die Matrosen sich noch nicht eingefunden hatten, und obgleich der Malteser den Regier Bomba zweimal nach ihnen abschickte, so erschienen sie doch erst nach drei Stunden, worauf eine neue Verzögerung durch das Zanken Baolo's und unverschämte Antworten der

Schuldigen eintrat, welches leicht zu ernstlichen Unannehmlichkeiten für uns Alle hätte führen können, denn Baolo vergaß in seinem Eifer alle Vorsicht und in seinem Zorn alle Rücksicht, welche er in moslimischen Ländern gegen die Religion des Landes beobachten mußte. Er verfluchte nicht nur die Großväter der arabischen Matrosen, sondern leider auch, was der Moslim niemals verzeiht, deren Glauben, worauf diese sich nicht mehr damit begnügten, Baolo's Vorfahren dem ewigen Feuer zu weihen, sondern auch mit irdischen Schrecken drohten, nämlich mit einer Polizeiklage bei dem Chalyfa von Hammâmât, welche, obgleich der Malteser als englischer Unterthan nicht vom Chalyfa gerichtet werden konnte, dennoch neue störende Verzögerung in Aussicht stellte. Meine Dazwischenkunft war nöthig, um diesen Streit beizulegen, und nicht ohne Mühe gelang mir letzteres und zwar mit Hülfe einer kleinen Comödie, indem ich nämlich beiden Theilen zugleich Unrecht gab und mich sogar sehr heftig erzürnt gegen sie stellte, worauf sich plötzlich ihr Anmuth von einander ab und lediglich auf mich allein richtete, ein Umstand, der mich wenig kümmerte, da von einer Klage gegen mich nicht die Rede sein, ihr Zorn also unsre Abreise nicht weiter verzögern konnte. Dieser Zorn verslog jedoch, einem Strohfeuer gleich, sehr schnell, wie immer bei Wortwechseln der Araber. Als ich mich bald darauf in die Cajüte zurückzog, dachten sie nicht mehr an ihren Streit, sondern trafen in wiederhergestellter Einträchtigkeit alle Anstalten zur Abreise.

Nun ging es mit blähenden Segeln hinaus in den Golf von Nâbel, denn nach diesem unbedeutenden Städtchen heißt merkwürdigerweise die weite Meeresbucht zwischen Nâbel und Rass Dimâss, ganz wie sie im Alterthum Sinus Neapolitanus hieß, obgleich sie auf unsern Karten und manchmal auch im Munde der Araber nach Hammâmât benannt wird. Auf dieser ganzen Küstenstrecke befindet sich zwischen Hammâmât

und Sussa nur ein einziger bewohnter Ort, dessen Name Herqla die antike Form Horrea Coelia, wie ihn das Itinerarium Antonini Augusti nennt, in einer Zusammenziehung bewahrt.

Horrea Coelia war von Hadrumet nur 18 Milliarien entfernt, was genau der Entfernung zwischen Herqla und Sussa entspricht. Nach Ptolemäos müssen wir an diese Stelle und zwar gleichfalls an die Küste eine sonst von keinem der alten Autoren genannte Stadt, Namens Aphrodision, versetzen. Frühere Reisende, wie Shaw und Desfontaines sprechen von bedeutenden römischen Ruinen bei einem Hanschy Fradyss, nördlich von Herqla, unweit von einem schönen antiken Grabdenkmal, Bordsch Menâra genannt, jedoch in ansehnlicher Entfernung von der Küste gelegen, in dessen Namen sich derjenige des alten Aphrodision erhalten hätte. Desfontaines deutet sogar an, daß diese Ruinenstadt an einer Ssebcha (Salzsee) lag, welche durch einen Canal mit dem Meer in Verbindung stand. Aber zum Unglück für diese Theorie weiß heutzutage Niemand mehr etwas von dem Namen Hanschy Fradyss, und Barth's Vermuthung, daß er eine bloße Chimäre, dürfte wohl richtig sein. Uebrigens werde ich später bei Beschreibung meiner Landreise von Tunis nach Tripolis noch auf diesen Punkt zurückkommen.

Baolo hatte sich nicht geirrt, wenn er sich von dem Wetter für die folgende Nacht nichts Gutes versprach. Wir mochten uns ungefähr auf der Höhe der Bay befinden, als ein beinahe plötzlicher Sturm losbrach und den kleinen Cutter mit solcher Gewalt packte, daß er ganz auf die Seite zu liegen kam. Aber gleich darauf wurde er von den Wogen auf die andere Seite geworfen und nun wechselte diese heftige Schwankung von einer Seite zur andern zu meiner nicht geringen Qual die ganze Nacht hindurch ab. Nicht umsonst befanden wir uns in dem schon im Alterthum berühmten Meerestheil

der Syrten, deren eigenthümliche Bildung die Gefährlichkeit der Stürme, den kurzen, abgebrochnen Wellenschlag und dabei doch eine beträchtliche Höhe der Wogen zur Folge hat. Aber Baolo, was auch immer seine sonstigen Schattenseiten sein mochten, war eine alte Theerjacke, ein mit den Untugenden dieser Gewässer wohlvertrauter Seemann und manöverirte den Cutter so vortrefflich, daß dieser nicht den geringsten Schaden litt.

Zum Glück erwies sich der Sturm nicht als ein anhaltender, sondern als eine jener kurzen, oft nur mehrere Stunden dauernden atmosphärischen Störungen, wie sie namentlich hier in den Syrten häufig aufzutreten pflegen. Schon gegen Morgen machte der heftige Nordoststurm, Gregale, wie ihn die Malteser nennen (der italienische Greco, der bereits im Alterthum in diesen Meeren vielberüchtigte Aquilo der Römer und Kaifias der Griechen), plötzlich einer ganz andern Luftströmung Platz, nämlich dem Südostwind, dem Scirocco der romanischen Völker, dem von alten Dichtern besungenen Eurus, welchen die Araber zuweilen auch Schiluq, gewöhnlich aber Dably, (d. h. eigentlich directer Südwind) zu nennen pflegen. Dieser Scirocco zeigt in der Nähe der afrikanischen Küste, außer in der heißen Jahreszeit, einen keineswegs unangenehmen Charakter; gewöhnlich tritt er hier als ein mäßiger Landwind auf und läßt folglich das Meer beinahe ruhig; von seiner versengenden Gluth, welche dem Reisenden auf dem Festland so viel Qualen verursacht, spürt der Seefahrer fast nichts; im Gegentheil, so lange er sich auf dem Verdeck ihm aussetzt, fühlt er sogar fast dieselbe angenehme Kühlung, wie sie andere Winde mit sich bringen; erst im geschlossenen Raum der Cajüte empfindet er, daß die Temperatur unangenehm erhöht worden ist. Das Meer beruhigte sich freilich nicht so schnell, wie die Luft, aber es gestattete doch gegen Tagesanbruch unsre Landung in Sussa, welches ich, da es keinen Hafen

besitzt, beim schlechten Wetter unberührt hätte zur Seite liegen lassen müssen.

Wenn ich Sussa einen hasenlosen Ort nenne, so ist dieses in sofern zu verstehen, daß es keinen für Schiffe brauchbaren Hafen besitzt, und daß diese auf der offenen Rhede, wo sie sich namentlich beim Nordostwind sehr schlecht befinden, zu halten gezwungen sind. Etwas, was einem Hafen ähnlich sieht und das wahrscheinlich im Alterthum, ja selbst noch im Mittelalter (aus welcher Zeit uns el Bakry den Landungsplatz von Sussa als einen trefflich geschützten, auf drei Seiten von den Stadtmauern eingeschlossenen schildert) ein brauchbarer Hafen war, findet sich allerdings hier, nämlich ein viereckiges, weites, von zwei Steindämmen eingeschlossenes, nach dem Meere zu völlig offenes Wasserbassin, dessen versandeter Zustand jedoch nicht einmal Rähnen den Eingang gestattet und dessen einer Theil jetzt sogar trocken liegt und als Exercierplatz für die traurig zerlumppte Garnison von Sussa dient. Befände sich dieses Land nur ein Jahr im Besitz einer civilisirten Macht, so würde dieselbe gewiß bald dieses Bassin vom Sande reinigen und wieder seinem früheren Zwecke dienstbar machen, ähnlich wie es Frankreich mit dem alten Hafen der Stadt Scherschell bei Algier gethan hat, welcher große Aehnlichkeit mit dem hiesigen besitzt, nur daß er ein restaurirter, der hiesige aber ein in jeder Hinsicht vernachlässigter Hafen ist.

Sussa bietet, vom Meere aus gesehen, einen höchst freundlichen Anblick. Auf einem Hügel dicht am Ufer, ragt diese mauerumgebene, zinnengekrönte Stadt mitten aus dem zarten Grün ihrer Olivenhaine hervor, deren Bäume hier mitunter großartige, beinahe eichenartige Verhältnisse annehmen. Auch die Umgebung zeigt sich mit denselben nützlichen Pflanzungen bedeckt. Die Eintönigkeit des matten Farbentons dieser Haine wird jedoch von dem lebhafteren

Grün einzelner Drangen und Citronenpflanzungen, von dem dunkeln, beinahe schwarzen Laub des Johannisbrodbaumes (*Ceratonia siliqua*) und hie und da selbst von der Erscheinung einer schlanken Dattelpalme, immer die schmuckvollste Zierde einer Gegend, gemildert. Da die Kuppelform der Moscheen und die reizenden giraldaartigen Minarete des Maghrebs vorzugsweise geeignet erscheinen, aus der Ferne, namentlich wenn sie sich auf einem dunkeln Hintergrund abzeichnen, einen höchst günstigen Eindruck hervorzubringen, so erwies sich das Gesamtbild, welches Sussa darbot, als ein reizendes und zugleich so ächt orientalisches, wie man es heutzutage, wo selbst der Araber von der einförmigen europäischen Civilisation angesteckt scheint, immer seltner sieht. Was verspricht sich der Neuling, welcher zum ersten Mal in seinem Leben ein solches morgenländisches Zauberbild erblickt, nicht Alles, welche Kunstgenüsse glaubt er nicht, daß seiner im Innern warten, wenn das Aeußere schon so viel verheißt? Von ähnlichen Täuschungen war auch ich einstmals gewiegt worden, aber, da sie längst den Weg aller Illusionen gegangen waren, so hatte ich mich daran gewöhnt, mich am lieblichen Anblick der Schale zu weiden und mir vom Kern nichts als Würmerfraß zu versprechen.

Ganz so schlimm war es nun freilich hier nicht. Sussa ist für eine moderne arabische Stadt noch nicht auf der Stufe des Verfalls angekommen, wie so viele andere, welche durch den Anblick ihres Innern nur Wehmuth und Ekel erregen können. Die Delproduction heißt das Zaubertwort, welches diese Stadt vor gänzlicher Verarmung bewahrt hat, und von ihr lebt die Mehrzahl ihrer achttausend Bewohner, deren einzelne sogar sich eines gewissen Wohlstandes erfreuen. Die Häuser sehen wohnlich, die Bürger leidlich anständig aus und der Gesamteindruck, selbst des Innern der Stadt, ist kein ungünstiger.

Unter den Bewohnern dieser moslimischen Stadt war ich erstaunt, auch einer für die geringe Seelenzahl unverhältnißmäßigen Menge von Europäern zu begegnen, meist sehr problematischen Figuren, oft auch recht ärmlich aussehenden Menschen, welche das europäische Costüm auf eine Weise trugen, daß sich diese an sich schon häßliche Tracht womöglich noch häßlicher ausnahm. Lumpen und Schmutz am europäischen Costüm beleidigen das Auge stets, am orientalischen jedoch niemals; im Gegentheil dieses nimmt sich erst wenn zerlumpt, im höchsten Grade malerisch aus. Die Mehrzahl der hier lebenden Franken soll aus Malta stammen, welches man die moderne *Vagina gentium* des Mittelmeeres nennen kann. Ihre Zahl wurde mir auf nahezu fünfhundert angegeben, was auffallend viel erscheint, wenn man bedenkt, wie klein die Stadt doch eigentlich ist und wie wenige Ressourcen diese Menschen hier besitzen, da der Handel allein nicht genügt, um so viele ausreichend zu ernähren, der Grundbesitz ihnen fehlt und die Schifffahrt in Sussa doch auch nicht von entsprechender Bedeutung ist, um einer solchen Menge hinreichende Beschäftigung zu verleihen. Deshalb sollen auch die meisten dieser aus Malta Eingewanderten sehr ärmlich leben. Ich erhielt über die Moralität dieser Leute die allernachtheiligsten Mittheilungen, ein Umstand, über welchen ich mich jedoch nicht wunderte, da ich schon im Orient fast überall gesehen hatte, wie sehr tief in Bezug auf so manche moralische Eigenschaft, z. B. in Betreff der Ehrlichkeit, die Christen in der Levante unter den Moslims dieser Länder stehen. Zur Erbauung und religiösen Belehrung dieses Volkes sind ein Capuziner und drei barmherzige Schwestern in Sussa angesiedelt, da die Malteser, ähnlich wie die italienischen Briganten, fromme Spitzbuben sind.

In dem für eine Stadt dieser Größe nicht unbedeutenden Basar, dessen Haupttheil eine große von kuppelartigen Wölbungen überdeckte Straße, die sich den Hügel hinaufwindet,

bildet, findet man das Unentbehrliche, ebenso wie eine gewisse Anzahl von Luxusartikeln, Rosenöl aus Constantinopel, wollne Decken, feine weiße Burnusse aus Dscherba, Sattelzeug aus Dayruân, sowie die dort gefertigten niedlichen gelben Lederstiefeln und Pantoffeln. Die moslimischen Kaufleute zeigten durch ihre Zuborkommenheit und Höflichkeit selbst mir, einem Andersgläubigen, gegenüber, daß sie nicht jene fanatischen Vorurtheile ihrer Collegen in der benachbarten, heiligen Stadt Dayruân theilten, sondern jene humaneren, mehr weltmännischen Lebensansichten angenommen hatten, welche fast allen Bewohnern von Seestädten der häufigere Verkehr mit Fremden einzuslößen pflegt. Einer derselben, ein Händler mit Burnussen und Teppichen, bei welchem ich mich einen Augenblick niederließ, zeichnete sich besonders durch ein feines, tactvolles Benehmen aus. Wie alle moslimischen Kaufleute, so zeigte auch er sich fern von jeder Zudringlichkeit und der Sucht, seine Waaren anzupreisen und dem Käufer aufzunöthigen, welche selbst den Händlern in Europa, den Christen und Juden im Orient aber in hervorragendem und höchst lästigem Grade eigen ist. Im Gegentheil, Anfangs schien es, als denke er an alles Andere eher, als daran, mit mir ein Geschäft abzuschließen. Er lud mich freundlich, mit einer so tactvollen Höflichkeit, wie dergleichen nie bei seinen Standesgenossen in Europa beobachtet zu werden pflegt, ein, neben ihm in seiner Bude, auf einem divanartigen Sitze Platz zu nehmen. Dieser Platz zeigte sich allerdings nicht geräumig, sondern vielmehr so schmal, daß wir beide, der Händler und ich, das Local völlig ausfüllten, welches, wie alle arabischen Läden, so eng und niedrig war, daß der Verkäufer, ohne sich zu erheben, ja ohne sich in seinem Sitzen mit untergeschlagenen Beinen zu stören, alle seine Waaren mit den Händen erreichen konnte, und befanden sie sich auch im äußersten Winkel der Bude.

Nachdem ich so in seinem Laden installirt war, ließ der Kaufmann durch seinen Lehrling, ein komisch aussehendes Bürschchen, das eine ungeheure Nase hatte und einen ungeheuren Turban trug, aus seiner eignen Wohnung Kaffee holen, eine ganz besondere Aufmerksamkeit, da das Getränk sonst gewöhnlich aus dem ersten besten benachbarten Kaffeehause, wo es natürlich nicht so gut bereitet wird, geholt zu werden pflegt. Bis dieses kam, wurde die lange Reihe arabischer Höflichkeitsformeln absolvirt, welche damit beginnt, nach der Gesundheit des Fremden zu fragen, worauf man stets, selbst wenn man krank sein sollte, betheuern muß, daß man sich vortrefflich befinde. Ist dieses Conversationsthema erschöpft und es findet sich nicht gleich ein andres, so beginnen dieselben Höflichkeitsphrasen von Neuem, da die Sitte eine öftere Wiederholung derselben als den höchsten guten Ton stempelt; ja selbst noch später, sollte im Laufe des weiteren Beisammenseins die Conversation in's Stocken gerathen, beginnt der höfliche Mann abermals dieselben Redensarten und es kommt vor, daß man in einer und derselben Stunde von einer und derselben Person wohl zwanzigmal nach der Gesundheit gefragt wird. Dieß ist die Art der Bürger, der Kaufleute, überhaupt aller Menschen, welche einigermaßen bescheiden sind, welche keine officielle Stellung einnehmen und entweder von niedererem Range, als ihr Kunde, oder doch von gleichem sind. Bei den Großen, den Dāhid's, Dāhiya's, überhaupt bei officiellen Personagen, pflegt man jedoch mit diesen Höflichkeitsphrasen viel weniger verschwenderisch zu sein, überhaupt pflegt man so imposanten Persönlichkeiten gegenüber nicht übertrieben viel zu reden, und wenn die Conversation, was oft geschieht, in's Stocken geräth, so sieht man dies nicht als etwas Unerwünschtes an, sondern verharret im Stillschweigen, bis eine directe Frage der hohen Person dieses unterbricht. Bei Audienzen, übrigens nicht bloß beim Bey, den Prinzen und

Ministern, sondern selbst bei ganz bescheidenen Beamten, gilt der arabische Höflichkeitsgrundsatz, daß Schweigen in der Gesellschaft der höchste gute Ton ist, in seiner vollen Bedeutung. Je länger man sich gegenseitig anschweigt oder selbst angähnt, denn Gähnen gilt nicht für unanständig, desto mehr Lebensart legt man an den Tag.

Nach geraumer Zeit, während welcher der Kaufmann und ich sehr viel in Höflichkeit geleistet hatten, erschien endlich der Kaffee, dieser hochwichtige Factor arabischer Geselligkeit. Er lohnte der Mühe des Wartens wohl, denn er war vorzüglich, wie überhaupt dieses Getränk, wenn es in arabischen Privathäusern zubereitet wurde, immer ist, während der Kaffee in den Kaffeehäusern, obgleich immer noch viel besser, als irgend etwas, was man in Europa bekommt, doch seines spottbilligen Verkaufspreises halber nicht viel anders sein kann, als ein aromatisirtes Wassersüppchen. Während wir uns dem Genuß des Mokka's hingaben, begann der Händler das Gespräch durch einen gewandten Uebergang von den Höflichkeitsphrasen auf die Politik zu lenken, deren Kenntniß in diesem zeitunglosen Land lediglich durch mündliche Mittheilungen fortgepflanzt wird. Für eine so mangelhafte Quelle seiner Kenntniß, war ich erstaunt, ihn doch auffallend gut unterrichtet zu finden. Er richtete nicht an mich jene, grobe Vorurtheile und Unwissenheit verrathenden Fragen, wie ich sie von den Arabern des Innern und selbst von den tunisischen Würdenträgern ja anzuhören gewohnt war, sondern, wenn er überhaupt fragte, so geschah dieß einfach nach irgend einem neueren Factum, welches er unmöglich bereits wissen konnte; kam es jedoch im Gespräche vor, daß er veranlaßt wurde, selbst über europäische Dinge irgend eine Ansicht zu äußern, so zeigte sich seine Auffassung jedesmal als eine richtige, während er über das, was er nur mangelhaft wußte, entweder ganz zu reden vermied oder doch seine Worte so

geschickt einkleidete, daß er seine Unwissenheit dabei nicht auffallend an den Tag legte, sondern mehr durch indirecte Fragen und Anspielungen, welche zu einer Antwort anregten, sich zu belehren und Aufklärung über Europäisches zu verschaffen suchte.

Dann erst kam der Handelsgegenstand selbst zum Gespräch und zwar lediglich durch eine dahingehende Frage von meiner Seite, indem ich, wohl wissend, daß ein directes Fragen gegen alle gute Sitte sei, erst im Allgemeinen über die hier feilgebotnen Waaren, ihren Fabriksort, ihre Gebrauchsweise und dergleichen sprach und dann allmählig zu dem unbedeutenden Gegenstand selbst kam, welchen ich käuflich zu erwerben wünschte. Da alle Europäer, namentlich diejenigen, welche nicht Geschäftsreisende sind, von den Arabern gewöhnlich für unermesslich reich gehalten werden, so mochte dieser Händler wohl erwartet haben, daß ich möglicherweise seinen halben Laden auslaufen würde. Jedoch, wenn er dieß oder wenigstens einen recht namhaften Ankauf von meiner Seite voraussetzte, so besaß er doch so viel Lebensart, daß er seine Enttäuschung, als nun der wirkliche Gegenstand meiner bescheidenen Wünsche zur Rede kam, auch mit keiner Miene verrieth. Von einem Handeln ist bei den moslimischen Kaufleuten keine Rede. Was die Stadtaraber auch sonst für schlechte Eigenschaften haben mögen, betrügerisch im Handel sind sie nicht, ja sie halten es unter ihrer Würde, für eine Sache mehr zu fordern, als einen vernünftigen, gleich beim ersten Ausgebot annehmbaren Preis, von dem sie aber dann auch nicht im Geringsten abgehen. Sehr richtig sagt Sprenger in seinem berühmten Werke „Das Leben und die Lehre des Mohammod“, daß die orientalischen Kaufleute den englischen an Zuverlässigkeit gleichkommen und die des Continents übertreffen. Wie es zur Zeit des Mohammed war, ganz so ist es in diesem einen Stück noch jetzt bei den Arabern. Man hüte sich jedoch bei

den eben citirten Worten unter „orientalischen Kaufleuten“ alle Kaufleute des Orients zu verstehen. Zur Schande des Christenthums muß es gesagt werden, daß alle Christen im Orient mit wenigen Ausnahmen die abgeseimtesten Betrüger sind; die Juden sind natürlich auch nicht besser; die einzigen ehrlichen Leute findet man unter Moslims; sie allein von allen Orientalen betrügen nicht im Handel.

Nachdem ich der modernen Stadt Sussa mehrere Stunden gewidmet hatte, ging ich auf die Nachforschungen nach den Resten ihrer antiken Vorgängerin aus. Die Haupttrümmen befinden sich nordwestlich von dem Thore Báb el Kharby, etwa 2500 Fuß von der Stadt an einer Stelle, welche den arabischen Namen Maqluba, d. h. das „Zusammengewürfelte“, oder buchstäblich übersetzt das „Umgedrehte“, führt. Hier stieß ich auf die Reste eines außerordentlich festen Gebäudes, dessen auf zwei Seiten noch erhaltene Mauern die ungeheure Dicke von nahezu dreißig Fuß besitzen. Ich möchte nicht anstehen, dieser Baute einen sehr alten, möglicherweise selbst einen punischen Ursprung zuzuschreiben, da die späteren Römer sowie die Byzantiner hier selten so außerordentlich massiv bauten. Das Material besteht aus lauter kleineren Quarzfragmenten, die mit einem trefflichen Mörtel von ewiger Dauerhaftigkeit verbunden werden. Wohl möglich, daß, wie Barth vermuthet, diese Mauern zum Fundament jenes kolossalen Tempels gehörten, welcher sich noch im elften Jahrhundert hier erhob und nach el Bakry's Bericht der erste Gegenstand auf dieser ganzen Küste war, welchen die Schiffsfahrer, von Sicilien kommend, schon von Weitem erblickten. Die Seeleute des Mittelalters nannten ihn el Fintas, d. h. den Täuschenden, wahrscheinlich, weil er durch seine ungeheuren Proportionen das Auge betrog und dem, der ihn von fern sah, die Küste näher erscheinen ließ, als sie es in Wirklichkeit war. Ein solch riesiges Gebäude muß in der That ein kolossales Fundament

befessen haben und nirgends wo anders als hier finden wir in Sussa's Nähe Trümmer von ähnlicher Massivität, wie wir sie den Grundmauern jenes Tempels zuschreiben möchten. Unweit davon bemerkte ich die Ruinen eines ganzen Systems von Cisternen, von denen sich noch sieben leidlich erhalten zeigten. Darauf wandte ich mich nördlich, überschritt den arabischen Friedhof und befand mich nach einer Wendung gegen Westen bei der Nekropole der alten Stadt, wo ich einige in den Felsen ausgehauene Grabkammern bemerkte. In einer derselben konnte ich sogar noch die Reste einer Mosaik entdecken. Ueberhaupt hat hier Belissier, der frühere Consul in Tunis und Verfasser des dieser Regentschaft gewidmeten Theils der „Exploration scientifique de l'Algérie“ mehrere interessante Mosaiken gefunden, welche jedoch alle das Unglück hatten, beim Verpacken zu Grunde zu gehen. Nach diesen bedeutenden Resten außerhalb der heutigen Stadt müssen wir wir der antiken Vorgängerin Sussa's große Ausdehnung zuschreiben.

Schon vorher hatte ich im Norden des heutigen Landungsplatzes die Reste der zwei antiken Steindämme bemerkt, welche außerhalb des nach Süden sich erstreckenden Quai's, einem Werk des Mittelalters, liegen. Auch existiren noch die Reste eines dritten Dammes, offenbar zum Schutz des Hafens gegen den Nordostwind errichtet, welcher die beiden erwähnten beinahe verband und nur eine schmale Pforte für die Einfahrt der Schiffe übrig ließ. Diese aus der bekannten Cement-structur der Römer gebildeten Trümmer sind jedoch nur bei dem zur Zeit der hier intensiveren Ebbe besonders seichten Stand des Uferwassers zu sehen. Daraus geht mit Gewißheit hervor, daß die Stadt schon im Alterthum einen durch Steindämme geschlossenen Hafen besaß, ein Umstand, welcher uns bei der Identificirung derselben mit einer antiken leiten kann.

In der Stadt selbst beobachtete ich in zahlreichen Ge-

bäuden antike Architekturfragmente als Bausteine zu modernen Zwecken verwendet. Auch hörte ich von mehreren antiken Cisternen, welche in Privathäusern eingeschlossen sein sollen. Für ein theilweises Ueberbleibsel des Alterthums kann auch die kleine Citadelle, Daqr er Ribat genannt, gelten, deren Fundamente ganz den Charakter einer byzantinischen Baute zeigen. Belissier ist sogar bestimmt der Ansicht, daß die jetzige Eingangspforte dieses Castells noch die alte byzantinische sei. Ich möchte mich hierüber mit weniger Bestimmtheit aussprechen. Allerdings tragen die vier Pilaster, welche das Thor schmücken, sowie auch im Ganzen die Structur, die sich derjenigen nähert, welche die Alten *Diamicton* nannten, einen spätrömischen oder vielmehr byzantinischen Charakter, aber mancherlei Anzeichen, deren Auseinandersetzung jedoch hier zu weitläufig erscheinen dürfte, bestimmen mich zu der Ansicht, daß nur etwa die Fundamente der Baute, welche theils aus *Caementicia structura incerta*, theils aus derjenigen Structur, welche bei den Alten *Emplecton* hieß und vollkommener war, als das *Diamicton*, bestehen, wirklich byzantinischen, möglicherweise schon römischen Ursprungs seien, daß aber die Masse des Daqr's mit antikem Material von den Arabern neu erbaut worden ist, jedoch zu einer Zeit, in welcher ihre Architektur ungleich vollendeter als heute, ja der byzantinischen, der sie Vieles entlehnte, noch sehr ähnlich war. Dennoch dürfte diese Erklärung nicht genügen, um das auffallend byzantinische Aussehen des Daqr er Ribat zu deuten. Diese Deutung glaube ich jedoch in einer Bemerkung Desfontaines' zu finden, welcher im vorigen Jahrhundert hier die Thatsache in Erfahrung brachte, daß ein großer Theil des Baumaterials von *Suffa* aus *Capudia* kam. *Capudia* nimmt aber die Stelle des alten *Caput Bada* ein, wo Belisar's Lager und später eine Stadt, *Justinianopolis*, eine durchaus byzantinische Schöpfung, standen. Diese Stadt wurde

zur Zeit der arabischen Eroberung zerstört, ein Theil ihrer Trümmer ist noch vorhanden, ein anderer, und wahrscheinlich der architektonisch werthvollere, diente, wie Desfontaines uns belehrt, als Baumaterial von Sussa. Da nun diese Bauten durchaus byzantinisch waren, so erklärt sich der Charakter obiger in Sussa gefundenen Festung von selbst.

Ueber den Namen der hier im Alterthume gelegenen Stadt hat bis jetzt große Uneinigkeit geherrscht. Einige wollen in ihr das Ruspina des Ptolemäos, Andre sogar das kleine Leptis erblicken. Diejenigen, welche in Hammâmât die Nachfolgerin von Hadrumetum sehen, sind natürlich gezwungen, für Sussa, welches übrigens bei Weitem unzweifelhafter als so mancher andre Ort, und besonders als Hammâmât selbst, die Stelle einer antiken Stadt einnimmt, einen andern Namen zu suchen. Doch Jeder, der nicht durch diese, meiner Ansicht nach falsche Meinung im Voraus bestochen ist, wird sich den einfachen, fast auf der Hand liegenden Beweisen, daß hier Hadrumetum lag, wohl schwerlich entziehen können. Am Deutlichsten dürfte wohl dieser Beweis aus dem Itinerarium Antonini Augusti geführt werden. Dasselbe nennt Hadrumetum viermal; das erstemal auf einer Straße von Karthago nach Sufetula, auf welcher es von ersterem Orte 86, von letzterem 104 Milliarien entfernt war; das zweitemal auf einer Straße von Sufetula nach Clypea, auf welcher sein Abstand von letzterem Orte 106 Milliarien betrug, das drittemal wird seine Entfernung von Sufes oder Sufibus als 108 Milliarien, und das viertemal diejenige von Thenae als 106 Milliarien betragend angegeben. Wir haben also die Entfernungen von Karthago 86, von Sufetula 104, von Clypea 106, von Sufibus 108, von Thenae 111 Milliarien. Da nun die Lage dieser fünf Orte bekannt ist, so können wir die Prüfung der Distanzen vornehmen und sicher sein, daß dieselbe zu richtigen Resultaten führen muß. Die geraden

Linien von Sussa nach vieren dieser fünf Orte messen nun in Wirklichkeit nur wenige Milliarien mehr; am Größten zeigt sich der Mehrbetrag bei Clypea; hier mißt die grade Entfernung statt 106 nur 82—84 Milliarien, aber die grade Linie geht durch's Meer, und der Landweg um den Golf von Neapolis kann gewiß auf 22—24 Milliarien mehr angeschlagen werden. Es versteht sich von selbst, daß im Itinerar nicht grade Linienentfernungen gemeint sein können, daß folglich das Resultat desto besser stimmt, wenn einige Milliarien mehr, als die directe Entfernung beträgt, angegeben gefunden werden. Beim fünften der aus dem Itinerar soeben angeführten Orte, bei Sufetula, das man im heutigen Sbaytla unfehlbar wiedererkennt, mißt allerdings die wirkliche Entfernung mehr, als die im Itinerar genannte, nämlich 110 Milliarien statt 105. Aber dieser Unterschied von 5 Milliarien ist zu unbedeutend, um die aus den vier anderen zutreffenden Entfernungsangaben erlangte Gewißheit umzustößen, besonders da im Itinerar kleine Ungenauigkeiten nicht fehlen, wie z. B. die Entfernung von Sufetula nach Hadrumetum einmal 104, ein andres Mal 105 Milliarien angegeben wird. Jedoch den siegreichsten Beweis von allen über die Identität von Sussa mit Hadrumetum leiten wir aus dem Itinerarium maritimum ab. Diese treffliche Tafel giebt die Entfernung zur See von der bei Trapani in Sicilien gelegenen Insel Maritima, dem heutigen Maretimo, nach Hadrumetum als 1540 Stadien an, welches nach einer Messung, die ich auf einer zuverlässigen Karte anstellte, auf's Genaueste mit dem Abstand Sussa's von Maretimo stimmt.

In welche Verlegenheit müssen die Angaben dieser beiden Itinerare Diejenigen versetzen, welche auf der Identität von Hadrumetum mit Hammâmât bestehen; denn von diesem Küstenorte nach Maretimo mißt die Entfernung keine 1200 Stadien, die von Karthago beträgt keine 50 Milliarien, also

40 zu wenig, dagegen die von Sufetula 130 Milliarien, also 26 zu viel, während die von Thenä gar 50 Milliarien zu viel und die von Sypea wenigstens ebensoviel zu wenig beträgt.

Die Peutinger'sche Tafel kommt uns gleichfalls bei dieser Identificirung zu Hülfe, indem sie 25 Milliarien von Hadrumet, welches sie Hadritus nennt, nach dem in der Nähe des heutigen Mistr gelegenen Ruspina angiebt, was vollkommen mit der Wirklichkeit übereinstimmt.

Auch die geographische Lage, welche Ptolemäos der von ihm Adrumetos colonia genannten Stadt an der Küste zwischen Ruspina und Aphrodision giebt, widerspricht durchaus nicht der Identität jener Colonie mit Sussa.

Der Umstand, daß der Stadiasmus (Ausgabe von Hoffmann, Leipzig, Fritsch 1841, S. 200) ausdrücklich von Hadrumetum bemerkt, die Stadt habe keinen geschlossenen Hafen, kann uns nicht stören, wenn wir trotzdem, daß hier deutliche Spuren eines solchen antiken Hafens vorhanden sind, auf der Identität Sussa's mit Hadrumetum bestehen. Denn aus Cäsar's Afrikanischem Krieg wissen wir, daß die Stadt allerdings zu jener Zeit einen Cothon besaß, d. h. einen durch Steindämme beinahe umschlossenen innern Hafen (Naves hostium Hadrumetum in Cothonem se contulerunt. Bell. Afric. c. 42). Möglich, daß dieser Cothon zur Zeit der Abfassung des Stadiasmus noch nicht bestand. El Bakry belehrt uns indeß, daß die Araber ihn wiederhergestellt hatten, da er zur Zeit der Aghlabiten existirte, denn der Geograph von Cordoba sagt ausdrücklich, daß die Schiffe, aus dem Hafen segelnd, noch eines der Stadthore von Sussa, das achte, zu passiren hatten. Der Hafen entsprach also selbst noch in der Periode arabischer Herrschaft durchaus der Bedeutung eines antiken Cothon, er lag gewissermaßen innerhalb der Stadt, deren Quai's und Handelsbauten sich um sein Bassin herum erhoben.

Der Name dieser antiken Stadt wird von Strabo *Adrymes*, von Ptolemäos *Adrumetos*, vom Itinerar *Hadrumetum* und einmal *Hadrumetum colonia*, von der Peutinger'schen Tafel *Hadritus* . . , von *Hirtius Adrumetum* geschrieben. Von Trajan zur Colonie erhoben, erhielt sie den pomphaften Titel *Colonia Concordia Ulpia Trajana Augusta Frugifera Hadrumetina*, wie eine von Gruter wiedergegebene Inschrift bezeugt. Später, nach Belisar's Eroberung, durch den *Patricius Salomon* wieder mit Mauern umgeben, bekam sie von letzterem, wie so viele Städte Afrika's, z. B. auch Constantine, zu Ehren des damals regierenden Kaisers, den Namen *Justinianopolis*. Es ist möglich, daß das Wort *Sussa* aus einer Verstümmelung der ersten Sylben dieser letzten Benennung entstanden ist, oder auch, daß es, wie Barth behauptet, aus der griechischen Uebersetzung von *Fructifera*, *ἡ σόζουσα*, *Sozusa*, zusammengezogen ward.

Die ausführlichste Erwähnung *Hadrumets* geschieht zur Zeit von Cäsar's afrikanischem Krieg. Zu Anfang desselben wurde es von dem Pompejaner *Cajus Confidius*, welcher nicht einmal ein zur Uebergabe aufforderndes Schreiben von Cäsar in Empfang nehmen wollte und den Ueberbringer niederhauen ließ, besetzt gehalten und so gut vertheidigt, daß Cäsar unverrichteter Sache von hier abziehen, die Belagerung aufgeben und sein Lager nach *Ruspina* verlegen mußte. Nach der Schlacht von *Thapsus* rückte jedoch der Sieger ohne Schwertstreich in die Stadt ein, schenkte dem dort befindlichen Sohn des *Confidius* das Leben, legte aber den *Hadrumetinern* eine schwere Geldbuße auf.

Das alte *Hadrumet* scheint von den Arabern nicht zerstört worden, sondern erst allmählig in Verfall gerathen zu sein, da es von *el Bakry* (*Abu Dbayd Bakry*. Siehe *Manuscripts de la bibliothèque du Roi*, XII.) noch im elften Jahrhundert nicht nur als eine blühende arabische Stadt genannt,

sondern auch viele dort noch stehende Bauten aus der Römerzeit, ein Tempel, ein Fort, ein Theater und andere, beschrieben werden.

Der im Süden nächste Hafen nach Sussa ist die auf dem Vorgebirge Mistyr gelegene Seestadt gleichen Namens, welche von Europäern auch Monastir genannt wird. Wenn ich sage „Hafen“, so ist dieser Ausdruck nicht buchstäblich zu verstehen, aber für den mangelnden künstlich geschützten Landungsplatz bietet die Natur hier reichlichen Ersatz, indem das vorspringende Cap die Schiffe vor dem hier am Meisten zu fürchtenden Winde, dem Nord, so gut schützt, daß sie sich auf offener Rhede so sicher, wie in den meisten wirklichen Häfen, befinden. Da Paolo und den Matrosen ein Ruhetag höchst willkommen war, so gab ich ihrem Wunsche mit Vergnügen nach, den nächsten Tag über in Mistyr zu bleiben. Wir langten noch vor Sonnenuntergang daselbst an und ich, mich nach etwas mehr Bewegungsraum sehnend, schlug für die zwei folgenden Nächte mein Lager auf dem Festland auf. Da ich mich im Besitz eines Empfehlungsschreibens an den Gouverneur des Orts, welcher den Titel Dâhid führt, befand, so wurde mir ein Absteigequartier im Dâr el Bey, dem Regierungshause, angeboten, wo ich zwar zwischen Sammt und Seide auf recht schönen Divans gebettet werden, aber mich doch höchst unbequem befinden sollte, denn in den Häusern moslimischer Großen pflegt es von dem von den Gläubigen so zärtlich gepflegten Ungeziefer zu wimmeln.

Daß Mistyr bereits im Alterthume städtische Bedeutung besaß, geht aus den hier gefundenen antiken Resten hervor. Ramhafte Ruinen stehen freilich nicht mehr, aber nicht nur sah ich in den Häusern der Stadt verschiedentlich antikes Baumaterial verwendet, sondern konnte außerdem noch Fundamente römischen Ursprungs an mehreren, weit auseinanderliegenden Stellen unterscheiden, wonach der Umfang der alten

Stadt ein ansehnlicher gewesen sein dürfte. Das Itinerar giebt uns freilich an dieser Stelle keine Station an, was wohl daher kommt, weil Misthr von der graden Linie von Hadrumet nach Leptis parva, welche Straße das Itinerarium ohne Zwischenstation angiebt, abgelegen ist, indem die Halbinsel, auf der es steht, gegen Nordost einen Küstenvorsprung bildet. Ptolemäos, die Peutinger'sche Tafel, sowie der Geschichtsschreiber von Cäsar's afrikanischem Krieg kommen uns jedoch hier zu Hülfe, ersterer indem er eine Küstenstadt Namens Ruspina zwischen Hadrumet und dem kleinen Leptis anführt, letzterer, indem er uns erzählt, daß Cäsar nach fruchtloser Belagerung der Stadt Hadrumet sein Lager nach eben diesem Ruspina verlegte, um von da aus gegen Leptis vorzurücken. Später kehrte jedoch Cäsar wieder nach Ruspina zurück, wie überhaupt der Ort in diesem Kriege eine wichtige Rolle spielt. Derselbe schien dem Feldherrn günstig, um in ihm ein Proviandepôt anzulegen, welches zugleich mit der Flotte in Verbindung gesetzt werden konnte. Im zehnten Capitel des *Bellum africanum* wird ausdrücklich gesagt, daß Ruspina nahe bei Leptis liege, und da, wie wir bald sehen werden, dieser Ort unweit von Misthr identificirt wurde, und keine andere Ruinenstadt an der Küste gefunden wird, da außerdem Ruspina's Lage am Meer verbürgt ist, so scheint es mir völlig gerechtfertigt, die Identität von Misthr mit Ruspina anzunehmen.

Die einzige antike Straßenliste, welche diesen Namen anführt, ist die Peutinger'sche Tafel. Auf ihr finden wir den Küstenweg an dem nach Osten vorspringenden Landestheil mit folgenden Stationen angegeben: Ruspina, Leptis minor (Lepte minus), Tapsum, Sullech, Acholla, Ruspe, Ufilla. Die Entfernung von Hadrumetum (Hadritus) nach Ruspina giebt uns die Tafel als 25 Milliarien, was der Wirklichkeit so gut entspricht, daß auch von dieser Seite die Identität als gesichert betrachtet werden kann. Auch die Stelle bei Plinius,

welcher Ruspina eine freie Stadt nennt, verdient hier erwähnt zu werden, ebenso die bei Dio Cassius (lib. XLII, 215), indem beide darin übereinstimmen, die Lage der Stadt als unweit von Hadrumetum anzugeben. Im Stadiasmus kommt gleichfalls der Name von Ruspina vor, wobei ein Bacchustempel auf dem Vorgebirge erwähnt wird. Der römische Dichter Silius Italicus (III, 260) gedenkt gleichfalls der Stadt Ruspina und des unsichern Fahrwassers ihrer Küste in folgendem Verse:

Quaeque procul cavit non aequos Ruspina fluctus.

Höchst wahrscheinlich müssen wir hier auch jenes Bisthum suchen, welches die Notitia als Ruspitensis anführt und das scharf von Ruspensis (dem nicht fernen Ruspé) unterscheidbar ist. Doch ist nicht anzunehmen, daß der Ort wirklich jemals Ruspita geheißen habe, und ein Buchstabenfehler leicht erklärbar. Von ihm wird uns nur ein einziger Bischof genannt, der 411 auf dem Concil zu Karthago ohne donatistischen Gegenbischof erschienene Secundus.

Was den Namen betrifft, so hat wohl Gesenius das Richtige getroffen, wenn er ihn von קַפְּטָר (caput oris) ableitet, eine Bezeichnung, welche wir natürlich auf das nahe gelegene Vorgebirge beziehen müssen.

Der Hafen von Ruspina lag nicht unmittelbar bei der Stadt, sondern zwei Milliarier von derselben entfernt (Ex oppido Ruspina egressus, proficiscitur ad portum, qui abest ab oppido millia passuum duo. Bell. Afric. 10). Dieser Umstand widerspricht jedoch nicht wesentlich der Lage von Ruspina an Stelle von Mistry, welches allerdings am Meer liegt, in dessen unmittelbarer Nähe aber steile Felsen die Küste unwirthbar machen. Noch heute pflegen die Schiffe in der Rhede oft in großer Entfernung von der Stadt liegen zu bleiben und zwar an Stellen, wo ihr nächster Landungsplatz grade etwa zwei Milliarier von Mistry entfernt sein würde.

Daß die directe Entfernung von Ruspina bis zum Meere übrigens nicht so groß war, geht aus dem Umstand hervor, daß Cäsar einen Festungsgraben von der Stadt bis an's Ufer bewerkstelligen ließ (*vallumque ab oppido Ruspina usque ad mare deducere*, . . . *Bell. Afric. 20*). In diesem befestigten Lager bei Ruspina hielt sich der Feldherr, welcher bei seiner Ankunft in Afrika fast von Truppen entblößt gewesen war, so lange, bis er durch Ankunft neuer Kräfte aus Italien und die freiwillige Unterwerfung afrikanischer Städte und Völkerschaften verstärkt, seinem Gegner, Scipio, die Spitze zu bieten vermochte, und sein Uebergewicht durch den Sieg von Thapsus geltend machen sollte. Sein erstes siegreiches Gefecht fiel bei Uzita vor, einem kleinen Ort, den auch Ptolemäos genau so nennt und welchen man in dem heutigen Sayda, 15 Milliarier von Lebda und 20 Milliarier von Mistry:Ruspina landeinwärts gelegen, wiedererkannt hat.

Der antike Name Ruspina ist in der heutigen Namensform Mistry vollständig verloren gegangen. Diese erscheint vielmehr als eine Zusammensetzung von Monastir, wie der Ort im Mittelalter (doch wahrscheinlich nicht bei den Moslims) hieß und auch noch heute von den Europäern benannt wird. Dieser Name, in welchem wir eine Abkürzung von Monasterium (d. h. Kloster) erblicken können, deutet an, daß hier in der christlichen Periode Mönche angesiedelt sein mochten. Aus dieser Zeit ist uns nun freilich nichts über Mistry überliefert. Dagegen sind wir überrascht, in noch viel späterer Zeit, nämlich im zehnten und zwölften Jahrhundert, hier ein Kloster erwähnt zu finden, und zwar bei Edryssy (ed. Jaubert p. 258) und bei el Bakry (*Manuscrits de la bibliothèque du Roi T. XII*). Wenn die hier wohnenden Mönche, wie el Bakry zu verstehen giebt, auch Moslims, die hier eine bewaffnete religiöse Genossenschaft zum Zweck der Bertheidigung und des Angriffes gegen Andersgläubige gegründet, bildeten, gewe-

sen zu sein scheinen, so ist es doch möglich, daß ihr Kloster nur der Nachfolger eines früheren christlichen war (wie ja zur Byzantinerzeit ganz Nordafrika voll von Klöstern, unter denen es sogar solche gab, welche zugleich einen militärischen Zweck hatten). Uebrigens ist der Name Monasterium, trotz seines lateinischen Ursprungs, auch dann schon erklärt, wenn man nur ein mohammedanisches Kloster, unter dem wir uns freilich etwas wesentlich von einem christlichen, nicht nur in der Religion, sondern in Verfassung, Zweck und Lebensart Verschiedenes denken müssen, annimmt, da die Küstenorte so vielfach von den handelstreibenden Franken besucht wurden, daß sie häufig Benennungen in irgend einer europäischen Sprache, und am Wahrscheinlichsten in derjenigen erhielten, welche in jener frühen Zeit des Mittelalters noch die Verkehrssprache der christlichen Nationen bildete.

Misthr ist jetzt noch ein wohlhabendes und gutgebautes, von zinnengekrönten Mauern mit Wachtthürmen umgebenes Städtchen von etwa 6000 Einwohnern, unter denen die Delhändler die erste Stelle einnehmen, denn diese ganze Gegend ist noch heute, wie zur Zeit der Byzantiner, in welcher sie das oströmische Reich vorzugsweise mit Del versah, reich an diesem nützlichen Bodenerzeugniß. Da dieser Handel jedoch natürlich Großhandel ist, so trägt er wenig zu der charakteristischen Belebung des Ortes bei, wie sie z. B. ein wohlbestellter Basar einer orientalischen Stadt zu verleihen pflegt. Den Basar fand ich dagegen hier für die Größe der Stadt auffallend unbedeutend, was mir darin seinen Grund zu haben schien, daß grade die reichsten der hiesigen Delhändler nicht Araber, sondern levantinische Christen, Abkömmlinge von Italienern, Maltesern oder Griechen sind, welche ihre Luxusbedürfnisse meist direct vom Auslande beziehen und deren einseitiges Festhalten an den erbärmlichsten Neuzerlichkeiten europäischer Cultur, während sie doch oft vom Geist der

Civilisation keineswegs durchdrungen sind, sich unter Anderm auch darin zeigt, daß sie eine unendliche Verachtung für alle arabischen Erzeugnisse an den Tag legen.

Namentlich die Malteser bilden unter dem unlauteren europäischen Volkselement aller dieser nordafrikanischen Küstenstädte die unlauterste Mischung. Da sie nicht unter arabischer Justiz stehen und das juristische Verfahren in den Consulaten sehr mangelhaft ist, so können die Araber sich vor ihnen unmöglich Recht verschaffen, ja letztere sind den größten Ungerechtigkeiten von Seiten dieses Abschäumens der Menschheit, der vom Consul protegirt, vom Dâhid und den einheimischen Autoritäten gehättschelt wird, ausgesetzt. Mir wurde ein Fall bekannt, daß ein maltesischer Dieb seine erwiesene Schuld einigen unglücklichen Arabern aufzubürden wußte, diesen eine tüchtige Prügelstrafe und die Confiscation ihres Eigenthums zuzog, sich selbst aber Ungestraftheit und den Genuß des gestohlenen Gutes sicherte. Einem Italiener, dem trefflichen Sanitätsagenten Colombani, einem der wenigen respectablen Europäer in Tunisien, waren 3000 Thlr. in Gold gestohlen worden. Er reichte seine Klage beim englischen Consulat ein, da er den Dieb, der als Malteser englischer Unterthan, wohl kannte. Aber der Malteser kannte noch besser die Justiz in diesem Lande. Er ging zum Dâhid und versprach diesem einen schönen Antheil an der gestohlenen Summe, wenn er beweisen würde, daß der Diebstahl von Arabern begangen worden sei. Der Dâhid ließ sich das nicht zweimal sagen, er warf sein Auge auf zwei der wohlhabendsten Familienväter, sperrte sie ein, nöthigte sie durch Prügel, ein Papier zu unterschreiben, worin sie sich des Diebstahls schuldig erkannten, nahm dann ihre ganze Habe und bereicherte sich sehr bei diesem sauberen Geschäft. Der arme Colombani bekam keinen Pfennig wieder, da der italienische Consul, eine wahre Schlafhaube, sich vom Dâhid anführen ließ, welcher behauptete, das Geld sei vor

der Inhaftnahme der Diebe von diesen durchgebracht worden. Der Malteser aber baute sich ein Haus, fing ein Geschäft an und ist nun einer der reichsten Bürger von Mistry, ich glaube sogar Consul irgend einer Duodezmacht.

Obgleich mir der gutmüthige Dâvid von Mistry alle möglichen Genüsse in Aussicht stellte, unter denen die Besichtigung seines sogenannten Arsentials und seines Landguts, welches, wie ich später vernahm, die reinste Wüste sein und den Namen „Sandbüchse“ wohl verdienen soll, so vermochte ich doch nicht, den ganzen Tag über hier stille zu sitzen, sondern benutzte das Wohlwollen dieses Würdenträgers dazu, um mir von ihm zwei berittene Polizeisoldaten als Bedeckung auf einem Ausflug zu den Ruinen des kleinen Leptis zu verschaffen. Da der große Mann sah, daß ich doch nicht zu halten war, so verschaffte er mir denn auch die gewünschten Hamba's in möglichst kurzer Zeit, versah mich gnädigst mit einem seiner eignen Pferde, einem etwas lahmen Schimmel, und so konnte ich schon um 9 Uhr Morgens nach dem Orte meiner Wünsche aufbrechen. Die Hamba's, einer ein prächtiges Exemplar von einem Halbwilden, der andere etwas fettleibig und, wie man zu sagen pflegt, „aus dem Leim“ gegangen, auch, wie alle fetten Leute, jeglicher Bewegung abhold, diese tapferen Krieger behaupteten, die Gegend zu kennen, und folglich verließ ich mich völlig auf sie. Hätte ich freilich ahnen können, daß ihre große Kenntniß von der Gegend ein fünfständiges Verirren zur Folge haben sollte, so würde ich mich lediglich auf mich selbst verlassen haben. Indeß dieses kleine Abenteuer war mir vom Schicksal erst für den Abend aufgespart und der Hinritt nach dem kleinen Leptis erfolgte wenigstens ohne Unfälle.

Uebrigens mögen mich die Archäologen mit ihrem Zorn verschonen, daß ich hier so gradezu von einem Leptis rede, da ja der wirkliche Punkt, auf welchem das alte Leptis mikra, das

Kleine Leptis, lag, noch unter ihnen ein Zankapfel ist. Nicht dieses kleine Leptis zu sehen, hätte ich sagen sollen, ritt ich aus, sondern vielmehr, um dasselbe zu suchen, oder um mir die verschiedenen alten Steinhaufen anzusehen, welche sich den Ruhm streitig machen, die Repräsentanten dieser antiken *civitas libera et immunis* zu sein.

Längs der Meeresküste war der Weg nicht zu verfehlen, und da wir diesen am Vormittag verfolgten, so konnte die topographische Kenntniß der Gamba's keine Ortsverirrung zur Folge haben. Ein dreistündiger Ritt längs einem sandigen Strande brachte uns denn auch wirklich an einen Ruinenhaufen, welcher hier ganz vereinzelt liegt, d. h. es befinden sich keine modernen Gebäude oder bewohnte Reiserhütten in seiner nächsten Nähe. Diesem Umstand kann man es wohl zuschreiben, daß die Steine nicht, wie bei so vielen andern antiken Ruinen, zu neueren Bauten verschleppt worden sind. Die hier befindlichen Ruinen nehmen einen zu ansehnlichen Raum ein, um einer bloßen Villa oder einem Dorfe angehört zu haben. Es sind offenbar die Reste einer wenn auch nur bescheidenen antiken Stadt, ob aber die des kleinen Leptis, das ist eine Frage, die ich einstweilen noch nicht entscheiden möchte, zumal wir bald sehen werden, daß noch andere Trümmerhaufen sich diesen Namen streitig machen. Das Einzige, was von diesen Ruinen erhalten ist, sind die Cisternen, von denen noch sechs Gewölbe stehen, aber halb verschüttet sind. Zur Zeit Desfontaines', welcher diesen Ruinen, die er nach dem Namen des etwas davon entfernten Castells, Lempta, nennt und nach Shaw's Ansicht für die von Leptis hält, im Jahre 1784 besuchte, scheinen sie sich noch einer größeren Ausdehnung erfreut zu haben, denn er läßt sie einen Umkreis von anderthalb Seemeilen einnehmen (*des monceaux de pierres, qui occupent un terrain d'un mille et demi de circonférence*).

Etwa eine Viertelmeile von diesen Ruinen entfernt,

trafen wir ein kleines Dorf, Namens Lamta oder Lambda, sowie ein dabei liegendes altes Castell, welches ich besuchte und insofern interessant fand, als es mir dem Alterthum anzugehören schien, wahrscheinlich der byzantinischen Periode, wie der zusammengestückelte Charakter seines Baumaterials, unter dem ich auch einzelne unbedeutende Fragmente von älteren Inschriftstafeln sah, bekundet. Sonst sind hier keine Ruinen; da aber Lamta ein bewohnter Ort ist und schon lange bestanden zu haben scheint, so dürfte die Abwesenheit ansehnlicherer antiker Baureste wohl durch die Verwendung der Trümmer der antiken Stadt als Material zum Bau des modernen Forts erklärt werden. In der That sah ich Spuren, wenn auch nur schwache Spuren einer solchen Verwendung antiker Baureste. Auffallend ist es jedenfalls, daß dieser Ort Lamta oder Lambda in seinem Namen eine Verstümmelung des Wortes Leptis darbietet. Dieser Umstand hat Einige zur Annahme bewogen, daß hier und nicht in dem nahen größeren Ruinenhaufen wirklich das antike Leptis zu suchen sei, zumal da ja ein Ueberrest aus dem Alterthum, das Castell, noch vorhanden ist und die Abwesenheit anderer Ruinen erklärt werden könnte. Jedoch giebt es in derselben Gegend, etwa 10 Milliarier von hier, noch einen andern Ort, dessen Name ebenfalls große Ähnlichkeit mit Leptis zeigt, nämlich das am Cap Dimâss gelegene Ledschab.

Da auch bei Ledschab sich antike Ruinen befinden, welche Andere bestimmt haben, dort die fragliche Stadt zu suchen, so kennen wir nun dreierlei verschiedene Orte, deren jedem Archäologen die Stelle von Leptis mikra zugewiesen haben, nämlich Lamta (Lambda oder Lempta), Ledschab und die obengenannten Ruinen, etwa anderthalb Milliarier von Lamta entfernt. Legen wir den Maassstab der Entfernungsangaben des Itinerars hier an, so leuchtet uns gleich die Unzulässigkeit wenigstens des einen dieser drei Orte ein, nämlich diejenige von

Lebſchab, welches dicht beim Cap Dimâſſ, alſo etwa 40 Milliar-  
 rien von Thyſdrus (el Dſchem) und etwa eben ſo viel von  
 Hadrumet entfernt liegt, während nach dem Itinerar Leptis  
 von erſterem nur 33, von letzterem gar nur 18 Milliar-  
 rien abgelegen war. Mit der Localität Lamta ſtimmen jedoch dieſe  
 Entfernungsangaben ſo ziemlich überein. Welcher aber von  
 den beiden Ruinenplätzen, die hier in einer Nähe von ander-  
 halb Milliar-rien beiſammen liegen, könnte wohl Leptis ſein?  
 Ich muß geſtehen, daß ich alles Kopfzerbrechen hierüber für  
 unnütz halte. Die beiden Orte liegen ſo nahe, daß es ſehr  
 gut möglich iſt, daß beide zuſammen einſt unter einem gemein-  
 ſchaftlichen Namen begriffen wurden. Dabei braucht man gar  
 nicht an eine ſo große Ausdehnung der Stadt, die ja, nach  
 allen Quellen, nur klein war, zu denken, ſondern kann nach  
 Analogie anderer byzantinischer Städte annehmen, daß das  
 eine vielleicht nur die Feſtung Leptis, d. h. nicht die römische,  
 welche in der Stadt geweſen ſein muß, ſondern die ſpättere  
 byzantinische, das andere die Stadt Leptis geweſen ſei, welche  
 möglicherweise ſchon in Verfall gerathen war, als die Feſtung  
 noch immer ihrem ſpeciellen, ihr von den byzantinischen Herr-  
 ſchern verliehenen Zweck entſprach. Der ſpät-römische Charakter  
 jenes Forts läßt vermuthen, daß der byzantinische Gouverneur  
 von Byzacion, welcher, wie wir aus dem Codex des Juſtinian  
 erfahren, in Leptis und in Capſa (dem heutigen Daſca) alter-  
 nirend reſidirte, in der Feſtung vor der Stadt dieſe ſeine  
 Reſidenz hatte, da ihm wohl das Städtchen für ſeine Würde  
 als zu unbedeutend erſcheinen mochte, um innerhalb ſeiner  
 Mauern zu wohnen, oder da es, wie bereits angedeutet, zur  
 Byzantinerzeit in Verfall war, vielleicht gar keine Mauern  
 mehr hatte, was die Abweſenheit byzantinischer Trümmer in  
 Lamta wahrſcheinlich macht.

Von Leptis haben wir nur ſehr ſpärliche Berichte. Außer  
 bei Ptolemäos, in der Peutinger'schen Tafel und im Itinerar

wird es noch vom Geschichtschreiber von Cäsar's afrikanischem Krieg genannt und zwar als eine nahe bei Ruspina gelegene steuerfreie Stadt, *oppidum liberum* (eine Eigenschaft, welche auch Plinius bestätigt), deren Bürger die ersten in Afrika waren, sich zur Partei des Cäsar zu bekennen. Seine Befestigungswerke werden als vortrefflich bezeichnet, da es den Angriff des Labienus mit Leichtigkeit zurückwies. Daß hier vom kleinen Leptis und nicht etwa von dem großen bei Tripolis gelegenen die Rede ist, geht aus der Anführung der Nähe Ruspina's hervor. Dagegen waren jene Leptitaner, denen Cäsar am Ende des Krieges schwere Geldstrafen auferlegte, unzweifelhaft die Bürger des großen Leptis. Zur Zeit der byzantinischen Herrschaft scheint Leptis oder vielmehr, wie ich vermurthe, seine nahe Festung eine gewisse Bedeutung gehabt zu haben, da es als eine von den beiden Residenzen des Gouverneurs der Provinz Byzacium genannt wird. (*Dux Byzacenaë in Capsa et in altera Lepti interim sedeat. Codex Justinian. I. 27. lex 2.*)

In zusammengezogener Form erscheint der Name Leptis minor in den Concilsberichten als *Leptiminensis Episcopatus*, von dem uns vier Bischöfe bekannt sind: Demetrius (255), Romanus (411) und Fortunatianus (484), welche auf den Concilen zu Karthago erschienen, und Crescentius (641), welcher die Beschlüsse des Concils der Byzacena gegen die Monotheliten unterzeichnete.

Nachdem ich bei den höchst uninteressanten Resten von Leptis eine unfruchtbare Stunde zugebracht, war es mein Wunsch, doch noch etwas vom innern Lande zu sehen und zwar hatte ich mein Augenmerk vorzüglich auf einen kleinen Ort, Namens Sayda oder Sayada, gerichtet, in welchem Einige das Uzita des Cäsarischen Krieges wiedererkennen wollen. Ich theilte diesen Wunsch den beiden Hamba's mit und hörte zu meiner Freude, daß dieselben mit jener Localität wohl bekannt

seien. Wir begaben uns also auf den Weg. Wohl schien mir die Richtung nicht die, in welcher Sayda nach meiner Karte liegen mußte, aber Karten können sich irren und so wegerfahrene Menschen, wie meine Hamba's, werden mich doch nicht auf den Holzweg führen, so dachte ich. Anfangs ritten wir zwei Meilen über hügeliges Terrain landeinwärts, bald durch Olivenwälder, bald durch wildes Gestrüpp, bald über Theile angebauten Landes. Da wir meiner Rechnung nach schon längst Sayda erreicht haben mußten, wenn es überhaupt in dieser Richtung lag, so fing ich an, ungeduldig zu werden und fragte zu wiederholten Malen die Hamba's, wann denn Sayda sich zeigen würde. Gleich müssen wir da sein, lautete jedesmal die unerschütterliche Antwort. Endlich sahen wir etwas am Horizonte auftauchen, das mir von Weitem ausah, wie menschliche Wohnungen, und daneben waren einige pyramidenförmige Erhöhungen, welche meine Hamba's auf meine Fragen für „alte Steine“, d. h. Ruinen erklärten. Wir ritten auf die vermeintlichen Ruinen zu und sahen bald, daß es ganz gemeine arabische Zelte, nur etwas höher, als die gewöhnlichen, waren. Beim Lager angelangt, fragten wir die Zeltbewohner, die äußerst ärmlich aussahen, nach Sayda. Nun wurden wir tüchtig ausgelacht, denn Sayda befand sich in ganz entgegengesetzter Richtung. Als ich jetzt den Hamba's meinen Unwillen zu erkennen gab, hatte ich das komische Schauspiel, zu sehen, wie sie sich gegenseitig des Irrthums anlagten. Der Wilde beschuldigte den Dicken, dieser habe sich als des Weges kundig ausgegeben, und der Dicke gab die Beschuldigung hundertfach zurück. Zuletzt geriethen sie sich in die Haare, stiegen von den Pferden und rausten sich in der wildesten Manier, wobei jedoch der Feiste bald auf den Boden zu liegen kam und nun fürchterlich durchgeprügelt wurde. Jede Intervention von meiner Seite wäre hier fruchtlos gewesen; die Tuniser sind im Ganzen ein sanftes Volk, wenn sie sich aber einmal erhitzen

und aneinander gerathen, dann sind sie desto schwerer zu beruhigen. Indessen sollte auch diese Scene ihr Ende haben, welches nicht ohne eine komische Seite war, denn der Unterlegene wurde erst dann wieder befreit, als er sich willig zeigte, alle Schuld des Irrthums auf sich zu laden und so in meinen Augen als Sündenbock dazustehen, damit ich in meinem Bericht an den Dâhid nur ihn und nicht seinen Gefährten anklagen möge. Natürlich wurde ich durch die eingeprügelte Selbstanlage des armen Teufels nicht getäuscht, ich hatte eigentlich auch gar nicht im Sinne, irgend Jemand anzuklagen, da nur Dummheit und nicht böser Wille im Spiele war. Da mir aber daran gelegen sein mußte, so schnell wie möglich wieder auf den richtigen Weg zu kommen, so benutzte ich diese Furcht vor der Anklage, um beiden Hamba's Eifer einzujagen. Sie gaben sich auch wirklich alle Mühe, den rechten Weg nach Mistyr, denn Sayda mußte ich jetzt aufgeben, auszukundschaften, und da erhielten wir die angenehme Nachricht, daß wir denselben Weg, auf dem wir uns hieher verirrt hatten, wieder rückwärts nehmen mußten.

Dies gelang uns jedoch nicht ohne Führer, einen Araber von dem elenden Dorfe, auf das wir gestoßen waren. Dieser arme Mensch ließ sich mit mir in ein Gespräch ein, und ward bald so mittheilhaft, daß er mir das traurige Loos seines Stammes klagte, welcher früher einer der reichsten gewesen, nun aber durch die schändlichen Erpressungen eines hohen Regierungsbeamten in die tiefste Armuth gestürzt worden sei. Wer, werden sich meine Leser denken, war wohl jener höhere Beamte, dessen Tyrannei den Stamm aller seiner Habe beraubt hatte? Niemand anders, als mein lebenswürdiger Wirth, der Dâhid, dessen Schimmel ich ritt und in dessen Dienst die mich begleitenden Hamba's standen. Ein solcher Blick hinter die Coulissen wird dem Reisenden in moslimischen Ländern selten zu Theil, da die Leute meist zu mißtrauisch

und dem Fremden gegenüber zu schweigsam sind. Da sie aber auch, selbst wenn sie einmal mittheilsam werden, nicht immer die Wahrheit sagen, so stand ich doch noch an, gleich so viel Schlechtes von meinem Wirth, dem Dâhid, zu glauben. Vermuthend, daß der Stamm selbst dem Dâhid wohl Ursache zu seiner Handlungsweise gegeben habe, fragte ich weiter und erhielt nun eine Auskunft, welche dem Würdenträger keine Entschuldigung übrig ließ. Dieser hatte nämlich dem Stamme schon seit einer Reihe von Jahren so hohe Steuern aufgeladen, daß die Araber, unfähig, sie länger zu leisten, einen der Ihrigen nach Tunis, natürlich nicht ohne die unumgänglich nöthige Bestechungssumme, an den Minister schickten, um von diesem Ermäßigung und eine Sistirung des ganz gesetzwidrigen Gebahrens des Dâhid (denn die Steuern betrugten viel mehr, als die der Regierung zu leistenden) zu erlangen. Aber der Dâhid hatte Wind von der Sache bekommen. Auch er besaß seine Freunde in Tunis und diesen gelang es so gut, die Forderungen des Stammes zu vereiteln, daß dessen Bestechungssumme zwar angenommen, der Ueberbringer aber in Fesseln an seine eigene Provinzialbehörde gesandt wurde, die natürlich Niemand anders war, als der Dâhid selbst. Mein Erzähler behauptete, der Gouverneur habe den Abgesandten sterben lassen und zwar unter dem Stocke. Das schien mir aber eine orientalische Uebertreibung, da ich wußte, daß die Rachsucht tunisischer Würdenträger stets einen goldnen Boden hat und der Tod des armen Teufels nichts eintragen konnte. Was aber keine Uebertreibung, und eine Form der Rache war, wie sie ganz in der Gewohnheit dieser Herren lag, das heißt eine einträgliche Rache, das war die Razzia, welche der Würdenträger bald darauf gegen den Stamm ausübte; ihre Folgen habe ich selbst gesehen, daß nämlich der Stamm gänzlich verarmt ist, fast kein Vieh mehr besitzt und beinahe Hungers stirbt.

Das Glend schien den uns führenden Araber gegen alle noch künftigen Schläge des Schicksals völlig gleichgültig zu machen, denn als ich ihn fragte, ob er nicht fürchte, daß ich, der ich doch in des Dâhid's Haus wohne, diesem mittheilen werde, wie schwer er ihn beschuldigt habe, schüttelte er den Kopf und sagte: „Wenn Sie's auch erzählen, schaden kann es uns doch nichts, denn jetzt kann uns der Dâhid nichts mehr nehmen.“ Unwillkürlich dachte ich dabei an die Worte des Jubenal:

*Cantat vacuus coram latrone viator.*

Dergleichen Erfahrungen sind mir zwar nichts Neues mehr, aber sie pflegen doch immer wieder einen verstimmenden, ich möchte sagen beschämenden Eindruck hervorzubringen, denn der Reisende kommt sich fast wie der Mitschuldige dieser Dâhid's, welche oft den Vorwand seiner Gegenwart benutzen, um die armen Araber noch mehr auszuplündern, vor; er lebt mit diesen Würdenträgern auf freundschaftlichem Fuße, wohnt in ihrem Hause, ißt an ihrem Tische und doch kann er sich nicht verhehlen, daß Alles, was ihm geboten wird, gestohlen ist. Freilich gelangt nicht jeder Europäer zu einer so beschämenden Einsicht in den wahren Zustand der Dinge. Wie mancher Tourist sieht von den Menschen und Verhältnissen in diesem Lande nur den Sonntagstaat, die übertünchte officiële Seite; und es ist auch vielleicht gut so; denn thäte er oft, so wie ich heute, einen Blick hinter die Coulissen, wie sehr würde ihm der Anblick jener Schurkerei und jenes Glends alle Freude rauben, und zwar ganz unnützer Weise, denn irgend Etwas zur Erleichterung des Looses der Unglücklichen zu thun, ist dem Europäer doch unmöglich; im Gegentheil, seine Dazwischenkunft schadet nur. Es ist öfter vorgekommen, daß Missionäre oder sonstige wanderlustige Menschenfreunde sich für die von der Regierung Bedrückten interessirten und auch wirklich eine zeitweise Ermäßigung des Druckes erlangten; aber menschlicher wäre es

gewesen, hätten sie sich solcher Vermittlung ganz enthalten, denn in allen Fällen wurden ihre Schützlinge später, als ihr gütiger Protector abgereist war, desto schlechter behandelt und die Behörde rächte sich an ihnen für die Demüthigung, den Wünschen eines Rummy nachgegeben zu haben, auf desto grausamere Weise. Es ist wahr, mancher reisende Europäer betreibt die Menschlichkeit nur als Marktschreierei und beabsichtigt nur, ausposaunen zu können, er habe die Regierung gezwungen, irgend ein schreiendes Unrecht gegen einen Unterthan wieder gut zu machen. Daher große Bewunderung seiner Humanität von Seiten der guten alten Weiber hinter dem Strickstrumpf in Europa! Aber Niemand kümmert sich um die schließlichen Folgen dieser ungeschickten Intervention. Man muß sich nur nicht vorstellen, als beruhe die Willfährigkeit und Gefälligkeit der Regierung gegen Europäer, die Gastfreundschaft, die sie ihnen angedeihen läßt, und die vielen kleinen Dienste, die sie ihnen leistet, auf einer freiwilligen, selbstständig wohlwollenden Gesinnung; sie hat nur ihren Grund in der heutzutage oft wahrhaft übertriebenen Furcht vor europäischen Mächten und vor den Klagen der Consuln bei ihren respectiven Regierungen. Deßhalb wird dem Europäer geschmeichelt und schöngethan, man geht auf seine Wünsche ein, hört seine Klagen an, verspricht viel und erfüllt sogar Einiges, aber das Alles ist nur Comödie, und kein erfahrener Reisender wird sich auch nur einen Augenblick dadurch täuschen lassen.

Unter Anhörung dieser Erzählung waren wir bis an's Meer gekommen, nachdem unser heutiger Irrweg uns fünf Stunden Zeitverlust verursacht hatte. Ich entließ den Führer mit einem Geldgeschenk, ein Umstand, welcher dazu führen sollte, mich abermals einen unwillkommenen Einblick in die Verhältnisse dieses Landes thun zu lassen. Denn kaum war der Araber einige hundert Schritte hinter uns, so sprengte

auch schon der eine Hamba ihm nach, und ich beobachtete aus der Ferne, wie sich ein heftiger Streit zwischen beiden entwickelte, in welchem der Araber gewiß den kürzeren gezogen hätte, wäre ich nicht schnell herbeigeeilt. Der Grund des Streits wurde mir auf der Stelle klar, obgleich der Araber sich fürchtete, ihn anzugeben. Der dicke Hamba, denn es war dieser durchgeprügelte Feigling, der als würdiger Nachahmer seines Herrn die Tyrannei im Kleinen betrieb, hatte den armen Menschen unter Drohung, ihn seiner rebellischen Reden wegen beim Dâhid zu verklagen, zur Herausgabe des von mir erhaltenen Geldes zwingen wollen. Dießmal rettete ihn freilich meine Dazwischenkunft, aber ich zweifle, ob sie ihm wirklich etwas genützt hat, denn diese kleinen Tyrannen, die Hamba's, scheuen oft nicht einen Mitt von vielen Stunden, wenn es gilt, eine, selbst noch so geringfügige Geldsumme zu erpressen. Nun aber hielt ich mich jeder Verbindlichkeit, die ich etwa konnte eingegangen sein, den Hamba nicht anzuklagen, für ledig und beschloß, die ganze Geschichte unsres Berirrens vom Wege dem Dâhid mitzutheilen.

Erst sehr spät langten wir wieder in Mistry an, wo mich der Dâhid mit seinem schönsten schmunzelnden Lächeln empfing und mich zum Abendessen einlud. Aber der Würdenträger war mir plötzlich so antipathisch geworden, daß ich große Müdigkeit vorschützte und mich zurückzog, nicht jedoch ohne ihm die Geschichte unsrer Irrfahrt und das Benehmen der Hamba's geschildert zu haben. Ihre Prügelscene und die versuchte Gelderpressung lockten dem Dâhid nur ein Lächeln ab, wohl aber versprach er, die Hamba's für ihr Irreführen vom Wege zu bestrafen, und zwar durch einen Abzug von ihrem ohnehin geringen Lohn. So dient Alles dazu, die Taschen dieser Blutfänger zu füllen, aber das arme Volk allein leidet darunter, wenn einem Beamten oder selbst auch nur einem Polizeisoldaten Geldstrafe auferlegt wird, denn er hält sich

unfehlbar durch Erpressungen für die Summe schadlos, die ihm sein Chef abgenöthigt hat.

Bei meiner Rückkehr auf das Schiff fand ich am folgenden Morgen den Capitän Paolo, sowie den anglisirten Neger Bomba höchst angegriffen und blaß aussehend, wovon sich die Ursache durch einen entsetzlichen Branntweingestank, den die beiden ausduften ließen, klar herausstellte, und mir kein Zweifel darüber blieb, zu was diese Seemänner ihren Ruhetag in Mistry benutzt hatten. Indes war der schlimmste Kausch schon ausgeschlafen und die Abfahrt konnte ungehindert von Statten gehen. Unsrer Weiterfahrt führte uns bei den kleinen Kuriat-Inseln, den Tarichiae der Alten, vorbei, zum größten Theil aus kahlen Kalksteinfelsen bestehend, in denen man zahlreiche Kammern und Gänge (möglicherweise schon im Alterthum) ausgehauen hat. Nach mehreren Stunden im seichten Fahrwasser von einer ruhigen, von günstiger Luftströmung begleiteten Fahrt beim Râss Dimâss angelangt, ließ ich mich im Rahn an's Land setzen, während der Cutter selbst ziemlich weit im Meere halten mußte. Das Ruinenfeld, welchem meine Landung galt, zeigte sich von sehr großem Umfang, aber kein hervorragendes Denkmal konnte ich erblicken. Die ganze Bodensfläche, auf welcher die alte Stadt lag, ist nun angebaut und der Pflug, der über ihr Fundament ging, hat nur sehr wenige Steine an ihrer ursprünglichen Stelle gelassen. Die einzigen Bauten, welche ich dem Grundriß nach zu unterscheiden vermochte, waren: ein kleines Amphitheater und die wahrscheinlich byzantinische Citadelle, sowie einige 20 Cisternen, letztere hier wie überall die massivsten Strukturen. Der Hafen war ein künstlicher, von großen in die See hineingebauten Steindämmen geschützt, deren Spuren noch sichtbar. Eigenthümlich ist deren Baumaterial, nämlich nicht Werksteine oder große Felsblöcke, noch auch die unregelmäßigen kleineren Steine, wie bei andern ähnlichen Dämmen,

sondern Backsteine, und zwar, wie mir schien, von der Form, welche die Alten Pentadoron nannten, etwa 20 Zoll lang und ebensoviel breit, durch einen außerordentlich festen Mörtel verbunden. Zur Zeit von Desfontaines' Reise scheinen namentlich die Cisternen noch besser erhalten gewesen zu sein, als sie es heute sind. Er beschreibt deren 25 und behauptet, daß noch einige Gewölbe zu seiner Zeit standen. (Beyssonel und Desfontaines Voyages dans les Régimes de Tunis et Alger. Paris 1838.)

In der Nähe des Cap Dimassi befindet sich jenes kleine Dorf Ledschab, in welchem Einige den Namen Leptis wiedererkennen wollen und deßhalb in den beim Cap gelegenen Ruinen die Reste jener Städte erblicken. Nach Ptolemäos und der Peutingerschen Tafel wird es jedoch wahrscheinlich, daß hier die Lage des berühmten Thapsus sei, bei welchem Cäsar seinen Hauptsieg über Scipio, den numidischen König Juba und die Pompejaner erfocht. Das Itinerarium Antonini Augusti führt diesen Ort nicht an, ein Beweis, daß er wohl im zweiten Jahrhundert jene Bedeutung verloren haben mochte, welche er zu Cäsar's Zeit noch besaß. Die Beschreibung der sichern und geschützten Rhede von Thapsus in Cäsar's afrikanischem Krieg paßt vollkommen auf das Fahrwasser beim Rast Dimassi, und die Nähe von Ruspina, wo sich Cäsar zu Anfang des Krieges befand, verhindert uns, den Aufenthaltsort seiner Schiffe in entferntere Buchten zu verlegen. Zudem sahen wir in der Nähe dieser Ruinen eine Ssebcha (Salzsee), ganz jenem stagnum salinarum entsprechend, welches Hirtius, der Geschichtschreiber von Cäsar's afrikanischem Krieg, bei Thapsus beschreibt. Allerdings möchte die schmale Landzunge zwischen dieser Ssebcha und dem Meer jetzt nicht mehr anderthalb Milliarren breit sein, wie zur Zeit Cäsar's, aber dieser Umstand wird durch das Vordringen des Meeres hinreichend erklärt. Trotz der Wahrscheinlichkeit, welche

für die Lage des alten Thapsus am Râss Dimâss spricht, hat der englische Archäologe Davis diese Stadt in dem heutigen Mahdiya, eine Meile südlicher am Strand gelegen, erblicken wollen. Aber Davis scheint mir an dieser ganzen Küste die Lage der alten Städte verrückt zu haben; sein Hauptirrthum, Hadrumet in Hammâmât zu erblicken und Sussa für Ruspina zu halten, hat ihn auch dazu geführt, am Râss Dimâss Leptis zu suchen und da mußte Thapsus natürlich nach Mahdiya verwiesen werden. Den Umstand, daß Thapsus in späterer Zeit wohl nicht mehr die Bedeutung wie zu derjenigen Cäsar's gehabt habe, scheint auch die That- sache zu bekräftigen, daß, obgleich es in der christlichen Periode als Bisthum vorkommt, also noch existirte, es doch nur als ein unbedeutendes erscheint, da während der 5—6 Jahr- hunderte des Bestehens des Christenthums in Afrika nur ein einziger Bischof von Thapsus auf den Concilen erwähnt wird, nämlich Vigilius, welcher mit seinen Collegien 484 von Hunerich verbannt wurde, übrigens mehrere geistliche Werke hinterließ, die uns noch erhalten sind (Morcelli Afric. Christ. I, 307).

Nach dieser letzteren Stadt wandte sich nun auch der von mir gemiethete kleine Cutter. Paolo behauptete, daß, obgleich Mahdiya natürlich ebensowenig wie irgend eine andre Stadt der Regentschaft einen Hafen besitze, die offene Rhede doch bei dem herrschenden Winde Sicherheit genug biete, so daß meinem Plan, einen Tag in Mahdiya zu bleiben, nichts im Wege stand. Die Fahrt war eine sehr kurze, nach welcher ich mich im kleinen Rahn an's Ufer rudern ließ und mein Absteigequartier im Regierungshause, dem sogenannten „Hause des Bey“, nahm, wo mich der Chalysa, an welchen ich ein officiellcs Empfehlungsschreiben aus Tunis besaß, höchst zuvorkommend empfing. Das von ihm mir angewiesene Zimmer besaß zwar alle möglichen Vortheile, nur leider nicht den schätzbarsten von allen, außer mir unbewohnt

zu sein. Ich mußte es zu meinem Leidwesen mit einer Legion jener kleinen Thierchen, welche wie die Moslims sagen, „am Meisten von Gott geliebt werden“, theilen.

Daß an der Stelle des heutigen Mahdiya im Alterthum schon eine Stadt gestanden habe, kann Niemand zweifelhaft bleiben, der das vielfach beim Bau der jetzigen Häuser benutzte antike Material betrachtet, oder seine Schritte zu dem noch vorhandenen antiken Hafen wendet, der ein beinahe ganz geschlossener phöniciſch-karthagiſcher Cothon war oder vielmehr noch ist, und nur durch den angeschwemmten Sand unbrauchbar gemacht wird; er könnte jedoch mit ebensoviel Leichtigkeit wiederhergestellt werden, wie von den Franzosen in Scherschell bei Algier der alte Cothon von Julia Caesarea oder Jol restaurirt wurde. Außerdem hat ein Riesenwerk, eine über hundert Fuß tiefe in den Fels gehauene antike Cisterne alle Bauten der einstigen Römerstadt überdauert.

Welchen Namen sollen wir der hier gelegenen antiken Stadt beilegen? Der Italiener Graf Castiglione hat in ihr der Namensähnlichkeit mit einer dicht bei Mahdiya im Mittelalter gelegenen Stadt Sulya wegen, das von Strabo (XVII, 834) in diesem Theile von Afrika erwähnten Zella erblicken wollen, eine Stadt, über deren genauere Lage wir auch nicht das Geringste wissen, nur daß man aus dem Umstand, daß Strabo es mit Acholla zusammennennt, schließen kann, daß es nicht weit von jener Stadt lag, welche letztere man in dem einige Meilen südlicher gelegenen el 'Aliya wiedererkannt hat. Gewiß war das Zella des Strabo mit jener in Cäsars afrikanischem Krieg zweimal erwähnten Stadt Zeta (Hirtius Bell. Afric. 68 u. 74) identisch. Der Umstand, daß Cäsar's Lager, welches, nachdem er Leptis, Ruspina und Acholla verlassen, nach Algar verlegt worden war, das wir wohl beim heutigen Dſchemäl suchen müssen (der große Fruchtreichthum dieser Gegend, wie bei Hirtius geschildert, paßt auch trefflich auf

Dſchemâl), 18,000 Schritte von Zeta ablag, während Scipio, der damals noch Thapsus innehatte, nur 10,000 Schritte von ihm entfernt war, scheint diese Identität vollkommen zu bestätigen, da Thapsus von Mahdiya etwa 10, letztere Stadt aber von Dſchemâl etwa 18 Milliarien abliegt. Uebrigens finden wir Zeta in den Concilsberichten wieder unter der Namensform Zella, doch wird nur ein einziger Episcopus Zellenſis erwähnt, Donatianus, der 411 auf dem Concil zu Karthago erschien.

Seine bedeutungsvollste Zeit hat jedoch Mahdiya nicht im Alterthum, sondern im Mittelalter, in der Glanzperiode der maurisch-arabischen Civilisation, gesehen, als es die prachtvolle Hauptstadt des Chalifen Mahdy, 'Obayd Allah, des Beherrschers von ganz Nordafrika, war. Dieser Fürst, welcher die Aglabitische Dynastie gestürzt und seine eigne die 'Obayditische oder Fatimitische an deren Stelle gesetzt hatte, wollte auch eine neue Hauptstadt an Stelle der bisherigen, Dayruân und des nahen Sfabra, gründen und deßhalb läßt sich wohl annehmen, daß er hier, wie el Bakry behauptet, eine vollkommen neue Stadt erbaute, da wohl seit der Römerzeit der Ort nicht mehr bewohnt war. Der seltsame, von Edryſſy noch im 12ten Jahrhundert bezeugte Gebrauch der Bürger von el Mahdiya, ihre Todten nicht hier zu begraben, sondern sie zur See nach Mistry zu führen, läßt vermuthen, daß el Mahdy wohl von letzterer Stadt zahlreiche Einwohner nach der von ihm gegründeten Residenz überzusiedeln bewog, welche dann fortführen, in ihrer ursprünglichen Heimath ihre Familiengrüfte zu besitzen. Acht Jahre, von 912—920 p. Chr. u. dauerte der Bau der Chalifenstadt, welche nun auch der Hafentort des etwa 13 Meilen entfernten Dayruân, zur Beinträchtigung des näher gelegenen Sussa, ward. Zu jener Zeit führte diese Küstenlandschaft im engeren Sinne den in solcher Anwendung höchst eigenthümlichen und irreführenden

Namen Fryqiya (Afrika), und dieser Name, welchen die ersten arabischen Eroberer ihr beigelegt, wurde seltsamer Weise zuweilen ganz ausschließlich auf die Schwesterstadt el Mahdiya's und seine spätere Vorstadt, Suyla, angewandt. Er scheint sogar von den Europäern auf Mahdiya selbst bezogen worden zu sein, da noch Desfontaines (1784) schreibt: „La ville Madia ou Africa.“ Aus jener Zeit des höchsten Glanzes der Chalysenstadt besitzen wir nur spärliche Nachrichten. Dieselbe blieb übrigens nur sehr kurze Zeit auf ihrem Gipfelpunkt, denn bereits im Jahre 945 unserer Zeitrechnung verlegte el Mahdy's Enkel, Issmähl el Mangur ben el Da'ym den Chalysensitz wieder nach der Nghlabytenstadt Esabra, der Schwesterstadt von Dahrüân.

Aber el Mahdiya scheint Lebenskraft genug besessen zu haben, um doch nicht ganz zu sinken. El Bakry schildert die Stadt, ebenso wie ihre Vorstadt Suyla, im 11. Jahrhundert als höchst blühend, im Besitze eines schließbaren, ganz in den Fels ausgehauenen Hafens, in welchem man den alten phöniciſchen, von den Arabern nutzbar gemachten Kothon wiedererkennt. „Die Stadt el Mahdiya“, so erzählt der Geograph von Cordoba, „hat eine durch sechzehn große Thürme vertheidigte Ringmauer; zwei ihrer Thore sind von Eisen und wiegen zusammen 2000 Centner; jeder einzelne Nagel daran ist sechs Pfund schwer. Im Innern der Stadt sind 160 große Cisternen, außerdem noch Piscinen, welche durch eine von el Mahdy 'Obayd Allah gebaute Wasserleitung gespeist werden. Derselbe Chalys gewann einen Theil des Bodens, auf dem er seine Residenzstadt baute, dem Meere ab.“

In diesem der See abgerungenen Stadttheil stand zu el Bakry's Zeit die schöne große, siebenſchiffige Hauptmoschee, sowie die Paläste el Mahdy's und seines Sohnes el Da'ym.

Zu Edrissy's Zeit, im 12. Jahrhundert, wird die Stadt von diesem Geographen schon als bedeutend gesunken ge-

schildert. Damals war diese Doppelstadt, welche aus el Mahdiya und Sulya bestand, bereits wieder durch den Verfall der sie verbindenden Stadttheile, auseinandergefallen und bildete nun zwei kleinere Städte. El Mahdiya besaß noch immer seine starke Citadelle, aber das berühmte sogenannte Goldgewölbe 'Obayd Allah's (vermuthlich die Schatzkammer) war verschwunden.

Dieses Goldgewölbe mochte wohl die Geldgier des normannischen Eroberers, Roger von Sicilien, gereizt haben, welcher el Mahdiya im Jahre 1145 einnahm, um es jedoch zehn Jahre später wieder zu verlieren. Schon früher, im Jahre 1088, waren beide Städte Sulya und el Mahdiya, auf kurze Zeit in christliche Hände gefallen, nämlich in die der Pisaner und Genueser. Seitdem scheinen jedoch die Araber ihre ganze Sorgfalt auf die Befestigung verwendet zu haben, denn im Jahre 1390 mußte der französische Admiral Herzog von Beaufort, welcher die genuesische und französische Flotte zum Angriff auf Mahdiya geführt hatte, unverrichteter Sache wieder abziehen. Ebenso wurde sie im Jahre 1519 von Pietro de Navarro, dem spanischen Admiral, vergeblich belagert. Ganz in Verfall gerathen scheint die einstige Chalysenstadt der Fatimynen erst nach der Expedition Karl des Fünften, denn zu Anfang des 16. Jahrhunderts wird sie von Leo Africanus noch als eine belebte Handels- und Seestadt geschildert. Endlich, im Jahre 1551, unter Kaiser Karl dem Fünften, sollte für Mahdiya die Stunde des Unterganges schlagen. Wie Oran, Melilla, Ceuta, und alle Städte Afrika's, welche in die Hände der Spanier fielen, so wurde auch Mahdiya nach der Einnahme aus einer blühenden Handelsstadt ausschließlich eine Festung und ein Gefängniß, eben sowohl für Spaniens Sträflinge, wie für die Besatzung haltenden Soldaten, denn diese konnten außerhalb der Stadt auch keinen Schritt thun. Aus jener Zeit stammen jene massenhaften,

spanischen Festungsrainen, welche man noch heute hier sieht und welche die Spanier selbst, als sie bald nach der Erbauung dieser Forts die unfruchtbare Besizung wieder aufgeben mußten, zu Ruinen gemacht hatten.

„Eine große Ruine“, das ist auch der Eindruck, welchen der Reisende von dem modernen Mahdiya empfängt; denn wenn auch die Stadt noch von einigen dreitausend Menschen, worunter auch eine kleine Colonie Europäer, bewohnt wird, so zeigen sich ihre Gebäude und Straßen doch in einem kläglichen Zustande. Uebrigens scheint Mahdiya jetzt gänzlich jenen geheiligten und folglich für Christen unnahbaren Charakter verloren zu haben, welchen sie noch im vorigen Jahrhundert besaß. Noch Desfontaines wagte im Jahre 1784 nicht, ihre heiligen Straßen zu betreten (*Je n'ai osé y entrer parce qu'elle est réputée sainte par les musulmans*). Heutzutage bildet die Heiligkeit selbst bei Dayruân kein Hinderniß mehr, es zu betreten, geschweige denn bei dem weniger heiligen Mahdiya.

Die Stadtmauern sind ihrer Zinnen beraubt und zeigen zahlreiche Lücken, die Festungsthürme theilweise von oben bis unten gespalten; die Hälfte der Häuser sind Ruinen und die andere baufällig, auch mehrere Moscheen bilden nur noch Trümmerhaufen; die Hauptmoschee, das Regierungshaus und die Daqba (Citadelle) sind die einzigen wohlerhaltenen Gebäude. Erstere, die ich natürlich nicht betreten durfte, soll sehr schöne antike Säulen enthalten.

Der ganze Handel von Mahdiya beschränkt sich jetzt auf die Delausfuhr und diese ist fast ausschließlich in den Händen der etwa hundert Europäer, meist Malteser und Italiener, welche in dieser noch vor 80 Jahren für Christen unbetretbaren Stadt leben, aber ein langweiliges Leben der Verbannung führen. Eine kleine Kapelle und ein Kapuziner, ein gutmüthiger alter Pater, der sogar einen Anstrich von Archäologie besitzt, dienen ihnen zur Erbauung.

Wenn auch die einstige Chalysenstadt jetzt nur eine schwache Bevölkerung besitzt, so rühmte sich doch das Regierungshaus, in welchem ich auf einem prächtigen Divan eine Nacht zugebracht hatte, einer desto größeren Anzahl von Insassen, welche, obgleich nur liliputanische, doch sich recht empfindlich fühlbar zu machen wußten. Deßhalb zog ich es auch vor, die zweite Nacht auf dem Schiffe zu bleiben, nachdem ich meinen Körper sowie meine Kleider vorher einer gründlichen Untersuchung und Reinigung unterworfen hatte, sonst, fürchtete ich, möchten wohl die Schloßbewohner sich auch auf dem kleinen Cutter heimisch gemacht haben.

Da sich das Wetter günstig zeigte, so ließ ich noch am Abend unter Segel gehen. Unser Ziel bildete das etwa 15 Meilen von Mahdya südlich an der Küste gelegene Städtchen Sffaquess oder Sffaquß. Leider ließen wir durch diesen großen Sprung die Ruinen von Sallegta, dem römischen Sylectum, dem Sullectu des Prokop, wo Hannibals vermeintliches Landhaus gewesen sein soll, unbesucht, sowie die interessante Stelle von Achulla, wo die berühmte zweisprachige lateinisch-phönici-sche Inschrift gefunden wurde, das Achola des Ptolemäos, das Achollae der Peutinger'schen Tafel und vielleicht auch das Acilla des Hirtius, das heutige el 'Alliya. An dieser Küste lagen auch Ujilla, jetzt Inschilla genannt (im nächsten Capitel beschrieben) Justinianopolis, dessen Trümmer von Guérin am Ras Capudia, dem lateinischen Caput-Bada, entdeckt wurden, und Kuspe, welches Einige in dem heutigen Schebba wieder erkennen wollen. Ich wußte, daß alle diese Orte Ruinen enthielten, daß diese Ruinen jedoch nichts von Wichtigkeit boten, daß sie nur allenfalls durch dort anzustellende Nachgrabungen noch interessant gemacht werden könnten, und auf Nachgrabenlassen war ich nicht eingerichtet. Nur etwas will ich bei dieser Gelegenheit bemerken, was nämlich das vermeintliche Landhaus des Hannibal betrifft. Dieses soll nach

Shaw, der sich auf Livius' offenbar irrthümlichen Bericht stützt, bei Selleqta, dem alten Sylectum gelegen haben. Dafür, daß ich mich dieser Ansicht nicht anschließen kann, brauche ich keine andern Gründe, als die von Barth und Davis, welche Beide Shaw's Ansicht lächerlich finden. Davis sagt höchst treffend, daß die Erzählung des Livius eine Unmöglichkeit enthalte. Der Historiker läßt nämlich Hannibal am Abend Karthago verlassen und am andern Morgen früh an der Küste zwischen Achollae und Thapsus ankommen. Danach wäre Hannibal vor Erfindung der Eisenbahnen schneller gereist, als man heute mit ihrer Hülfe fortkommt.

Gegen Mittag am folgenden Tage befanden wir uns in dem seichtesten Theil der kleinen Syrte, der von den Dargenna'inseln völlig geschützten Meereshucht von Sffâqess. Dieß ist ohne Zweifel jener Theil des Uferwassers der Byzacena, dessen Ruhe, Sicherheit und Anmuth die alten Autoren bereits rühmen. Auf diese Bucht von Sffâqess scheinen mir denn auch folgende Verse des Corippus bezogen werden zu müssen (Johannis I, 350—355):

Litora Byzacii paribus non alluit undis  
 Opposita tellure salum. Pars lenior aestu  
 Plana jacet, curvis statio concessa carinis.  
 Efficiunt portus nimium vada salsa quietos.  
 His vi nulla Noti placidos extollere fluctus  
 Mota potest; ventus liquidum non territat aequor.

Da diese Rhede so sandig ist, daß die Schiffe ohne Lootsen unmöglich tiefer in sie eindringen können, so beschloßen wir, den Cutter in der Nähe der Inseln halten zu lassen und dann auf dem kleinen Segelkahn diese sowohl als Sffâqess selbst zu besuchen. Diese Inseln, eine größere, etwa drei Meilen lange und in der Mitte nicht eine Meile breite, und eine kleinere, an Ausdehnung etwa ein Viertel des Flächeninhalts der größeren betragend, führen noch heute in ihrem Namen

Dargenna eine der antiken Benennung sehr ähnliche Nomenclatur. Im Alterthum hieß nämlich die größere Cercinna und die kleinere Cercinnitis. Jetzt ist der Name Dargenna auf beide anwendbar und, um sie zu unterscheiden, benennen sie die Araber nach der Himmelsgegend, die größere Dschasyrat esch Scharqy (d. h. die östliche Insel) und die kleinere Dschasyrat el Mharby (d. h. die westliche Insel). Letztere ist dem Festland bedeutend näher, als erstere. Beide werden von einander durch einen sehr schmalen Meeresarm von der Breite des Ahtels einer Meile getrennt. An dieser Stelle wurden die Inseln im Alterthum durch eine Brücke verbunden. Davon letzterer noch Reste vorhanden sein sollen, so ließ ich mich zuerst nach der Meerenge führen.

Die Inseln gewähren, vom Meere aus gesehen, einen für den von Norden Kommenden desto reizenderen Anblick, als ihre Vegetation nicht mehr die des tunisischen Tell, d. h. des nördlich von der Wüste gelegenen Landes, zum großen Theil Hochlandes, sondern bereits ganz die der Oasen der Sahara ist. Wir waren jetzt in dem Theile des mittelländischen Meeres angekommen, wo der Pflanzencharakter des Küstenlandes nicht mehr der sogenannte mittelmeerische ist. Die ganze nach Norden bedeutend vorgeschobene große Halbinsel, welche sich von der kleinen Syrte bis an den Ocean in Marokko ausdehnt, und deren Pflanzentypus im Ganzen demjenigen von Spanien, Italien, Südfrankreich, Griechenland auffallend gleicht, hatten wir nun hinter uns und befanden uns an jenem Küstenstrich von ächt afrikanischem Typus, der sich von der kleinen Syrte bis über Aegypten hinaus hinzieht. Hier wird die afrikanische Wüstensteppe mit ihren Palmenoasen nicht mehr durch das die Küsten umgürtende Hochland vom Meere getrennt, wie im Nordwesten von Afrika. Hier tritt die Sahara (d. h. im Sinne von Vorwüste, wie die Franzosen den Ausdruck in Sahara algérien, tunisien, maroccain ge-

brauchen) dicht an's Ufer heran, ja, sie dringt sogar über daselbe hinaus, denn die in diesem Meerestheil gelegenen Inseln sind gleichsam nur vom Land abgerissene Stücke der Sahara, es sind Oasen mitten im Meere, statt mitten in der Wüste gelegen. Der vorherrschende Baum ist hier, wie in jeder Sahara-Oase die Dattelpalme, deren Wälder und Haine auch diese kleinen Inseln schmücken und ihnen einen so zauberhaften Anblick verleihen, doppelt reizend für den, der bisher die Oasen nur im tiefen Innern sah und jetzt zu seinem Entzücken die schlanken Palmenstämme und zarten Federkronen, jene lieblichsten Gebilde des Pflanzenreiches, sich im Meere spiegelnd erblickt. Einen Palmenstrand am Meere, den findet man nur in diesem glücklichen Theil von Afrika; im eigentlichen Maghreb sucht man ihn umsonst.

Allerdings ist der Pflanzencharakter dieser nördlichsten Ausläufer der Sahara, wenn man sie so nennen kann, noch auf einer Uebergangsstufe begriffen; vom Süden hat er zwar das äußere Gewand entlehnt, aber dem Norden gehören seine Früchte an. So gedeiht auch hier die Olive, welche im Palmentwald sich bescheiden versteckt und von der Küste aus kaum bemerkt wird, besser als die Dattel, deren Bäume doch die Inseln charakterisiren. Die hiesigen Datteln sind klein und wenig schmackhaft, aber sie werden doch reif, während im ganzen sogenannten mittelmeerischen Pflanzengebiet nie eine Dattel die Reife erlangt. Dieß letztere Pflanzengebiet ist der Dattelnzucht entschieden ungünstig; der einzige größere Versuch, der jemals damit gemacht worden ist, die großartige Palmenpflanzung von Elche bei Alicante in Spanien, welche den Arabern ihre Entstehung verdankt, liefert nur höchst traurige Resultate. Ich sah in Elche einen Palmentwald, so groß wie der mancher Oase, aber als ich seine Früchte zu sehen verlangte, wurden mir elende, gelbe, dem Holz an Härte vergleichbare Datteln gezeigt, die von dieser Frucht nichts hatten,

als die Form, und mir wurde versichert, daß selbst ein zweijähriges Hängenlassen die Früchte doch nicht besser zu fördern im Stande sei; darum bleibt auch den Spaniern, wenn sie ihre Datteln in den Handel bringen wollen, kein anderer Ausweg, als das Vaterland dieser Producte zu verläugnen und sie mit den afrikaniſchen zu vermengen und so die gelben Stieffinder der Natur mit den saftigen braunen, zur Reife gebiehenen Früchten in unharmonischem Verein an die zur Hälfte zu täuschenden Kunden abzusetzen. In diesem jedenfalls doch betrügerischen Handelszweig hat man es in Algerien, namentlich in dem halbspanischen Oran, weit gebracht.

Hier ist man in diesen Handelskniffen noch nicht zu derselben Vollendung gelangt. Die Bewohner von Dargenna essen ihre Datteln entweder selbst oder, wenn sie dieselben ausführen, so geschieht es als Pferdesutter, ähnlich wie auch in den nördlicheren algierischen Däsen die Pferde mit den dortigen, den südlichen an Güte nachstehenden Datteln gefüttert werden. Sonst bietet der Boden diesen Inselanern, deren Zahl 3000 nicht übersteigt, noch Oliven, etwas Gerste und Waizen und namentlich das borstige Halskraut (*Marochlea tenacissima*), aus deren Fibern Körbe und dergleichen verfertigt werden. Den reichlichsten Nahrungszweig bietet ihnen jedoch das Meer, dessen Fischreichthum sich wirklich hier als ein außerordentlicher bewährt.

In der die Inseln trennenden Meerenge angekommen, konnte ich von der Brücke, deren Bogen längst eingestürzt sind, nur noch einzelne Pfeiler aus dem Meer hervorragen sehen. Diese Meerenge zeigt die Eigenthümlichkeit, daß sie in ihrer Mitte eine schmale, an fünfzehn Fuß tiefe Strömung besitzt, von den Arabern Fluß (*Ued*) genannt, während zu beiden Seiten höchst seichte Untiefen allen größeren Fahrzeugen die Landung wehren. Von dieser Seestraße wandten wir uns wieder nordöstlich, um den Cutter zu erreichen und

landeten unterwegs an einer Stelle, welche el Mirffä (der Hafen) heißt. In deren Nähe sah ich bei einem auffälligen arabischen Fort einige antike Trümmerreste, und warf einen Blick in's Innere der Insel. Das Hauptdorf Ramla liegt ungefähr in ihrer Mitte, an den westlichen Strand gränzt ein ziemlich großer Salzsee, eine Ssebcha, ein neues Bild der Aehnlichkeit mit der Sahara. Sonst ist die Insel nicht unfruchtbar und verdient gewiß nicht den ominösen Ruf, welchen sie bei den Tunisern genießt. Wäre nicht die Indolenz der Araber, sie könnte gewiß eine fünffach größere Bevölkerung ernähren, als sie jetzt besitzt. Jener schlechte Ruf wird übrigens dadurch erklärbar, daß Dargenna ein Verbannungsort für Verbrecher ist.

Auf den Cutter zurückgekehrt, ließ ich die bisherigen Ruderer (denn das Ruder mußte oft dem schwachen Winde nachhelfen) durch frische Kräfte ablösen und steuerte dann in dem Segelkahn dem Festland zu, welches ich noch vor dem Abend erreichte. Auch Siffâqess macht, vom Meere aus gesehen, ganz den Eindruck einer Palmenoase, eines Stückes der Sahara, das sich bis an's Mittelmeer verirrt hat. Siffâqess ist die bedeutendste südliche Stadt von ganz Tunisien und mag jetzt noch eine Einwohnerzahl von 12,000 Seelen besitzen. Das europäische und jüdische Viertel, von etwa 600 Christen und doppelt so viel einheimischen Juden bewohnt, in ungesunder, sumpfiger Gegend, zwischen dem Meer und der Araberstadt gelegen, war das erste, welches ich betrat. Dieses Viertel ist eine eigne geschlossene Stadt mit Mauern und drei Thoren; das sumpfigste und ungesundeste Quartier dieser an und für sich schon ungesunden Vorstadt ist das eigentlich jüdische, in welchem eine entsetzliche Unsauberkeit herrscht. Die Christen, meist höchst verkommene Subjecte, sind zum größten Theil Malteser. Eine kleine Kapelle, ein Capuziner und drei barmherzige Schwestern dienen ihnen zur Erbauung.

Doch ist ihre Jugend ohne allen Unterricht und wächst in völliger Wildheit und Unmoralität auf, eine würdige Pflanzschule jenes häßlichsten Bevölkerungstheils des Orients, der sogenannten Levantiner (d. h. im Orient gebornen und aufgewachsenen Europäer).

Die Europäer, welche den Orient betwohnen, waren mir immer antipathisch, und wie ich glaube mit Recht. Deshalb verließ ich auch hier in Siffâgess ihr Viertel mit Freuden, um nach der höher gelegenen arabischen Stadt hinaufzusteigen. Diese besitzt zwar nur zwei Thore, ist aber ungleich größer, besser gebaut und reinlicher, als das Juden- und Christenviertel. Ihr Handel besteht hauptsächlich in der Ausfuhr der Producte der Saharaöasen, mit welchen sie durch Karavanen eine lebhaftere Verbindung unterhält. Fünf Moscheen, drei Saaya's (Morânschulen), ein arabisches haufälliges Fort und das Regierungshaus sind die Hauptgebäude. In den Basars herrscht ein lebhafter Verkehr.

Die Stadt macht überhaupt nicht den Eindruck des Verfalls. Sie ist von reichen Palmen- und Olivenpflanzungen umgeben, in welchen man zuweilen auf Reste des Alterthums stößt. Auch in ihren Häusern, der Citadelle, sowie in dem Festungsthurm, auf einem Hügel über ihr gelegen, en Nadur genannt, findet man vielfach das Material antiker Bauten zu modernen Zwecken verwendet. Von den vielen Cisternen, welche diese brunnenlose Stadt besitzt, tragen einige deutlich die Spuren antiker Bauart. Diese Anzeichen haben natürlich zur Vermuthung geführt, daß hier im Alterthum schon eine Stadt gestanden habe. Die Lage entspricht durchaus dem Tarpura des Ptolemäos, dem Taparura der Peutinger'schen Tafel.

Als ich bei eingebrochener Dunkelheit Siffâgess verließ, um auf den Cutter zurückzukehren, machte ich die merkwürdige Erfahrung, daß das Meer einen um 10 Fuß höheren Stand,

als am vorhergehenden Mittag hatte. In keinem Theil des Mittelmeeres besitzen Ebbe und Fluth eine solche Intensität wie in den Syrten, eine Bemerkung, welche, glaube ich, der französische Reisende Desfontaines zuerst gemacht hat. Derselbe stellte verschiedene Messungen hier in Sffâqess sowohl, wie in andern Theilen der kleinen Syrte an und fand einmal den Stand der Fluth fünf, das andre Mal acht Fuß; spricht jedoch die Vermuthung aus, daß derselbe noch größere Verhältnisse erreichen könne, eine Bemerkung, deren Richtigkeit meine oben mitgetheilte Beobachtung zeigt. Seltsam ist Desfontaines' Irrthum in Bezug auf das regelmäßige Eintreffen der Ebbe und Fluth. Er behauptet nämlich, daß der höchste Stand der Fluth in der kleinen Syrte stets um Mittag und Mitternacht stattfindet.

Baolo, der Capitän des kleinen Cutters, machte ein schiefes Gesicht, als ich ihm meinen Wunsch auseinandersetzte, statt direct durch die hohe See nach Tripolis zu segeln, den Schneckenweg der Küste entlang zu erwählen und bei verschiedenen „alten Steinhäufen“ zu landen, wie dieser Malteser höchst respectlos die römischen Ruinen benannte. „Sehr leichtes Fahrwasser“, so meinte er, außerdem auch noch die größte Gefahr vor der Seeschlange, die der treffliche aber etwas abergläubische Capuziner in Sffâqess, wahrscheinlich auf Zureden von Seiten des Maltesers nach Anhörung seiner Geschichte und um ihm etwas Angenehmes zu sagen, gesehen haben wollte. Obgleich Bomba mit in den Chorus einstimmt und auch die arabischen Matrosen ein Geschrei nach den Fleischtöpfen von Tripolis erhoben, so besaß doch die Seeschlange keine Schrecken für mich, und was die allerdings vorhandene Seichtigkeit des Meeres betraf, so war ja der Cutter eigens von mir in Tunis seines geringen Tiefganges wegen gewählt worden. Außerdem bestimmte eine Clausel meines mit Baolo abgeschlossenen Contracts ausdrücklich, daß er mich in Dâbiss, auf der Dscherbainsel, an den Ruinen von

Sabratha und denen anderer antiker Städte an's Land setzen müsse. Da ihm so keinerlei Entschuldigung übrig blieb, so erfand er schnell eine neue Schwierigkeit. Er, sowie alle Matrosen hatten plötzlich nichts mehr zu essen.

„Warum habt Ihr denn nichts in Siffageß gekauft?“ so fragte ich.

„In Siffageß giebt es nichts, als Datteln und Oliven, und das Zeug ist nur ein arabisches Pferd, kein Malteser“, lautete die Antwort des Capitäns.

Ich hatte aber gesehen, wie in Siffageß ein ganzer Sack voll Datteln auf's Schiff gebracht worden war, folglich mußten wenigstens die Matrosen Lebensmittel besitzen, da für sie, wenn auch nicht für die hochcivilisirten Leute, Bomba und Baolo, Datteln Lebensmittel waren. Als ich ihnen diese meine Kenntniß ihrer Provisionen enthüllte, wurde mir zwar in's Gesicht hinein behauptet, der Dattelsack sei zum Verkaufen in Tripolis, und gehöre einem gewissen Ssayhydy Mohammed in Siffageß. Aber, wie schlechte Speculanten auch immer die Araber sein mögen, so dumm ist doch keiner, selbst der imaginäre Ssayhydy Mohammed nicht, um Datteln aus Siffageß in Tripolis verkaufen zu wollen. Es wäre ganz dasselbe, wie wenn man Grüneberger Wein in Bordeaux an den Mann zu bringen hoffte. Ich erklärte ihnen deshalb unter Lachen meinen Unglauben an die Existenz des großen Kaufmanns und sehr schlechten Speculanten, Ssayhydy Mohammed, und sie wurden zuletzt von meiner guten Laune so fortgerissen, daß sie in's Lachen einstimmten und behaupteten, ich sei ein Fisch, der nur schwer anbeißt. Die Mannschaft war also geständig, den Sack voll Datteln, folglich etwas zu essen zu haben, aber da blieb noch Baolo und Bomba, denn der anglisirte Neger behauptete nun gleichfalls plötzlich, keine Datteln essen zu können, obgleich ich ihn früher oft ganz enorme Quantitäten einnehmend gesehen hatte. Ich selbst

und mein Koch Moses besaßen zwar Ueberfluß an Lebensmitteln und leicht hätte ich die zwei civilisirten Dattelseinde aus meinem eignen Borrath ernähren können, aber, da ich das Ganze für eine Comödie hielt, so verfiel ich auf ein andres Mittel, den Beiden zu beweisen, wie wenig es an Nahrung fehlte. Ich kannte den ganz außerordentlichen Fischreichthum dieses Meerestheiles und wußte, daß ein Mensch, der nur eine einfache Angel besäße, hier nie Hunger leiden könne. Mit dem Netz war man vollends sicher, einen Fang zu thun, der allein schon eine Familie speisen konnte. So ließ ich denn die Matrosen, nachdem ich sie mir durch ein kleines Trinkgeld günstig gestimmt hatte, das Netz auswerfen, und bald zogen sie es wie beim wunderbaren Fischzug reichbeladen aus dem Meer hervor. Da wimmelte und zappelte es von gefangenen Meeresbewohnern auf dem Verdeck herum, so daß selbst Baolo sich dem thatsächlichen Beweise, daß es etwas zu essen gäbe, nicht entziehen konnte. Doch diese Malteser sind störrig, als ob sie Eisenholz gefressen hätten. Jetzt meinte der Capitän auf einmal, diese Fische seien ungesund, und als ich ihm dieß siegreich bestritt, behauptete er, es wäre nicht alle Tage Fasttag, und ein Malteser esse Fisch nur an einem solchen, ja für einen guten Katholiken (alle Malteser thun sich etwas darauf zu gut, treffliche Katholiken zu sein) sei es gradezu Sünde, an einem Nichtfasttage Fisch zu essen. Ich hätte ihm dieß aus verschiedenen Kirchenvätern widerlegen können, wurde aber an jedem ernstern Gedanken verhindert und zwar durch den Lachkrampf, in den mich der Regier Bomba versetzte, indem er urplötzlich gleichfalls ein guter Katholik zu sein behauptete und ebenfalls zarte Scrupel wegen des Fischessens außerhalb der Fasten empfand. Endlich riß mir die Geduld und ich schritt zu dem Mittel, welches ich vielleicht gleich von Anfang an hätte versuchen sollen. Ich stellte mich ganz gelassen und sagte: „Gut, Baolo,

wir fahren direct nach Tripolis und dort wirst Du mich beim englischen Consul verklagen können, wenn Du willst, daß ich Dir die Fahrt bezahle. Wenn Dein Consul meinen Consul dazu bringt, mich zum Zahlen zu zwingen, dann werde ich zahlen, sonst aber nicht.“ Dieses von Pontius zu Pilatus Geschicktwerden, welches ich ihm in Aussicht stellte, war gar nicht die Sache Baolo's. Er wußte, daß ich in meinem vollen Recht gewesen wäre, wenn ich ihm in Tripolis unter besagten Umständen nichts gezahlt hätte. Der Contract sagte ausdrücklich, er müsse mich an den Küstenstädten und wichtigsten Ruinen landen lassen, und ohne Erfüllung dieses Contracts hatte Baolo keinen Anspruch auf Bezahlung. So gab er denn endlich, knurrend und murrend, nach, ließ gen Dabiff zu steuern und wir flogen unter dem günstigsten Winde in südlicher Richtung dem Ziel unsrer Reise zu.

Seine Hungercomödie war übrigens bei Baolo so schnell vergessen, daß ich ihn in einigen Stunden später auf dem Berdeck bei einem dampfenden Fleisch- und Gemüsegericht und Wein dazu trinkend fand, lauter Genüsse, deren Existenz früher geleugnet wurde. Wenn man mit solch lügenhaftem Volk, wie diese Malteser, zu thun hat, ist es das Beste, sich alle Gewalt anzuthun, um nicht die Gemüthsruhe zu verlieren. Behält man stets seinen guten Humor und lacht man den Lügnern und Betrügern unter die Nase, indem man sie gelind über ihr mißlungenes Trugwerk verspottet, so imponirt man ihnen viel mehr, als wenn man Zorn zeigt, welcher letztere bei diesen Leuten stets mehr schadet, als nützt.

Die kleine Syrte, in deren Mitte wir uns jetzt befanden, und ihre Ufer gehören unzweifelhaft einem der glücklichsten Winkel des Erdballs an. Wenigstens hat die Natur hier Alles gethan, um dem Menschen Wohlsein und Genuß zu verleihen. Ein überaus mildes, nur selten durch Regengüsse getrübttes Klima, ein meist ruhiges, für kleine Fahrzeuge höchst

angenehm zu befahrendes Meer, ein fast fabelhafter Fischreichthum, ein lieblicher Palmenstrand mit duftenden Dasen, in denen Orangen, Citronen und süße Bananen in Hülle und Fülle gedeihen, dieß Alles macht Meer und Strand der kleinen Syrte zu einem Juwel in dem Lockenschmuck der Mutter Erde. Nicht umsonst hat Homer in diese Gegend die Insel der Lotophagen verlegt, in welcher der Einheimische das süßeste Dasein genoß und der Fremde sich so glücklich fühlte, daß er seiner Heimath vergaß und nur beehrte, hier ewig weilen zu können.

Kein Sturm trübte die sanften Fluthen, nur ein leichter Nordostwind trieb uns, in der günstigsten Richtung, grade auf die Palmenoase von Nábiss zu. Obgleich Nábiss einen Hafen, das heißt eine Flussmündung, in welche kleinere Schiffe einlaufen können, besitzt, so erwies sich doch dieser selbst für unsern kleinen Cutter zu seicht. Letzterer mußte vielmehr in einiger Entfernung von der Küste vor Anker gehen, während ich mich nach dem Dasenstrand hinrudern ließ. Es war ein entzückender Anblick, welcher sich mir auf dieser kurzen Ueberfahrt bot. Ich glaubte mich unwillkürlich in die Nähe einer der tropischen Inseln, im indischen Ocean, versetzt, so sehr glich der Pflanzenwuchs jener üppigen Vegetation, welche sonst dem sandigen und wasserarmen Nordafrika so ganz fremd ist. Der Wald hochstämmiger schlanker Palmen war hier in seiner näher am Erdboden haftenden Schicht mit einem Heer der üppigsten Sträucher und Bäume ausgefüllt, so daß die mastbaumartigen Stämme nur selten sichtbar wurden und die zierlichen Federkronen aus einem grünen Laubmeer hervorzuwachsen schienen. Orangen-, Mandel- und Lotospflanzungen füllten diese niedere Region, aber alle schienen zu einem Ganzen vereinigt durch die dichtbelaubten Weinranken, welche sich von einem Baume zum andern schlängeln und sogar sich hinauf bis zu den achtzig Fuß hohen Palmen-

fronen wanden, ähnlich den Lianen eines Tropenwaldes. Noch in keinem Lande hatte ich Rebenguirlanden eine solche Ausdehnung, eine solche Höhe erreichen sehen. Es schien gleichsam eine andere Pflanze, irgend ein üppiges tropisches Gewächs und nicht mehr die uns gewohnte Weinrebe. Dazwischen wucherten auch andere Schlingpflanzen, z. B. die schöne *Boralea bituminosa*, welche mit ihren himmelblauen Blütenknöpfen die verschiedenen Schattirungen, das Grün des Orangenlaubes, der Lotosstaude, der Mandeln, das Schwarz der Johannisbrodbäume lieblich unterbrach.

Im Anblick dieser Naturschönheiten schwelgend, wurde ich an's Ufer getragen. Dort begann jedoch die profaische Wirklichkeit wieder ihre unverjährbaren Rechte geltend zu machen. Ein Obdach für die Nacht mußte, so unangenehm dieses auch sein mochte, gesucht werden und wurde im Hause eines großen Mannes, welcher den pomphaften Titel Chalyfa führte, gefunden. Wenn ich sage ein großer Mann, so war dieses buchstäblich gemeint, denn Hadsch bu Tillyss, so hieß der Würdenträger, mochte an sechs Schuh Höhe messen. Sein Name Bu Tillyss war eigentlich nur ein Beinamen, eine Konya, wie die Araber es nennen. Bu Tillyss ist ein höchst seltsames Prädicat. Wörtlich übersetzt heißt es „der Vater des Alpdrückens oder der Nachtmahr“. Da aber im Arabischen Vater sehr oft für Besitzer steht, so bedeutet es einfach „einen von bösen Träumen Heimgesuchten“. Ob der Hadsch wirklich einen so gestörten Schlummer besaß, habe ich nicht ermittelt; war es jedoch der Fall, so hatte er ihn geerbt, denn bereits sein Vater und Großvater führten dieselbe Konya.

Der „Vater der Nachtmahr“ empfing mich ziemlich freundlich. Seine Freundlichkeit wuchs noch, als ich ihn bat, meinem Koch Mojes, den ich mit an's Land genommen hatte, zum Einkauf von Lebensmitteln behülflich zu sein. Das magische

Wort „Bezahlen“ that auch hier, wie überall in diesem Lande der Erpressung, seine höchst günstige Wirkung.

Während Moses mit dem Chalyfa auf Proviantkauf ging, wandelte ich in den herrlichen Pflanzungen von Däbiss umher. Außer den Palmen, Orangen-, Citronen-, Johannisbrod-, Maulbeer- und Mandelbäumen wächst hier auch jene historisch-mythologische Pflanze, deren botanischer Name *Rhamnus lotus* Denjenigen Recht zu geben scheint, welche in ihren Früchten jene von Homer besungenen süßen Beeren erblicken wollen, die Jeden, der sie aß, seine Heimath vergessen machten. Dieser Strauch hat viel Aehnlichkeit mit dem Ziziphus (was die Franzosen Jujubier nennen), sein Laub ist hellgrün und seine Blüthen, die sich im Frühjahr in ungeheurer Zahl über die Laubeskronen ausbreiten, winzig klein, zierlich und anmuthig gefärbt. Die Frucht ist rundlich, einer diminutiven Rundpflaume vergleichbar und kleiner als die gewöhnliche Ziziphusfrucht. Ich habe diese berühmten Beeren nicht gekostet, da sie erst im Herbst reifen. Ihr Geschmack soll aber sehr angenehm säuerlich-süß sein. Die Araber dieser Gegenden hegen eine so große Vorliebe für diese Frucht, daß diese die Fabel von den Lotophagen wohl zu rechtfertigen scheint, obgleich jedenfalls viel Uebertreibung an ihr ist. Eine sehr ausführliche Beschreibung dieses Baumes, seiner Blüthen und Früchte hat übrigens schon der französische Botaniker Desfontaines im vorigen Jahrhundert geliefert, welcher zuerst, glaube ich, auf die Identität dieses Gewächses mit dem von Homer, Strabo, Plinius erwähnten libyschen Lotos, den wir nicht mit dem ägyptischen verwechseln dürfen, aufmerksam gemacht hat. Der ägyptische Lotus war bekanntlich eine Wasserpflanze, *Nymphaea lotus*, unsrer gewöhnlichen weißen *Nymphaea* verwandt und hat mit dem Lotosbaum nichts gemein, als den zufällig gleichlautenden Beinamen. (Siehe Peyssonel und Desfontaines: *Voyages dans les Régences*

de Tunis et d'Alger, publiés par Dureau de la Malle, Paris 1838, Vol. II. p. 307 u. ff.)

Außer dieser Strauchart sind es namentlich viele Färbekräuter, welche die niedere Schicht der Vegetation der Dase bilden, das Henna (*Lausonia inermis*), mit welchem sich die Araberinnen Hände und Füße orangegelb färben, der Dschedry (eine *Mespilus*-Art), ein hochroth färbendes Kraut, und jenes andere Färbekraut, das die Franzosen Garance nennen und das die bekannte Beinkleiderfarbe der Truppen abgiebt, denn auch die tunisischen Soldaten tragen garancerothe Unausprechliche. Maulbeerbäume kommen auch in Dâbiss vor, obgleich sie jetzt ohne allen Nutzen für die Bevölkerung sind, da die Seidenraupenzucht, welche zu el Bakry's Zeit hier blühte, seit Jahrhunderten bereits aufgehört hat. Die von demselben Geographen geschilderten Bananen- und Zuckerrohr-Pflanzungen sind leider auch eingegangen. Zur Blüthezeit der maurischen Civilisation waren die Araber nicht nur industrieller, sondern, wenn man sich so ausdrücken kann, auch kosmopolitischer in ihrer Weise, den Boden zu bepflanzen, sie versetzten leicht ein Gewächs des Ostens in den Westen und umgekehrt. Jetzt hat die einseitige Provinzialnationalität auch in dieser Beziehung ihre Rechte geltend gemacht. Wenn man den heutigen Arabern den Rath giebt, irgend ein Gewächs anzupflanzen, das gutes Gedeihen verspricht, aber nicht speciell zu den Culturpflanzen des Landes gehört, so bekommt man ähnliche Antworten, wie wenn man einem deutschen Bauer von Dampfpflug und dergleichen reden wollte. Zu bewundern ist es wahrlich bei der Indolenz der Menschen, daß diese Dase überhaupt sich eines verhältnißmäßigen Blüthezustandes erfreut. Diesen verdankt sie lediglich den Bewässerungsanstalten, welche den kleinen Fluß Uëd Dâbiss nutzbar gemacht haben. Aber diese Anstalten sind höchst primitiver Natur und weit entfernt von jenen kunstvollen Wasserleitungen aus der Blüthezeit der Araber

in Spanien, wie ich sie in den Thälern der Sierra-Nevada bewunderte. Sie schienen mir eben so viele Ruinen ihres Fleißes und ihrer längst zur Sage gewordenen Industrie. Damals leitete man die Flüsse aus der größten Entfernung in hunderten kleiner Abzugskanäle in die zu befruchtende Ebene. Jetzt versteht man es nicht einmal, aus dem vorüberfließenden Fluß den gehörigen Nutzen zu ziehen, eine Unfähigkeit, von welcher Dabiff einen schlagenden Beweis liefert. Statt den diese Dase bewässernden Fluß durch einen dauernden, aus Steinen erbauten Damm aufzustauen und für das zu heftig andringende Wasser eine Schleuse anzubringen, wird alljährlich ein einfacher Erdwall an der Flussesmündung aufgeworfen, der allerdings das Wasser eine Zeit lang aufhält und so in die Felder gelangen läßt, der aber auch regelmäßig, wenn sich recht viel Wasser gesammelt hat, wieder weggeschwemmt wird. Da übrigens dieses Flößchen das ganze Jahr hindurch Wasser giebt, so leidet die Dase keinen absoluten Mangel, nur muß sehr vorsichtig mit der Eintheilung des jedem Felde zukommenden Wassers verfahren werden. Die Obhut dieser Bewässerungseintheilung haben aus jedem der Dörfer, welche die Dase bilden, drei oder vier Männer, die täglich in bestimmten Zeiträumen kleine Erddämme errichten und später niederreißen, je nachdem ein Canal gestaut oder geöffnet werden soll. Hierbei kommen jedoch viele Streitigkeiten vor, und fast immer geschieht es, daß ein Dorf sich beschwert, bei der Bewässerung übervorthelt worden zu sein. Wasser entziehen heißt aber hier Alles entziehen, denn ohne die künstliche Bewässerung würde in der Dase auch gar nichts wachsen.

Als ich Abends im Hause des Chalyfa ein Plauderstündchen feierte, erzählte mir dieser Würdenträger, wie schwer es sei, seine etwas widerborstigen Unterthanen in Ordnung zu halten. Die einstige Stadt Dabiff ist jetzt in drei Dörfer,

Dschâra, Mansil und Schennîny aufgelöst, deren Bewohner nicht eben die freundschaftlichsten Gefinnungen gegen einander hegen. Namentlich die zwei ersteren, berichtete der „Vater des Apdrückens“, lägen sich beständig in den Haaren. Erst im jüngst verflossenen Frühjahr sei es wieder zu einer Erneuerung der Feindseligkeiten gekommen. Nicht selten führten diese Feindseligkeiten zu Verwickelungen ernsterer Natur, zu blutigen Anfällen, gewaltsamer Beraubung, Brandstiftung und dergleichen Schreckensthaten, alles Dinge, welche dem „Vater der Nachtmahr“ schwere Sorgen bereiteten. Wenigstens behauptete er dieß und finstere Wolken lagerten sich auf seiner von Sorgen umnebelten administrativen Stirn, während er von den Gesetzwidrigkeiten seiner höchst strafbaren Untergebenen sprach. Später erfuhr ich aber, daß dieß Alles nur Comödie und daß dem guten Chalyfa in Wirklichkeit nichts erwünschter sei, als so recht strafbare Untergebene zu besitzen. Denn die Strafbarkeit dieser Untergebenen war ganz einfach für ihn eine Goldquelle. Sie wurden nämlich zum bei Weitem größten Theil mit Geldstrafen heimgesucht und wenn auch der gierige Fiscus oder vielmehr Seine Excellenz der erste Minister, einen Theil der verfallenen oder, wenn man sich streng ausdrücken will, erpreßten Straf gelder in Anspruch nahm, so blieb doch immer noch genug in Dâbiss zurück, um den Chalyfa für seine schweren administrativen Sorgen zu entschädigen. *Fiat justitia, pereat mundus*, das war deßhalb sein offen ausgesprochener Grundsatz und nach diesem wurde die Gerechtigkeit in Dâbiss gehandhabt und warf goldene Früchte, wenn auch zuweilen unter Anwendung des andern juristischen Spruches: *Summum jus, summa injuria*, denn bei den Geldstrafen wurden eben keine mildernden Gründe, welche das Jus des Dorân nicht kennt, geltend gemacht; aber, wenn auch manchmal der Unschuldige mit dem Schuldigen litt, so besaß das Opfer der Geldstrafe doch wenigstens den Trost, daß die

juristischen Formen dabei nicht vernachlässigt worden waren, denn auf diese hielt der Chalyfa strenge und jeder Zahlende konnte sich sagen, daß er in aller Form des Rechts beraubt werde.

Trotz der schweren Sorgen, welche der „Vater des Alpdrückens“ vorzugeben für nöthig fand, ließ sich doch in seinem ganzen Wesen der Kern einer gewissen heitern Befriedigung nicht verkennen, ja selbst jenes traurige Thema, die strafbaren Untergebenen, mußte noch dazu dienen, seine innerliche Heiterkeit durch den Schleier der officiellen Melancholie hervorblitzen zu lassen, indem es ihm Gelegenheit gab, allerhand Anekdoten zu erzählen, in denen diese strafbaren Untergebenen eine höchst lächerliche Rolle spielten. Eine Originalität namentlich, welche den Bewohnern von Nâbiß eigenthümlich ist, beutete der erzählungslustige Chalyfa mit höchst gelungenem komischem Effect aus und riß dadurch seine sämmtliche Umgebung, die natürlich auch officieller Natur war und folglich entweder wirklich aus der Stadt Tunis stammte oder sich einen solchen Ursprung zuschrieb, zu schallendem Gelächter hin, in welches ich aus Höflichkeit mit einstimmen mußte. Diese Originalität besteht in der Vorliebe dieser Hasenbewohner für eine Speise, welche vielleicht wohlschmeckend ist, deren Schmachhaftigkeit aber wenig Europäer zu erproben den Muth haben. Mit dieser Speise sollte ich am nächsten Tage eine freilich nicht bis zum Genuß gehende, sondern sich auf die Augenlust beschränkende Bekanntschaft machen, denn das Thier, welches mir gebraten servirt wurde, fiel mir gleich beim ersten Anblick als höchst verdächtig auf, indem es keinem mir bekannten Wildpret und noch weniger einem eßbaren Hausthier glich. Es hatte lange Ohren und einen langen Schweif, einen Hasenkörper, aber mit so heterogenen Beinen, wie ich sie noch nie an einem Hasen gesehen hatte; dabei erfreute es sich einer solchen

Wohlbeleibtheit, wie dergleichen nie bei einem im wilden Zustande lebenden Thier vorzukommen pflegt und doch auch sprachen seine eigenthümlichen Formen gegen die Annahme, daß ich es hier mit einem Schlachtvieh zu thun habe. Von naturhistorischer Wißbegierde durchdrungen, wagte ich es meinen Gastgeber, einen der respectabelsten Bewohner von Nâbîß, nach dem Genus und der Species dieses seltsamen Bratens zu fragen und bekam die überraschende Antwort, daß das Thier zur Gattung von *Canis vulgaris* gehöre. Also einen gebratenen Hund hatte ich vor mir! Unglaublich, aber, wie so Vieles Unglaubliche dennoch wahr. Ich bin nun zwar kein Feinschmecker, habe schon manchen seltsamen Braten gekostet, Eidechsen mitinbegriffen, aber ich weiß nicht, welches Vorurtheil mir gegen einen Hundebraten einen Abscheu einflößte. Kurz ich vermochte von dem interessanten Thier nicht das Geringste zu kosten, kann also dem Leser nicht aus Erfahrung bezeugen, wie sein Fleisch schmeckt. Daß dieses aber den Bewohnern dieser Dase trefflich munden mußte, davon war ich Zeuge, denn in überraschend schneller Zeit wanderte der gebratene Jagdhund (es war ein solcher, nur durch Mästung etwas unkenntlich gemacht) in die Wagensäcke meiner Tischgenossen, und um diesen interessanten Umstand drehte sich denn auch an dem erwähnten Abend das heiter erregte Gespräch des Chalysa.

Vielleicht war es eine Verläumdung seiner Untergebenen, was er erzählte, aber, wenn eine solche, so war es wenigstens eine Verläumdung, welche allgemein, selbst in Tunis geglaubt wird und somit mindestens zeigt, was man von diesen Dasebewohnern für möglich hält. Er behauptete nämlich, die Nâbissaner pflegten Hunde eigens zu füttern und zu mästen und daher komme es auch, daß man dieses Thier, welches sonst in Afrika viel weniger häufig ist, als in Europa, hier, in dieser Dase, beinahe ebenso oft, wenn nicht noch öfter

antrefse, als in Ländern die nicht von Mohammedanern bewohnt werden, welche letztere sonst immer eine Art von Abscheu und durch die Religion beeinflusstem Ekel vor dieser Gattung empfinden. Fast jeder Bewohner der Dase halte Hunde, aber er pflege sich wohl vorzusehen, daß sie ihm nicht von seinen Nachbarn für den Tafelgebrauch weggeschleppt würden. Die Nâbissaner, auf diesen Leckerbissen veressen, liebten es nämlich besonders die Hunde durch verführende Lockspeisen in einen Hinterhalt zu locken und zu stehlen, sie hätten es sogar im Fallenstellen dieser Thiere sehr weit gebracht. Ein besonderes Glück für sie bilde jedoch der allerdings nur ausnahmsweise sich ereignende Umstand, wenn einmal ein Reisender sich zu ihnen verlöre, der der Jagd oder der Liebhaberei halber, Exemplare dieser Gattung bei sich habe; und an diese Bemerkung knüpfte der Chalyfa eine Anekdote, die ich zwar mittheilen, für welche ich jedoch dem Würdenträger die volle Verantwortlichkeit überlassen möchte.

Unter andern seltenen Vögeln, welche sich alle zehn oder zwanzig Jahre in unsere abgelegene Provinz zu verlieren pflegen, befand sich, so erzählte der Chalyfa, auch einmal eine englische Lady, eine vornehme Dame, welche fürchterlich viel Geld hatte, sehr jung und sehr schön war, kurz die Alles nur erdenkliche Angenehme und Gute besaß, nur Eines nicht, was wir Moslims für eine Haupttugend bei Frauen halten, ein für männliche Liebe, und folglich für die Ehe geneigtes Herz. Die Lady war ledig und schien auch ewig ledig bleiben zu wollen. In ihrem Vaterland hatten sich schon viele Männer ihrerthalben unglücklich gemacht und auch hier in Afrika entzündete sie überall verliebte Gluthen, ohne sie jedoch jemals zu löschen. Diese grausame Schöne liebte nur ein einziges Wesen, dieses aber auch, wie es schien, mit einer schwärmerischen Gluth, welche eines würdigeren Gegenstandes werth gewesen wäre. Dieser Gegenstand war

(brauche ich es zu sagen?) der Schooßhund der Lady, ein allerliebstes kleines, sehr fettes Thier von einer Gattung, die sich der Vorliebe der Könige und Kaiser erfreut hatte, einer Gattung welche früher in Europa häufiger gewesen, jetzt aber sehr selten sein soll und welche die Rummy's, wie ich mir sagen ließ, „Möpfe“ nennen.

Dieses Thier erregte, kaum als die Lady in Nâbiss angekommen war, in unbeschreiblichem Grade die Bewunderung der Dasenbewohner. Nie hatten sie noch ein so schönes Thier, mit so lieblichen abgerundeten Formen, mit so strotzenden Fettballen und Fettbällchen am ganzen Leibe, kurz nie eines gesehen, welches einen bessern Braten versprochen hätte, als der Mops der Lady. Diese Dame in ihrer Unschuld besaß keine Ahnung davon, auf welches gefährliche Terrain sie ihren Liebling geführt habe. Sie deutete deßhalb auch die offenausgesprochene Bewunderung der Nâbissaner als durchaus nicht verhängnißvoll, sondern nahm dieselbe als eine Schmeichelei auf, welche indirect ihr selbst gelten sollte. Sie erklärte sogar in einer gemüthlichen Stunde ihre Zufriedenheit mit den Sitten der Dasenbewohner, welche von den Vorurtheilen gegen Hunde, wie sie andere Moslims hegen, so gar nicht angesteckt schienen. Aus dieser Gemüthsruhe stand ihr jedoch ein entsetzliches Erwachen bevor.

Die Lady wohnte bei meinem Vorgänger im Amte, dem früheren Chalyfa, der zufälliger Weise selbst ein Nâbissaner war und die ganze schändliche Denkkungsart seiner Landsleute in Bezug auf die Eßbarkeit der Hunde theilte. Der Chalyfa nahm die Engländerin, welche mit einem Amr-Bey versehen ankam, höchst ehrenvoll auf, bewirthete sie aufs Köstlichste, so daß diese gewiß zufrieden gewesen wäre, und bei ihrer Zurückkunft nach Tunis nur Treffliches über den Chalyfa ausgesagt haben würde, hätte dieser Unglücksvogel

ihr unter Anderen nicht auch ein Gericht vorgesetzt, welches allen Frieden stören und ihn selbst um Amt und Würde bringen sollte.

Eines Tages war die Dame bei den Gemahlinnen des Chahya zum Essen eingeladen. Vorher aber wünschte sie ein Bad zu nehmen und da in ganz Dabiß nur im Harem des Gouverneurs ein solches befindlich war, so begab sie sich dorthin und befand sich also schon in dem Hause, wo sie speisen sollte. Ihren Schooßhund, von welchem sie sich sonst nie trennte, sah sie sich dießmal jedoch genöthigt, vor der Thüre des Dampssaales zu lassen, da die heiße Luft den Nerven des etwas zarten Thieres schädlich erachtet wurde. Nach dem Bade war natürlich ihr Erstes, den Mops zu verlangen, sie beruhigte sich jedoch bei der Aussage einer Dienerin, derselbe sei nach dem von der Lady bewohnten Seitenhause gelaufen und glaubte, er befände sich dort unter der Aufsicht ihrer Kammerfrau trefflich aufgehoben.

Die Mahlzeit war trefflich zubereitet. Die Lady erweiterte an vielen schmackhaften, ihr noch unbekanntem arabischen Gerichten ihre Kenntnisse über die Kochkunst des Landes und schien im höchsten Grade wohl aufgelegt. Diese gute Laune wurde auch nicht gestört, als gegen das Ende des Mahles ein seltsames, aber höchst schmackhaftes Gericht seine Erscheinung machte. Es war ein Ragout von einem sehr fetten und saftig schmeckenden Fleische mit spanischem Pfeffer und anderen würzenden Ingredienzen höchst gaumengerecht zubereitet. Nur begriff die Lady nicht, was es für ein Thier sein könne und verlangte den Kopf zu sehen. Man nahm auch gar keinen Anstand, ihr diesen zu zeigen, da die Dabissaner keine Idee davon hatten, daß die Lady ihren Mops zu einem anderen Zwecke mit sich geführt habe, als um ihn bei Gelegenheit zu verspeisen. Diese Gelegenheit

hatten sie ihr verschaffen und zugleich dadurch ihr das culinariſche Vergnügen machen wollen, ihr vermeintliches Lieblingsfleisch auf eine ſchmachhaftere Weiſe bereitet zu eſſen, als auf die gewöhnliche europäiſche. Denn es war wirklich jenes zärtlich geliebte Schooßhündchen, welches die Harembewohnerinnen der Dame vorgeſetzt und von welchem die Unglückliche geſſen und noch dazu mit vielem Appetit geſſen hatte.

Die Lady konnte keinen Augenblick über die Identität des von ihr gekoſteten Bratens mit ihrem theuren Mops in Zweifel ſein; denn das Haupt hatte noch Haut und Haare und in ganz Däbiß gab es keinen zweiten Mops. Man denke ſich den Schrecken, die tiefe Trauer und den mächtigen Zorn der Dame über dieſes Verbrechen, zugleich auch den Ekel, welchen ihr der Gedanke, ſelbſt von dem Fleiſche ihres Lieblings geſſen zu haben, einflößte. Von dieſem Moment an ſchwur ſie dem Würdenträger, der nur aus Unwiſſenheit geſündigt hatte, ewige Rache und ſie ruhte auch bei ihrer Zurückkunft nach Tunis nicht eher, als bis der engliſche Conſul beim Bey die Abſetzung des Chalyyfa und die Beſtrafung aller Betheiligten und Mitwiſſer an dem Verbrechen durchgeſetzt hatte. Wegen dieſes Hundes ſind in Däbiß mehr Menſchen geprügelt worden, als wegen zehn ermordeten Moslims. Freilich war er auch der Schooßhund einer Engländerin und noch dazu ein Mops, gegen deſſen Perſon das Gaſtrecht auf die ſchändlichſte Weiſe verlegt worden war. Seitdem hat man mich hierher geſchickt und wehe dem, der jetzt den Hund eines Europäers auch nur ſcheel anſehen würde. Schreckliche Strafen erwarten ihn.

So erzählte der Chalyyfa und obgleich er von ſchrecklichen Strafen ſprach, ſo nahm doch ſein Geſicht bei dem Gedanken an dieſelben einen keineswegs traurigen Ausdruck an, denn graufam war er nicht und ſeine Strafen waren

eben lauter Geldstrafen, welche für den, der sie auferlegte, einen keineswegs melancholisch stimmenden Sinn besaßen.

Unter solchen Erzählungen verflossen die Abendstunden gemüthlich und dann nahm mich zur Nachtruhe eine von Palmenstämmen erbaute, in einem zierlichen Gärtchen gelegene, recht anmuthige Behausung auf, in welcher ich ohne Zweifel eine treffliche Nacht zugebracht haben würde, ohne die neue Bekanntschaft, welche mir hier vorbehalten war, nämlich diejenige einer besonders großen und energischen Flohgattung, die sich alle Mühe gab, den Zauber dieser Dase, wenigstens in seiner Wirkung auf meine Phantasie zu zerstören. Dennoch gelang ihr dieß nicht gänzlich, denn als ich mich am andern Morgen nach der nächtlichen Heilgymnastik (manche Leute schreiben den Flohstichen eine ähnliche Wirkung zu, wie den Frictionen bei der schwedischen Heilgymnastik) neugestärkt erhob, waren die Qualen des allzu lebhaften Lagers sogleich vergessen, sowie ich in den reizendem Palmenwald trat, dessen Fächer meine Behausung umwehten.

Am heutigen Tage war es mir auch vergönnt, eine nähere Bekanntschaft mit den Bewohnern dieser Dase zu machen und einen tieferen Einblick in deren wahre Nationalität zu thun. Daß letztere wenigstens zum Theil dem berberischen und nicht dem arabischen Element angehören müsse, schien mir aus verschiedenen Anzeichen unzweifelhaft erwiesen. So führt ein Dorf der Dase (etwa eine Viertelmeile westlich von Mansel gelegen) noch heut' zu Tage den Namen Schenniny, welcher derjenige eines berberischen Stammes der Dschebaliya (Bergbewohner) des Innern ist, der noch die berberische Sprache bewahrt hat, und zwar ist diese Namensbezeichnung nicht etwa zufällig, sondern die Schenniny von Däbiß sind sich vollkommen ihrer Stammesgleichheit mit den Schenniny des Gebirges bewußt. Ja, einige

ältere Bewohner dieses Dorfes versicherten mir sogar, daß in ihrer Jugend das berberische Idiom noch in Nâbiß verstanden wurde. Wenn es seitdem ganz verdrängt und diese Bevölkerung wie so viele andere Nordafrika's vollkommen arabisirt worden ist, so braucht uns das nicht zu wundern. Im Gegentheil müssen wir eher staunen, daß bei der Leichtigkeit, womit sich die Berbevölker arabisiren (in Algerien geht diese Arabisirung noch heut' zu Tage in ausgedehntem Grade vor sich) überhaupt noch Stämme übrig geblieben sind, welche die Sprache der Aushochtonen reden.

Natürlich konnte es im Laufe der Zeiten nicht fehlen, daß eine theilweise Vermischung dieser Stämme mit arabischem Blut stattfand, namentlich da die Bewohner von Nâbiß nicht, wie ihre der Nationalität treugebliebenen Stammesgenossen, die Dschebaliya, durch die Abgelegenheit ihrer Berge und die Dscherâba (Bewohner der Insel Dscherba) durch die insularische Lage ihrer Heimath von den Arabern geographisch geschieden waren. Höchst wahrscheinlich erfolgte diese Vermischung mit arabischem Blut in den drei Hauptdörfern von Nâbiß nicht in gleichem Grade und dieser Umstand mag die Stammesfeindschaft erklären, welche die Bewohner der verschiedenen Ortschaften gegeneinander befeelt und welche zu jenen Reibungen Anlaß zu geben pflegt, aus denen mein Wirth, der schlaue Chalysa, einen so klingenden Vortheil zu ziehen verstand.

Feste Wohnsitze finden wir in dieser Gegend Tunisiens nur bei der berberischen oder doch von Berbern zum größten Theile entstammten Bevölkerung, ein Satz, auf welchen ich später, bei Erwähnung der noch jetzt ihre Nationalität treubewahrenden Bewohner der Insel Dscherba eingehend zurückzukommen Gelegenheit besitzen werde. Das arabische Element, sei dasselbe nun durch wirkliche Araber oder durch arabisirte Berber vertreten, findet in diesem Theil von Nord-

afrika seinen culturhistorischen Ausdruck fast ausschließlich in dem Nomadenleben. Fast alle Bewohner dieser Landschaften, welche jenem Element angehören, sind Nomaden, das, was man gewöhnlich Beduinen nennt, obgleich letzterer Ausdruck hier nicht so geläufig, wie im eigentlichen Orient erscheint. Nicht immer scheint jedoch dieß sich also verhalten zu haben. Zur Glanzzeit der arabischen und der sogenannten maurischen Civilisation hatte der verhältnißmäßig nicht geringe Einfluß solcher Araber, welche in ihrer Heimath schon an das städtische Leben gewöhnt waren, auch in Nordafrika zur Folge gehabt, daß auf den Fundamenten der alten Römerstädte sich moslimische Bevölkerungsmittelpunkte erhoben, welche eine Zeitlang einen städtischen Glanz entwickelten, der demjenigen der alten Römerstädte nicht um Vieles nachzustehen schien. So war es auch in Däbiß der Fall gewesen. Noch zur Zeit des Abu Dband Allah el Bakry war dieses letztere „eine schöne Stadt, umgeben mit einer soliden Mauer von Werksteinen, welche eine feste Citadelle, Basars, Fonduqs, prachtvolle Moscheeen und Bäder einschloß.“ Seitdem ist diese moslimische Stadt des Mittelalters zerfallen, wie denn überhaupt das städtische arabische Element in ganz Nordafrika eine bedeutende Verminderung erlitten hat. Dagegen sind aus der früheren Stadt nun drei zerstreute Dörfer entstanden, indem das berberische Element, welches ohne Zweifel den Hauptkern dieser Bevölkerung ausmachte, nach Verfall der arabischen Civilisation seinen alten Instincten treubleibend, zu derjenigen Lebensweise zurückkehrte, welche ihm die homogenste schien. Denn wenn auch an bleibenden Wohnsitzen festhaltend, so scheinen doch die Berber überall in Nordafrika das Wohnen in kleineren Volkscentren demjenigen in Städten vorzuziehen, wie wir denn auch keine einzige Stadt finden, deren rein berberischer Ursprung nachweisbar wäre, obgleich in allen das berberische Element sehr stark vertreten ist.

Die moslimische Stadt des Mittelalters, welche die jetzt nur für den District gebräuchliche Bezeichnung *Nâbisî* führte, war übrigens nur die Nachfolgerin der alten römischen Colonie gewesen, deren Name unzweifelhaft *Tacape* lautete. Wenigstens treffen die im *Itinerarium Antonini Augusti* angegebenen Entfernungen zwischen *Tacape* und *Cellae vicus*, sowie zwischen *Tacape* und *Agma* oder *Fulgurita Villa*, wenn anders wir, wie es wahrscheinlich ist, ersteres mit *el Hawynat*, letzteres mit *Serat* identificiren können, bis auf ein *Milliarium* zu. Ebenso genau zutreffend erscheint die Angabe der *Peutingerschen Tafel*, was die Entfernung zwischen *Tacape* und *Fulgurita* betrifft, während diese Quelle uns auf der andern Seite die jetzt nicht mehr nachweisbaren Stationen *ad Palmam*, *Lucene* und *Præsidium Silvani* giebt. Schon *Barth* hat darauf aufmerksam gemacht, daß die *Etymologie* des Namens, wie sie *Bochart* vorschlägt (*Sam. Bochart, Geographia sacra 1646 pag. 542*), *בטב* „der bewässerte Ort“ unendlich derjenigen des *Gesenius* (von *בטב* *ד. h. domus clivi*) vorzuziehen sei, wie auch die Stelle bei *Plinius*, welche bei *Tacape* von „*riguo solo*“ spricht, beweist.

Obgleich naturgemäß zur *Byzacena* gehörig, so ward doch *Tacape*, als die Provinz *Tripolitana* gebildet wurde, zu dieser geschlagen und blieb auch bis zum Fall der byzantinischen Herrschaft in dieser Verbindung. In der christlichen Periode finden wir sie als *Bisthum* erwähnt, von dessen Inhabern uns drei bekannt geworden sind, *Dulcitus* (403), *Servilius* (484) und *Gaius* (525), welche sich zu den Concilen nach *Karthago* begaben.

Im sechsten Jahrhundert scheint *Tacape* schon einen dem heutigen sehr ähnlichen Namen geführt zu haben, wenn anders wir annehmen können, daß es sich in folgenden Versen des *Corippus* genannt findet (*Joh. II, 116*):

Macumiana manus calidis descendit ab agris  
 Quae Tripolis deserta colit; Gadabisque maligna  
 Mittit ab arce viros.

Der Umstand, daß hier Gadabis gleich nach Macumiana, in dem man allgemein Macomades erkennt, das zwischen Sffaqs und Nâbîs lag, genannt wird, macht es sehr wahrscheinlich, daß wir hier eine Uebergangsform des Namens Tacape zu dem heutigen Nâbîs besitzen, der aus Gadabis entstanden scheint.

Die Existenz einer mittelalterlichen Stadt an dieser Stelle, welche das Material der alten römischen Gebäude verbrauchte, erklärt die beinahe gänzliche Abwesenheit von Ruinen in Nâbîs. Dennoch lassen sich noch auf mehreren Hügeln der Nachbarschaft von Mansel Trümmer unterscheiden und im Boden zeigen sich noch fünf bis sechs massiv gebaute Cisternen von Mörtelstructur mit großen Steinen (Caementicia structura antiqua) vollkommen erhalten. Auch findet man fast bei jedem Schritt eine außerordentliche Masse von Fragmenten thönerner Gefäße, deren große Menge wohl durch die in dieser Gegend von Skylax bezeugten Purpurfärbereien einestheils, anderntheils durch die Nähe der noch heute an thönernen Fabrikaten so reichen Insel Dscherba erklärt werden dürfte.

Dieser außerordentliche Reichthum von Gefäßbruchstücken bestimmte mich dazu, hier eine kurze, leider nur oberflächliche Nachgrabung veranstalten zu lassen. Aber, so oberflächlich sie auch war, so brachte sie doch den Fund einiger recht artigen antiken Vasen zum Vorschein. Unter diesen befand sich ein sehr wohlerhaltener Cadus, ein länglichrundes, unten spitzes Gefäß mit zwei Henkeln und einem Deckel, eine Cagena, ein rundlicher Krug, ebenfalls mit Henkeln und einem wagrechten Fußstück, verschiedene Dolien, Amphoren, Seriae u. s. w. Der interessanteste Fund schien mir jedoch

derjenige eines an einem Weingefäße befestigten Lederstreifens, welcher, obgleich seine Inschrift längst verschwunden war, doch offenbar einst dazu gedient hatte, die Sorte und den Jahrgang des Weines aufgezeichnet zu bewahren, denn bekanntlich besaßen die Römer solche Weinetiquetten, welche sie *pit-tacia* nannten (Petr. Sat. 34 und 56).

So interessant auch eine Fortsetzung dieser Nachgrabungen zu werden versprach, so war es doch mein Schicksal, ihnen sowie dem weiteren Aufenthalt in Dâbiß entsagen zu müssen, denn wieder drang der ungestüme Baolo auf Abreise und zwar diesmal, wie ich selbst zugestehen mußte, mit Recht, da sich eine Luftströmung, wie wir sie gar nicht günstiger wünschen konnten, erhoben hatte und uns binnen kürzester Zeit an's Ziel unserer Reise zu tragen versprach. Da diese Reise und dieses Ziel jedoch genau dieselben sind, welche ich fünfzehn Jahre später wieder zurücklegen und erreichen sollte und die in den beiden nächsten Kapiteln ihre Erwähnung finden, so breche ich hier die Beschreibung meiner Seefahrt von Tunis nach Tripolis ab, den Leser auf das Folgende verweisend.

---

# Anhang I.

Tabellarische Uebersicht\*) über die Bevölkerung Tunisiens, die wichtigsten Städte, Regierungsdistricte, Nomadenstämme, ungefähre Einwohnerzahl nebst den Namen der Gouverneure im Jahre 1868.

## I. Bevölkerung mit theilweise festen Wohnsitzen.

Officieller Name des Dâhidats (Gouvernements).	Totale Bevölkerung.	Nomadische Bevölkerung im Dâhidat.	Hauptort des Dâhidats und Volkszahl.	Anderere Ortschaften.	Name des Dâhid's im Jahre 1868.
Benfant (Bijerta)	31,400	14,000, worunter 10,000 Trab=lossihâ (aus Tripolis stammende Nomaden)	Benfant (Bijerta) 5000 Einwohner	Mhar el Mesh (Porto Farina) 2000 Einw.	Der Brigadegeneral Hamyda ben 'Ahd.
Mochâr oder Mâdir	21,800	9 Stämme im Mo'qodh 15,000 Bedschâwa 2000 Nomaden 17,000	Mochâr od. Mâdir 3500 Einw.	keine	Nicht ernannt.

\*) Diese Tabelle ist auf Grund einer mir vom tunisischen Ministerium gegebenen Liste entworfen, welche freilich sehr mangelhaft war und vielfach nach anderweitigen Quellen ergänzt werden mußte. Da eine Volkszählung nie stattfand, so sind alle Schätzungen nur von ungefähr und ich sehe keineswegs für ihre vollkommene Genauigkeit ein (Man sehe die Note am Schlusse von Anhang I).

Officieller Name des Dâhidats (Gouvernements).	Totale Bevölkerung.	Nomadische Bevölkerung im Dâhidat.	Hauptort des Dâhidats und Volkszahl.	Andere Dörfschaften.	Name des Dâhid's im Jahre 1868.
Insel Tabarqa (Tabraka)	8300	4000	Dorf Tabarqa 300 Einw.	keine	Nicht ernannt.
El Doff (Reff)	35,000	etwa 20,000 außer denjenigen, welche eigene Dâhid's haben	El Doff (Reff) 5000 Einw.	Nebher 1000 Einw.	Bacant.
Bâdscha (Bâdscha)	22,500	etwa 17,000	Bâdscha (Bâdscha) 5000 Einw.	keine	Der Brigadegeneral Ibrahim er Nâhdy, Dâhid der Dryd.
Loborsjoq (Lubursuf)	13,200	8000	Loborsjoq 2300 Einwohner	Duqa und andere Dörfer zusammen 2500 Einw.	Eshahdy Ibrahim.
Teburba	11,200	7400	Teburba 3800 E.	keine von Bedeutung	Der Brigadegeneral Mahmud 'Afâs.
'Abd Esiha, Mirffâ, Eshahdy bâ Eshâ'hd	20,000	4000	Halq el Ued (Eolletta) 3000 E.	Eshahdy bu Eshâ'hd 5000 Einw. Mirffâ 1500 Einw.	Der Viceadmiral Eshahdy Hassan in Soletta.

Tunis	140,000	keine	Die Hauptstadt Tunis 125,000 Einwo.	Bardo 2000 Einwo. Manaba, Fayt Mah und andere Ortschaften 13,000 Einwo.	Tunis hat keinen Dâhid; dessen Functionen versteht der Stadtgouverneur, Divisionsgeneral Sjahydy Ssahym Daulethy (Deh). 'Ashy el 'Ashy.
Mohammediya und Mornaqiya	7000	2000	Mohammediya 300 Einwo.	Mornaqiya 200 E.	
Hammâm el Anf	3000	1000	Hammâm el Anf 500 Einwo.	keine von Bedeutung	Dunâß el 'Ashy.
Ssolaymân (sprich Ssimân)	34,000	13,000	Ssolaymân (Ssimân) 2000 E.	Mâbel 4800 Einwo. Hammâmât 2000 HammâmDorba 3000 Dalibiya 2500	Der Brigadegeneral Mahumud 'Asâs.
Ssâhil und Ssuffa	52,000	7000	Ssuffa 7500 E.	Da'lat es Çarhyra 2800 Einwo. Ferqia 1500	Der Kriegsminister, General Sâruq.
Misfir (Monastir)	41,000	4,600 ohne die Weithâlit, die als Bedrinen eigene Verwaltung haben	Misfir (Monastir) 8000 Einwo.	Lebolba? 2500 Einwo. Moqalta? 2000 E.	Der Brigadegeneral Sjahydy 'Dhman.

Officieller Name des Dâhidats (Gouvernements).	Totale Bevölkerung.	Romadische Bevölkerung im Dâhidat.	Hauptort des Dâhidats und Volkszahl.	Andere Ortschaften.	Name des Dâhid's im Jahre 1868.
Mahdiya (auch genannt Africa)	22,000	5000 ohne die compacten Roma- denstämme	Mahdiya (Africa) 9000 Einw.	viele Dörfer	Der Brigadegeneral Hoffayn, Dâhid der Methâlit.
Esfâqes (Efar)	24,000	9000	Esfâqes (Efar) 10,000 E.	viele Dörfer	Der Dâhmâqam Has- san el Dscheluliy.
Inseln Dar- qenna	10,000	keine	Mirfâ 200 E.	viele kleine Dörfer	Der Dâbige adinterim.
Dahruân und 'Drusch Esfa- nâschâq	22,000	12,000	Dahruân 12,000 Einw.	keine von Bedeutung	'Ahyh ben Chahya Dâhid der Dschelâf Ahyr.
Dafça	14,400	keine im eigent- lichen Regierungs- districte	Dafça 5000 E.	keine von Bedeutung	Ahmed ben Dussuf.
Dscharyb (Be- led el Dscharyb)	53,000	keine im eigent- lichen Regierungs- districte	3 Hauptstädte: Tusâr 5600 E. Nesta 8200, Udhâna 3800	Homma 2000 Einw. Schorsâ 1400, Ein- qân 1000	'Ahyh es Esâfih.

Insel Dscherba	50,000	keine	Haupt eß Esuq 3000 Einw.	Qadryân 2000, Haupt Adschym 1800. Efedwyschet 2000 Einw.	1868 der Minister des Innern Schahydy Nos- tân, 1869 Hamyda ben 'Ahyâd, zugleich Dâhid von Benjart.
Arâd	51,000	10,000	Dâbiß (Gâß) 6000 Einw.	viele zerstreute Dajen- dörfer	Der Divisionsgeneral Muçtafa Agha.
Taştur	16,000	5000	Wâdschâs el Bâb 1800 Einw.	kleine Dörfer	Hassuna ben Sî'ad.

II.

## II. Nomadenstämme außerhalb der südlichen Regierungsbezirke.

Hauptstämme.	Nebenstämme.	Lagerplätze.	Annähernde Seelenzahl.	Bemerkungen.	Name des Dâhid's oder Schahyfa im Jahre 1868.
Mulâd Sî'âhd ben Wa'âr Waderna		nördlich von Herqla östlich von Dâ- biß	6000 5000	Leben theils auch in Dörfern	Der Brigadegeneral Mahmud 'Aghâs. Seit 2 Jahren wegen Rebellion kein Dâhid.
Aqâra		bei Dschardschyß	3800	Leben theils auch in Dörfern	Der Dâhid von Dscher- ba, der aber von den Aqâra nicht anerkannt wird.

27

Hauptstämme.	Nebenstämme.	Lagerplätze.	Annähernde Seelenzahl.	Bemerkungen.	Name des Däpid's oder Chalysa im Jahre 1868.
Band Daqub		zwischen Dahr, Siraun und Däbiß	5000	Nicht zu verwechseln mit den Anläd Daqub	Esjaydy Ahmed ben Mohammed.
Anläd Esjaydy Ahmed et Tlyly		bei Deryâna	6000		El Shadhîr ben 'Ab- bâß et Tlyly.
Dahy esch Schrya		bei Dassa?	unbekannt		El Hâdsch Mohammed Tyrud.
Schlyln und Rassâna		bei Sarhuân?	4000		Der Amir 'May Hafs- sân basch Memlut.
'Drusch Es- jaydy Mohar- ridsch		?	2000	Dieser und die zwei folgenden Stämme sie- hen nur in der mir vom Minister gegeb- nen Liste; aber nicht einmal ihren Wohnort konnte ich ermitteln	Rebahr el Mohar- ridschy.
Scharân und Narha		?	3000	Sonst wußte Niemand mir etwas über sie zu sagen	'Alala ben Farhut Wid Galah.

Kasâma	?	8000	Der Cavalleriegeneral Şahydy Kaschyd.
Tuâba	östlich von Biserta	4000	Mûmed el Bâdschy.
Maqâba	?	?	'Omâr er Rhyssy.
Rurh	Gegend um Lohorsfoq	2000	Şarwâş el Ar 'âr.
Drhd und Drhd Bâdiya	bei Bâdscha, Doff, Dschobba Kufa, im ganzen Norden der Regenttschaft zerstreut	40,000 mit Inbegriff der vier Nebenstämme	Der Brigadegeneral Ibrâhym er Rîahy.
	1) Anlâb Dschwyn		Gâlah ben Hassân.
	2) Anlâb Maqâc		'Alyh ben Maryssy.

Dieser Stamm steht nur in der aus dem Ministerium stammen den Liste; sonst konnte ich nichts über ihn erfahren

Die bedeutendste Stammesgruppe im nördlichen Tunisien, berberischen Ursprungs

Unterabtheilung der Drhd

Unterabtheilung der Drhd

Hauptstämme.	Nebenstämme.	Lagerplätze.	Annähernde Seelenzahl.	Bemerkungen.	Name des Däyh's oder Chahysa im Jahre 1868.
Auláb Esah yhdy 'Abhd	3) Auláb 'Arfá 4) Arab (Araber im Gegensatz zu den übrigen Dryd, die Ber- ber sind)	bei Esahdy 'Abd er Rabby unweit Duqqa  nördlich vom Medischerda südlich von Bädscha	5000	Unterabtheilung der Dryd Einziger arabischer Stamm in der ber- berischen Stammes- gruppe der Dryd	Ahmed ben 'Dmar ben 'Abd Allah. El 'Shadâr, ein zehn- jähriger Sohn des Däyh's aller Dryd führt den Titel "Däyh el 'Arab".
Uslatya und Hamussiya	im ganzen Nor- den Tunisien's zerstreut	6000	Die Uslatya, vom Dschebel Uffalit stam- mend, wurden im vorigen Jahrhundert von dort vertrieben und zerstreut	Ahmed bu Esmyda.  Der Bâsch Hâmba Hâbsch es Cádiq.	

Aulâd 'Aun	am oberen Lauf des Sÿhâna	nach Pélissier 10,000, alle 3 Nebenstämme inbegriffen	Dâ'im ben Iâ'-'Alah für alle 3 Stämme.
1) Aulâd Sÿsyn	Gebirge am rechten Ufer des Sÿhâna		Kein besonderer Dâ'id.
2) Sÿhâna	Ebene am rechten Ufer des Sÿhâna		Kein besonderer Dâ'id.
3) Sÿsûnd	linkes Ufer des Sÿhâna nördlich von Rîgra nordöstlich von Dayruân	3000	Kein besonderer Dâ'id. EI Bayrh.
Aulâd Dahya	Gegend um Hansÿhr Sÿhâna	8000	Gâlah ben Sÿahsa.
Mesât	Gegend um el Dÿchem und Sÿsâqêß	20,000, alle 5 Nebenstämme inbegriffen	Der Brigadegeneral Hoffahn.
Methâlyt			

Hauptstämme.	Nebenstämme.	Lagerplätze.	Annähernde Seelenzahl.	Bemerkungen.	Name des Dâhid's oder Ghahfa im Jahre 1868.
Sawassa (vulgo Sjuâssy) Farâschysch	1) Mulâd Me-rah	bei Essâqes		Unterabtheilung der Methâht	Keine besonderen Dâhid's für die fünf Nebenstämme.
	2) Mulâd Me-rah	bei Essâqes		Unterabtheilung der Methâht	
	3) Mulâd Esâhb	bei el Dschem		Unterabtheilung der Methâht	
	4) Mulâd Bas-lâta	bei Myssyr		Unterabtheilung der Methâht	
	5) Mulâd Nedschem	bei Myssyr		Unterabtheilung der Methâht	
Sawassa (vulgo Sjuâssy) Farâschysch		nördlich von el Dschem	8000	Hat jetzt nur noch ein einziges Lager	el Hâdsch 'Ahy ben Sffmâhl.
		von Tebessa bis gegen Dschima	12,000 mit den drei Nebenstämmen	Sehr zusammenge- schmolzen seit der Re- bellion von 1864	el Hâdsch Maqhd.
	1) Mulâd 'Ahy	südlich von			Unterabtheilung der Farâschysch
	2) Mulâd Wasas	südöstlich von Tebessa		Unterabtheilung der Farâschysch	

Madschir	3) Kulâd Madschir	Gegend um Dacrâhn	8000, die 3 Nebenstämme inbegriffen	Unterabtheilung der Farâschysch	'Ally es Qâfir.
Kulâd Nyâr	1) Kulâd Mana	Gegend um Dschilma	5000	Unterabtheilung der Madschir	Keine besonderen Dâhid's.
Hamâma	2) Scheqetma	Sfabyba	30,000 mit den drei Ne- benstämmen	Unterabtheilung der Madschir	'Ally ben 'Omâr ben Mohammed Qâlah.
	3) Madschir el Thâd	Sfabyla		Fast immer in Re- belleion begriffen	Haben keinen gemein- samen Dâhid, son- dern jeder Unterstamm hat den seinigen.
	1) Kulâd Ma- merma	nördlich von Dasça		Unterabtheilung der Hamâma	Ahmed ben Yussuf ben 'Ally.
	2) Kulâd Kedwân	südlich von Dschilma		Unterabtheilung der Hamâma	Ibn er Nâhyb el 'Ahy.

Hauptstämme.	Nebenstämme.	Lagerplätze.	Annähernde Seelenzahl.	Bemerkungen.	Name des Dähid's oder Chahya im Jahre 1868.
Dscheläb	3) Anläd 'Ahyä	nordöstlich von Dafsa im Centrum von Tunisten	nach Pölsifier etwa 28,000 Seelen	Unterabtheilung der Hamâna Zerfallen in drei Unterstämme	Ahmed ben Duffuf. Haben keinen gemeinschaftlichen Dähid, sondern jeder Unterstamm hat den seinen. El Bedâwy.
	1) Anläd Sfandâffy	bei 'Ayn Bah-dhâ	14,000	Unterabtheilung der Dscheläb	'Ahy ben Chahya.
	2) Anläd Ahyr	bei Dahrûân	6000	Unterabtheilung der Dscheläb	Mohammed ben el Hâdsch Ko 'ub.
	3) Anläd Chahya	beim Dschebel Tulya	7000	Unterabtheilung der Dscheläb	Sbrâhym en Messâwy.
Messâwa		in der Wüste am Bahr Dî-ratn	15,000	Leben theils in festen Wohnsitzen	
Worhqamma (Sprich Urganma)		südlich von der Insel Dscherba bis zur tripolitani- schen Gränze	25,000	Einer der kriegerisch- sten und mächtigsten Stämme Tunisiens.	Zeit zwei Jahren in Rebellion und ohne Behörde.

Mahediäba	bei 'Ayn el Kels südlich von den Nesät	6600	Ein Stamm von Mo- rabitun oder Abkömmlingen eines Heiligen; sehr friedfertig	El Schaych Mussa Schalyfa.
Muläd Daqub	südlich von Doff	6000		Muṭṭafa ben el Hädsch 'Dmâr.
Muläd bu Mhânim	an der algieri- schen Gränze südwestlich von Doff	6000	Saben gute Pferde	Der letzte Dâhid wurde vom Stamm verjagt.
Myah	im Centrum Tunisiens	3000		Mohammed ben Muṭ- tafa.
Warjân	in Serrâ War- sân bei Sanfur	5000	Befleißigen sich des Ackerbaues	'Abd el Dâdir ben Sfolahmân.
Banu Sayh oder Syh	nördlich von Dâbisß an der Küste	6000	Nicht zu verwechseln mit den Banu Sjâ'hd.	Seit einem Jahre in Rebellion und ohne Behörde.

Schlussnote. Man wird, wenn man die hier annähernd gegebenen Bevölkerungsabschätzungen addirt, gewiß staunen, daß das Resultat die Gesamtbevölkerung Tunisiens als eine so geringzählige angiebt; ein Resultat, welches den Ausfagen aller bekantten geographischen Werke widerspricht, die meist die Menschenzahl Tunisiens als gegen zwei Millionen betragend annehmen. So groß ist sie nun einmal gewiß nicht, das hat schon Pélissier bewiesen. Aber nach obiger Liste würde sie sich als nicht einmal eine Million stark herausstellen und das ist jedenfalls zu

wenig. Ich habe allen Grund zu vermuten, daß die Wahrheit in der Mitte zwischen diesen Extremen liegt und daß wir in Tunisien eine Seelenzahl von anderthalb Millionen annehmen können; vor dem Hungertyphus von 1867 und 1868 muß sie etwa ein Sechstel mehr betragen haben. Der Umstand, daß die Zahlen auf obiger Liste so klein sind, rührt daher, weil die Quelle meiner Angaben meistens die Aussagen der in Tunisien lebenden Europäer bildeten, die Eingigen, denen man einigermaßen ein Urtheil zutrauen kann, denn die Moslems schätzen Alles hyperbolisch in's Blaue hinein und sind im Stande von 30 Millionen Tunisiern zu reden. Die hier lebenden Europäer verfallen jedoch leicht in den entgegengelegten Fehler, indem sie von allen Dingen und Menschen im Orient eine allzuunterschätzende Meinung hegen, Alles herunterziehen und verkleinern und somit auch die Ausgestorbenheit und Verödung des Landes noch größer schildern, als sie es wirklich ist. Dennoch, obgleich ich das Bestimmteste dieser Abschätzungen wohl einsah, durfte ich mich doch nicht von den Angaben meiner, sonst übrigens sehr respectablen Quellen entfernen, wenn ich nicht selbst in's Blaue hinein rathen wollte. Deshalb gebe ich die obige Liste; jedoch cum grano salis und kann den Geographen nur den Trost bieten, daß nirgendwo bis jetzt eine bessere existirt, denn Pélissier's Angaben sind bekanntlich nicht in ein Ganzes zusammengestellt und behandeln auch nicht die gesammte Regenttschaft; zudem berücksichtigt er nicht die Romadenstämmen nach großen Gruppen und Familien, sondern jeden einzelnen Lagerplatz in seiner zufälligen örtlichen Beschränkung, ein bei Romaden gewiß ganz falscher Standpunkt. Außer Pélissier hat nie Jemand einigermaßen glaubwürdige Abschätzungen der Völker Tunisiens veröffentlicht. Im Manuscript verfaßt sind solche jedoch von mehreren Europäern in Tunis, wie dem deutschen Arzt Dr. Nachtigall, einem spanischen Ingenieur, Carmelo Santolo und Andern, mich selbst mitbegriffen, und da diese Manuscripte mir fast alle zur Benutzung vorlagen, so schmeichle ich mir, den Geographen in dem Obigen wenigstens eine Annäherung an die Wahrheit zu bieten. Die Wahrheit selbst, fürchte ich, werden wir erst dann kennen lernen, wenn einmal ein europäischer Staat Tunisien erobern sollte.

## Anhang II.

Consularisches Actenstück über die unbestraft und ununtersucht gebliebene Ermordung von 17 Israeliten in der Stadt Tunis im Laufe des Jahres 1868 als Beweisstück zu Band I, Seite 69.

---

### Memorandum aller in Tunis residirenden Consuln an Seine Hoheit den Bey.

1) Französisches Original aus den Acten des schwedischen (und provisorisch norddeutschen) General-Consulats.

Tunis le 21 Janvier 1869.

A Son Altesse le Bey de Tunis.

Illustre et magnifique Seigneur!

Les Représentants des puissances amies soussignés, sans prétendre en aucune manière intervenir dans les questions touchants à l'administration de la justice, considèrent cependant de leur devoir de soumettre respectueusement à l'appréciation de Votre Altesse une copie de l'adresse qui leur a été présentée par le Comité Régional de l'Alliance Israélite de Tunis au sujet du récent assassinat de Josué Fetoussi, tunisien, dans l'un des quartiers les plus populeux de la cité, sans autre motif apparent que d'avoir été soupçonné de l'intention de traverser la cour de la Grande Mosquée de Djemâa Zeituna.

Quelque profondément que les soussignés déplorent

tous assassinats, ils doivent appeler d'une manière spéciale l'attention de Votre Altesse sur la mort du malheureux Josué qui a été frappé, non pour avoir commis une offense quelconque, mais uniquement par esprit de fanatisme. Ce qui rend encore cet esprit de fanatisme plus dangereux, c'est l'effet qu'il paraît avoir sur la conduite des fonctionnaires dont le devoir indubitablement était, et est encore, de découvrir et de punir l'assassin.

Jusqu'à présent ils se montrent peu disposés à remplir ce devoir, par ignorance réelle ou prétendue du fait, que dans les principaux pays musulmans l'entrée des Mosquées n'est point défendue aux personnes d'un autre culte. Il n'y a dans la Loi religieuse rien que le défend.

Lorsqu'on rapproche ce déni de justice de ce fait déplorable que dans le courant de l'année dernière (1868) dixsept (17) Israélites ont été assassinés, sans que jamais leurs meurtriers aient été punis, encore que plusieurs d'entre eux soient connus de la police, — le soussignés craignent de ne pouvoir pas calmer l'inquiétude de leurs administrés appartenants à la communauté Israélite, qui redoutent avec raison que l'impunité dont ont joui jusqu'à présent les meurtriers de leurs corréligionnaires ne les encourage par intolérance et fanatisme à se porter sur eux à de nouveaux crimes.

Pendant que le défaut de sécurité et l'inquiétude autorisent suffisamment les soussignés à faire appel à Votre Altesse pour la protection efficace de leurs administrés de religion Israélite contre de pareils assassinats, ils sont dirigés en outre par un sentiment d'humanité envers les sujets Israélites de V. A., sentiment d'humanité qu'ils ne peuvent mettre en oubli, sans s'exposer eux-mêmes à la censure severe des nations civilisées qu'ils ont l'honneur de représenter dans ce pays.

Les soussignés ont d'ailleurs toute confiance que V. A. voudra bien apprécier les motifs qui les amènent à s'adresser à Elle sur cette pénible question et comme ils portent le plus sincère intérêt à la prospérité du Gouvernement Tunisien, ils désirent, en informant leurs Gouvernements respectifs de ces faits si regrettables, pouvoir leur faire connaître en même temps l'assurance qu'ils attendent de V. A. que des mesures énergiques ont été prises pour punir et réprimer à l'avenir tous actes de violence qui pourraient être commis sur la classe la plus soumise et la plus inoffensive des sujets de Votre Altesse.

Nous saisissons cette occasion

Illustre et magnifique Seigneur

de présenter à

Votre Altesse

l'assurance de notre très haute et très sinicère considération.

(Suivent les signatures en ordre alphabétique des pays représentés.)

## 2) Deutsche Uebersetzung.

Tunis, den 21. Januar 1869.

An Seine Hoheit den Bey von Tunis.

Durchlauchtiger, Großmächtiger Herr!

Die unterzeichneten Vertreter der befreundeten Mächte, ohne auf irgend eine Weise sich in Fragen, welche die Handhabung der Justiz berühren, einmischen zu wollen, halten es dennoch für ihre Pflicht, Eurer Hoheit ehrerbietigst die Abschrift einer Adresse vorzulegen, welche ihnen von Seiten des Regional-Comité's der Israelitischen Allianz in Tunis zukam, und welche den vor Kurzem an dem Tuniser Josua Festuffy vollzogenen Mord zum Gegenstande hat, ein Mord,

der in einem der volkreichsten Viertel der Stadt stattfand, und zwar ohne irgend ein anderes in die Augen fallendes Motiv, als dasjenige, daß der besagte im Verdacht stand, durch den Hof der großen Moschee Dschâmi' Saytuna gehen zu wollen.

Wie tief auch die Unterzeichneten jede Mordthat beklagen, so glauben sie doch die Aufmerksamkeit Eurer Hoheit im Besonderen auf den Tod des unglücklichen Josua lenken zu müssen, welcher nicht etwa, weil er irgend ein Vergehen begangen, ermordet wurde, sondern lediglich aus Fanatismus. Was diesen Fanatismus noch gefährlicher macht, ist die Wirkung, welche er auf das Verhalten der Beamten auszuüben scheint, deren Pflicht es ohne Zweifel war und noch ist, den Mörder ausfindig zu machen und zu bestrafen.

Bis jetzt zeigen sie sich wenig geneigt, diese Pflicht zu erfüllen, in Folge wirklicher oder vorgegebener Unwissenheit in Bezug auf die Thatsache, daß in den meisten moslimischen Ländern der Eintritt in die Moscheen den Andersgläubigen nicht untersagt ist. Es existirt kein Artikel des religiösen Gesetzes, welcher ihn verbietet.

Bringt man diese Justizverweigerung mit der beklagenswerthen Thatsache in Verbindung, daß im Laufe des verflossenen Jahres (1868) nicht weniger als siebenzehn (17) Israeliten in Tunis ermordet wurden, ohne daß man jemals ihre Mörder bestraft hätte, ungeachtet mehrere der letzteren der Polizei wohlbekannt waren, — so fürchten die Unterzeichneten, die Besorgniß derjenigen ihrer Schutzbefohlenen, welche der Israelitischen Gemeinde angehören, kaum mehr beruhigen zu können, indem letztere mit Recht besorgen, daß die Straflosigkeit, deren sich die Mörder ihrer Glaubensgenossen bis jetzt erfreuten, dieselben in ihrer Unduldsamkeit und ihrem

Fanatismus zu neuen Verbrechen gegen deren Personen er-  
muthige.

Während der Mangel an Sicherheit und die durch ihn hervorgerufene Besorgniß die Unterzeichneten hinlänglich rechtfertigen, wenn sie sich an Eure Hoheit wegen der wirksamen Beschützung ihrer Schutzbefohlenen israelitischen Glaubens vor ähnlichen Mordthaten wenden, so leitet sie doch zugleich auch noch eine Pflicht der Menschlichkeit in Bezug auf diejenigen Israeliten, welche Unterthanen Eurer Hoheit sind, eine Pflicht der Menschlichkeit, welche sie nicht in Vergessenheit ruhen lassen können, ohne sich selbst dem strengsten Tadel von Seiten der civilisirten Nationen auszusetzen, welche sie die Ehre haben, zu vertreten.

Uebrigens hegen die Unterzeichneten volles Vertrauen, daß Ew. Hoheit die Motive, welche sie veranlassen, sich an Höchstdieselbe in dieser traurigen Frage zu wenden, genügend schätzen werde; und da sie das aufrichtigste Interesse an der Wohlfahrt der Tunisischen Regierung nehmen, so hoffen sie, daß es ihnen ermöglicht werde, ihren respectiven Regierungen, indem sie denselben über jene beklagenswerthen Ereignisse Bericht erstatten, zu gleicher Zeit die Versicherung der Thatsache aussprechen zu können, daß Ew. Hoheit bereits energische Maßregeln ergriffen habe, damit in Zukunft alle gewaltsamen Handlungen, welche gegen jene unterwürfigste und friedlichste Classe der Unterthanen Eurer Hoheit begangen werden sollten, gestraft oder ganz verhindert werden.

Wir ergreifen diese Gelegenheit

Durchlauchtiger und Großmächtiger Herr

Ew. Hoheit die Versicherung unserer vorzüglichsten und aufrichtigsten Hochachtung auszusprechen.

(Folgen die Unterschriften in alphabetischer Ordnung nach den Anfangsbuchstaben der respectiven Länder.)

Schlussnote. Obiges Actenstück war kaum in die Hände des Bey gelangt, als eine neue Mordthat, an einem jungen Israeliten in Tunis begangen, alle Menschenfreunde in Trauer versetzte. Der Hergang war ähnlich wie bei dem Mord an Josua Fetussy. Der junge Mann war an einer Moschee vorbeigegangen, als plötzlich ein gemeiner Araber aus dieser hervorsprang, dem Juden seine Uhr mit Gewalt entriß und mit dem gestohlenen Gegenstand sich sogleich wieder in die Moschee flüchtete. Der Jude wollte dem Diebe nach-eilen und drang in seinem Verfolgungseifer wirklich in das Innere der Moschee vor. Ein Paar Minuten später wurde er, durch mehrere Dolchstiche verwundet, aus derselben herausgetragen und zwar in das Haus des Stadtgouverneurs, wo er sich noch wegen des Verbrechens, eine Moschee betreten zu haben, rechtfertigen sollte. Aber kaum vor den Richter gestellt, so brach der Unglückliche zusammen und verschied bald darauf. Es zeigte sich, daß er eine klaffende Wunde im Unterleib hatte. Die Behörden verhielten sich hierbei ganz passiv. So lange der Jude noch lebte, wollte man diesen für die vermeintliche Entheiligung einer Moschee bestrafen, an die Bestrafung seiner Verwunder dachte aber Niemand, selbst dann nicht, als es sich herausstellte, daß sie ihn ermordet hatten. Der Stadtgouverneur schien es vielmehr ganz in der Ordnung zu finden, daß man einen Ungläubigen umbringe, weil er, wenn auch mit vollkommenem Recht als Verfolger eines Diebes, eine Moschee betreten hatte.

---

## Anhang III.

Zu Colonia Scillitana (Seite 181).

Das längere Gedicht in Hexametern:

Sint licet exiguae fugientia tempora vitae  
Parvaeque raptorum cito transeat hora dierum  
Mergat et elysiis mortalia corpora terris  
Adsidue rupto Lachesis male conscia penso  
Iam tamen inventa est blandae rationis imago  
Per quam prolatos homines in tempora plura  
Longior excipiat memoratio multaue servet  
Secum per titulos mansuris fortius annis  
Ecce recens pietas omni placitura favore  
Ingentem famae numerum cum laude meretur  
Exemplo iam plena novo quam Flavius alto  
More secundus agens patrio signavit honore  
Quis non iam pronis animi virtutibus adsit  
Quis non hoc miretur opus fusasque videndo  
Divitias stupeat tantos se cernere census  
Per quos aetherias surgunt monimenta per auras  
Haec est fortunae melius laudanda facultas  
Sic sibi perpetuas faciunt impendia sedes  
Sic immortales scit habere pecunia mores  
Aeterno quotiens stabilis bene figitur usu  
Viderit ille furor nimio qui ducitur auro  
Quem trahit argenti venalis sanguine candor  
Viderit et fusae vanis in amoribus errans  
Gloria luxuriae peregrinas quaerere magno  
Quae didicit vestes gemmasque nitore placentes  
Aut ab Aerythreo venientia munera fluctu  
Quam laedunt gentes vario certamine rerum  
Graecia cum pueris Hispania pallados usu  
Venatu Libyae tellus orientis amomo  
Aegyptos phariis levitatibus artibus actis  
Gallia semper ovans dives Campania vino  
Haec cito deficiunt et habent breve munus amoris

Momentis damnata suis set (*sic*) si quis ad omnes  
 Respiciat vitae casus hominemque laboret  
 Metiri brevitatem suam tunc credere discit  
 Nil aliud (*sic*) melius fieri nisi viribus aevi  
 Quot possit durare diu sub honore deorum  
 Nunc ego non dubitem tacitis Acherontos in umbris  
 Si post fata manent sensus gaudere parentem  
 Saepe secunde tuum reliquas et spernere turmas  
 Quod sciat hic tantam faciem superesse sepulchri  
 Perpetua novitate sui sic stare nitentes  
 Consensus lapidum sic de radice levatos  
 In melius crevisse gradus ut et angulus omnis  
 Sic quasi mollitae ductus sit stamine cerae  
 Mobilibus signis hilaris sculptura novatur  
 Et licet aesidue (*sic*) probet hos vaga turba... opes  
 Lucentes stupeat pariter pendere columnas  
 Quit cum militiae titulos ipsumque parentem  
 Numinibus dederis haec gaudia saepe nitentem  
 Quae quondam dedit ipse loco dum.....  
 Multa creat primasque cupit componere v.. es  
 Et nemus exornat revocatis saepius undis  
 Permittant mihi fata loqui noctisque timendae  
 Regnator Stygius sic immortalis haberi  
 Iam debet pater ecce tuus ditisque retegat  
 Tristem deseruisse domum dum tempore toto  
 Mavolt haec monumenta sequi scriptisque per aevom (*sic*)  
 .. vere nominibus solitis insistere lucis  
 Adsidue patrias hinc cernere dulciter arces  
 Quosque dedit natis prope semper habere penates  
 Forsitan haec multi vano sermone ferentes  
 Venturae citius dicant praesagia mortis  
 Si quis dum vivit ponat monimenta futuris  
 Temporibus mihi non tales sunt pectore sensus  
 Set puto securos fieri quicumque parare  
 Aeternam voluere domum certoque rigore  
 Numquam lapsuros vitae defigere muros  
 Fatis certa via est neque se per stamina mutat  
 Atropos ut primo caepit decurrere filo  
 Crede secunde mihi pensatos ibis in annos  
 Set securus eris set toto pectore dives

Dum nulli gravis esse potes nec plena labore  
 Testamenta facis tuus hoc dum non timet heres  
 Ut sic aedificet iam nunc quodcumque relinques  
 Totum perveniet tua quo volet ire voluntas  
 Sed revocat me cura operis celsique decores  
 Stat sublimis honor vicinaque nubila pulsat  
 Et solis metitur iter si jungere montes  
 Forte velint oculi vincuntur in ordine colles  
 Si videas campos infra jacet abdita tellus  
 Non sic romuleas exire colossos in arces  
 Dicitur aut circi medias obeliscus in auras  
 Nec sic sistrigeri demonstrat pervia nili  
 Dum sua perspicuis aperit pharos aequora flamis (*sic*)  
 Quid non docta facit pietas lapis ecce foratus  
 Luminibus multis hortatur currere blandas  
 Intus apes et cerineos componere nidos  
 Ut semper domus haec thymbreo nectare dulcis  
 Sudet florisapos dum dant nova mella liquores.

Das kürzere Gedicht in Distichen:

Huc iterum pietas venerandas erige mentes  
 Et mea quo nosti carmina more fove  
 Ecce Secundus adest iterum qui pectore sancto  
 Non monimenta patri sed nova templa dedit  
 Quo nunc Calliope gemino me limite cogis  
 Quas jam transegi rusus (*sic*) adire vias  
 Nempe fuit nobis operis descriptio magni  
 Diximus et junctis saxa potita locis  
 Circuitus nemorum currentes dulciter undas  
 Atque reportantes mella frequenter apes  
 Hoc tamen hoc solum nostrae puto defuit arti  
 Dum cadis ad multos ebria musa locos  
 In summo tremulas galli non diximus alas  
 Altior extrema qui puto nube volat  
 Cujus si membris vocem natura dedisset  
 Cogeret hic omnes surgere mane deos  
 Et jam nominibus signantur limina certis  
 Cernitur et titulis credula vita suis  
 Opto Secunde geras multos feliciter annos  
 Et quae fecisti tu monimenta legas.

Grabinschrift in terentianischen Versen aus Mochtar oder  
Mäder zu Seite 228.

## 1.

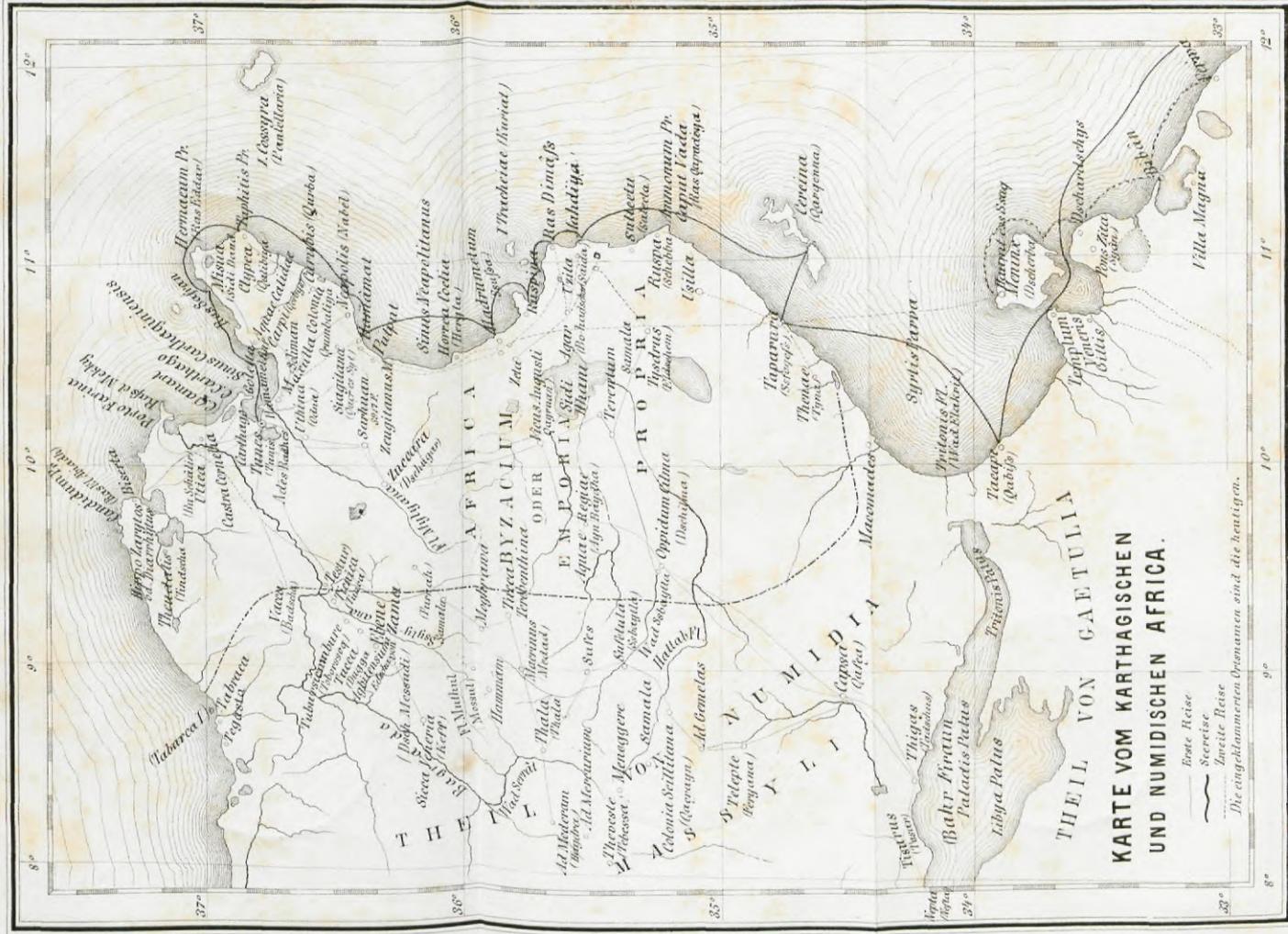
C Julio Proculo fortunatiano pater  
 Filio memoriae titulum sibi erepto reddidit  
 In annis viginti duobus quos parcae praefinierant edito  
 Innumeris vitae laudibus omnem aetatem reddidit  
 Nam puer pubertatis exempla optuma bene vivendo dedit  
 Pubertatis initia juvenili corde edidit  
 Iuventutis vitam maxuma exornavit gloria  
 Sic namque ut in exiguo tempore multis annis vixerit  
 Puer ingenio validus pubes pudicus juvenis orator fuit  
 Et publicas aures togatus studiis delectavit suis  
 In parvo itaque tempore vita multis laudibus . . . .  
 Inque isto patrio opere juven . . . . ius ut senex  
 Perpetua quiescit requie conditori . . . orato spiritu.

## 2.

PALLIAE SATVRNINAE IVLIVS MAXIMVS QVONDAM SVAE  
 HANC OPERIS STRVEM DICAVIT SEMPER VT HABERET  
 MVNERI  
 SIMVLQVE MEMORIAM PIAE CONIVGIS  
 INQVE EO SVO TEMPORE SEMET  
 IN ANNIS TRICENIS  
 SAT PROBE (*sic*) MVLIER  
 NIHIL POTIVS CVPIE . . . . . GAVDERET DOMVS  
 NAM IN REBVS . . . . ET SVIS MATER COMMVNIS IVVENIS  
 SIMPLICI ANIMO VIVENS VIX MVLIEBREM MVNDVM VIN-  
 DICABAT SIBI  
 IN VIRVM RELIGIOSA IN SE PVDICA IN FAMILIA MATER  
 FVIT  
 IRASCI NVMQVAM AVT INSILIRE QVEMQVAM NOVERAT  
 CVLTV NEGLECTO CORPORE MORIBVS SE ORNABAT SVIS  
 ET . . . . . SVDORE SOLO COMITABATVR SVO.

## 3.

..... M . . . ER		.....
..... ORE . . .		VIBVS EVMVSQVE SEQVTA
..... TVR QVO		SEMPER OPTAVIT SIBI
..... VIRGO BIS		DENIS MORATA ORBIBVS
..... EVES HIC		SEPVLTA SEMPER VIVIT
		SIBI.



**THEIL VON KARTHAGISCHEN  
UND NUMIDISCHEN AFRICA.**

— Erste Reise  
 - - - - - Secretäre  
 . . . . . Zweite Reise  
 Die eingeklammerten Ortsnamen sind die heutigen.



**Krause, G.**, Herzogl. Anhalt. Hofrath, der fruchtbringenden Gesellschaft ältester Erbschrein. Urkundlicher Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprachgesellschaften im 17. Jahrhundert. Nach den Originalien der Herzogl. Bibliothek zu Cöthen herausgegeben. gr. 8. geh. 3 Thlr.

— Urkunden, Aktenstücke und Briefe zur Geschichte der Anhaltischen Lande und ihrer Fürsten unter dem Drucke des 30jährigen Krieges (1623—52). Nach den Originalen und Abschriften des Herzogl. Archivs zu Cöthen. 5 Bände. gr. 8. geh. 25 Thlr. 17 $\frac{1}{2}$  Ngr.

**Krause, J. H.**, Plotina oder die Kostüme des Haupthaars bei den Völkern der alten Welt, mit Berücksichtigung einiger Kostüme neuerer Völker in kosmetischer, ästhetischer und artistischer Beziehung dargestellt und durch 200 Fig. (auf 5 lith. Tafeln in qu. 4.) veranschaulicht. gr. 8. geh. 2 Thlr. 18 Ngr.

**Krehl, Dr. L.**, de numis Muhammadanis in numophilacio regio Dresdensi asservatis commentatio. gr. 8. geh. 24 Ngr.

**Krieg, der, gegen Ghina im Jahre 1860.** Redigirt von dem „Dépôt de la guerre“ des Kaiserlich Französischen Kriegs-Ministeriums. Aus dem Französischen von v. d. \*n. Mit einer Uebersichtskarte und 4 Plänen. Autorisirte Ausgabe. gr. 8. geh. 1 $\frac{1}{2}$  Thlr.

**Kruse, K. R.** Staatsrath und Ritter Prof. Dr. Fr., **Necrolivonica** oder Geschichte und Alterthümer Liv-, Est- und Kurlands, Griechischen, Römischen, Byzantinischen, Normannischen oder Waräger-Russischen, Fränkischen, Angelsächsischen, Anglodänischen Ursprungs. Gefunden auf einer allerhöchst befohlenen archäologischen Untersuchungsreise und durch spätere Nachforschungen wissenschaftlich erläutert. Mit 47 (aus einer grössern im Manuscript vorhandenen Menge) ausgewählten Steindrucktafeln, Alterthümer, Pläne und Ansichten darstellend, und einer comparativen Uebersichtskarte u. Nachtrag. Color. u. geb. 17 Thlr.

**Kruse, Th.**, **Indiens alte Geschichte.** Nach den ausländischen Quellen, im Vergleich mit den inländischen dargestellt und besonders hinsichtlich des Handels und der Industrie mit Rücksicht auf die neuesten Zeiten zuerst bearbeitet. gr. 8. geh. 2 Thlr. 22 $\frac{1}{2}$  Ngr.

**Lachmann, Dr. R. S.**, Geschichte Griechenlands von dem Ende des peloponnesischen Krieges bis zu dem Regierungsantritte Alexanders des Großen. 2 Bde. gr. 8. geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

**Lane, E. W.**, Sitten und Gebräuche der heutigen Egypter. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. J. Th. Zenker. Zweite mit Zusätzen vermehrte Ausgabe. 3 Thele. in einem Bande. 16. geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

**Langbein, A. F. G.**, sämtliche Gedichte. 2 Bde. 8. geh. 14 Ngr.; geb. 16 Ngr.

**AEONAPAIOT APETINOT** περί της πολιτείας των φλωρεντινων. Neu nach bisher unedirten Handschriften herausgegeben von Dr. L. W. Hasper. 8. geh. 4 Ngr.

**Layard, A. H.**, **Niniveh und Babylon.** Nebst Beschreibung seiner Reisen in Armenien, Kurdistan und der Wüste. Uebersetzt von Dr. J. Th. Zenker. Mit dem Bildniss des Verfassers, vielen Illustrationen und zwei Karten. gr. 8. geh. 3 Thlr.

— **Niniveh und seine Ueberreste.** Nebst einem Berichte über einen Besuch bei den chaldäischen Christen in Kurdistan und den Jezidi oder Teufelsanbetern, sowie einer Untersuchung über die Sitten und Künste der alten Assyrier. Deutsch von Meißner. 2. wohlfeile Ausgabe. Mit 94 Illustrationen, 6 Plänen, einer Karte und einem Nachtrage von Prof. Dr. G. Seyffarth, über die ägyptischen Alterthümer in Nimrud und das Jahr der Zerstörung Ninivehs. gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

— populärer Bericht über die Ausgrabungen zu Niniveh. Nebst der Beschreibung eines Besuches bei den chaldäischen Christen in Kurdistan und den Jezidi oder Teufelsanbetern. Nach dem größeren Werke von ihm selbst abgekürzt. Deutsch von Meißner. Mit allen Kupfern des größeren Werkes. gr. 8. geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

- Proenz, M. Chr. G.**, Chronik der Stadt Grimma. 1.—21. Heft. Mit vielen Kupfern und einem Grundriß der Stadt. gr. 8. geh. 9 Thlr. 24 $\frac{1}{2}$  Ngr.
- Lukasiewicz, Joseph**, Geschichte der reformirten Kirche in Lithauen. 2 Bde. gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Lynch, W. F.**, Bericht über die Expedition der Vereinigten Staaten nach dem Jordan und dem todten Meere. Nach der zweiten Auflage deutsch bearbeitet und mit dem officiellen botanischen Berichte versehen von Meißner. Neue wohlfeile Ausgabe. Mit 26 Kupfertafeln u. 2 Karten. gr. 8. geh. 2 Thlr.
- Maltzan, H. Freiherr von**, Meine Wallfahrt nach Mekka. Reise in der Küstengegend und im Innern von Hedschas. 2 Bde. 8. geh. 2 $\frac{1}{2}$  Thlr.
- Reise auf der Insel Sardinien. Nebst einem Anhang über die phöniciſchen Inſchriften Sardinienſ. Mit vielen Illustrationen. 8. geh. 2 $\frac{1}{2}$  Thlr.
- Sittenbilder aus Tunis und Algerien. Nebst 1 Tafel Abbildungen. 8. geh. 1 $\frac{1}{2}$  Thlr.
- Melanthonis, Philippi, Loci theologici.** Ad fidem editionis principis MDXXI novis curis editi. 8. geh. 16 Ngr.
- Menzel, K. A.**, Staats- und Religionsgeschichte der Königreiche Israel und Juda. gr. 8. geh. 18 Ngr.
- Merivale, Charles**, Geschichte der Römer unter dem Kaiserthume. Aus dem Englischen. Bd. I. II. III. Mit 2 Karten u. 2 Plänen. gr. 8. geh. 8 Thlr.
- Mickiewicz, Adam**, Eine biographische Skizze. gr. 8. geh. 6 Ngr.
- Mindwiz, Prof. Dr. J.**, die Weisen des Morgenlandes. Eine Anthologie der urältesten Erzählungen, Mährchen, Fabeln, Lieder u. Sinnsprüche. Mit einem Titeltupfer. 8. geh. 16 Ngr.
- Müller, Dr. H. A.**, die Museen und Kunstwerke Deutschlands. 2 Bände. (I. Norddeutschland mit Einschluss der Rheinlande bis Trier, Mainz und Frankfurt. II. Süddeutschland.) 2. wohlfeile Ausgabe. 8. geh. 1 $\frac{1}{3}$  Thlr.
- Münchhausen**, des Freyherrn von, Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzuge und lustige Abenteuer, wie er dieselben bei der Flasche im Cirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. U. d. Engl. n. d. neuesten Ausg. überſ., hier und da erweitert (von G. A. Bürger). Nach den ersten Drucken hergestellte und berichtigte Ausgabe. Mit Einleitung, den verschiedenen Lesarten und Anmerkungen. 8. geh. 2 $\frac{1}{2}$  Ngr.
- Mundt, Th.**, Machiavelli und der Gang der europäischen Politik. Zweite vermehrte Ausgabe. gr. 8. geh. 1 Thlr.
- Münter, B.**, geistliche Lieder. Neue Auflage. 16. geh. 10 Ngr.
- Neugebauer, J. F.**, die Insel Sardinien. Geschichtliche Entwicklung der gegenwärtigen Zustände derselben in ihrer Verbindung mit Italien. Zweite vermehrte Ausgabe. Nebst 12 Kupfern und einer Karte von Sardinien. gr. 8. geh. 2 Thlr.
- Nork, F.**, Andeutungen eines Systems der Anthologie, entwickelt aus der priesterlichen Mysterosophie u. Hierologie des alten Orients. gr. 8. geh. 2 Thlr.
- Dressl, C. von**, Spinoza's Leben und Lehre. Nebst einem Abrisse der Schelling'schen und Hegel'schen Philosophie. gr. 8. geh. 1 $\frac{2}{3}$  Thlr.
- Palgrave, W. G.**, Reise in Arabien. Aus dem Englischen. Mit dem Portrait des Verfassers, einer Karte von Arabien und vier Plänen. gr. 8. geh. 3 $\frac{1}{2}$  Thlr.
- Paul und Virginie.** Ein Gemälde der Natur. Von Bernardin de St. Pierre. Aus dem Französischen. 8. geh. 2 $\frac{1}{2}$  Ngr.
- Pauli Brief an die Epheser.** Im Urtext zunächst für den Schulgebrauch erklärt von Dr. L. W. Vasper. 8. geh. 8 Ngr.
- Pauli Brief an die Galater.** Im Urtext zunächst für den Schulgebrauch erklärt von Dr. L. W. Vasper. 8. geh. 12 $\frac{1}{2}$  Ngr.
- Gesammelte Werke des Grafen August von Platen.** Sechster und siebenster Band. A. u. d. L.: Poetischer und literarischer Nachlaß des Grafen August von Platen. Gesammelt und herausgegeben von Johannes Mindwiz. 2 Bände. 16. geh. 20 Ngr.







